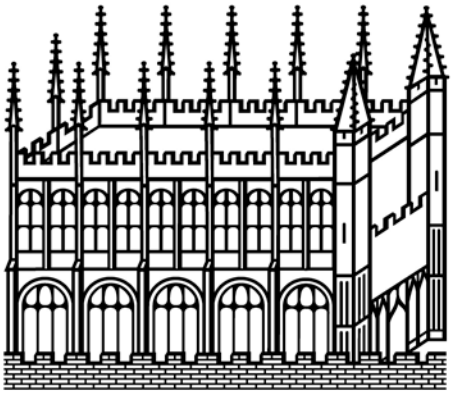


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

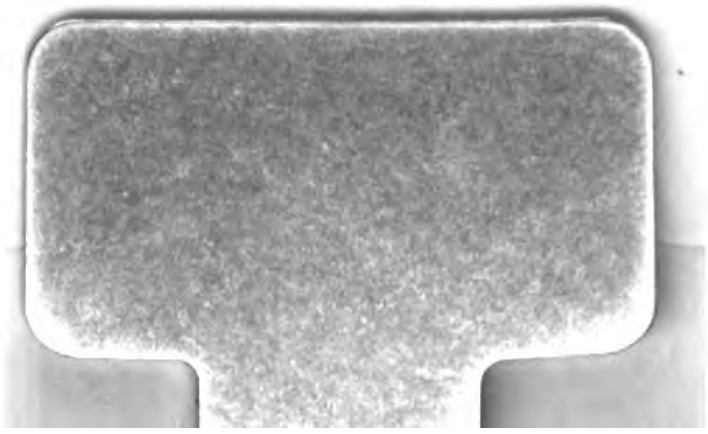
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Fiedler Q. 390 (20)



JOHANNE von CASTILIEN.

PENELOPE

TASCHENBUCH

für das Jahr 1831.

Herausgegeben
von
THEODOR HELL.

20r Jahrgang. Mit Kupfern.

LEIPZIG.
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Lemmel sc.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 1 MAY 1962
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Seite

Johanna von Castilien von Th. Hell. (Zur Erklärung des Titelstahlstichs von Frz. Stöber) III

Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen . IX

Belisar von Ed. v. Schenk. (Nach M. Retzsch von Langer.) XI

Hans Sachs von Deinhardstein. (Nach M. Retzsch von Armann.) . . . XIII

Die Schleichhändler von Raupach. (Nach M. Retzsch von Höfel.) . . . XV

Die Stumme von Portici von Auber. (Nach M. Retzsch von Kovatsch.) . . XVII

Der Tag in der Weinlese. Novelle von Adolph Ritter v. Tschabuschnigg. (Mit 1 Kupfer.) 1

Hannovers Catilina. Historische Erzählung von Wilhelm Blumenhagen . . . 24

Die Entscheidung bei Hochkirch. Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege von Friederike Lohmann 129

Elisabeth, Gräfinn zu Holstein-Schauenburg. Ein historisch-romantisches Gemälde von Agathe S... (Mit 1 Kupfer.) . . . 198

Seite

Skizzen aus Italien, von W. Waiblinger.

1. La donna ambiziosa 301
2. Ueber das Theater in Rom . . 314
3. Landſchaftmaler in Rom . . . 324
4. Umgebungen Roms 326
5. An den Grafen v. Platen Hallermünde . 330

Das Quartett. Humoreske von Wilh. Sehring (Mit 1 Kupfer.) 333

Die Freundſchaft. Von Tiedge . . . 352

Der Blinde und ſein Sohn. Poetiſche Erzählung von J. F. Caſtelli 356

Die Gäſte. Von Agnes Franz . . . 364

Der Gnadenort. An Luiſe. Von M. K. Baldamus 369

Glaube, Liebe, Hoffnung. Von Theod. Hell. 371

Tonkunſt. Von Henriette Freeſe . . 376

Abendgeläute. Von Eliſe von Hohenhauſen 378

Der Gang am Meere. Von M. K. Baldamus 379

Johanna von Castilien.

(Zur Erklärung des Titelstahlstichs.)

Einsam saß sie an dem Meere
In dem düstern, stillen Schlosse,
Ihrer Liebe zarter Sprosse,
Den sie Philipp hier geboren,
Füllte nicht des Herzens Leere,
Wußte den geliebten Herrn
Sie von sich doch ach! so fern!

Wird er wieder zu ihr kehren,
Wird sie bald sein Auge schauen,
Wird die liebendste der Frauen,
Bald an seinem Halse hangen?
Wieder ganz ihm angehören?
Ach die Tage kommen, gehn,
Niemand will ihr Leid versteh'n!

Dort in jenen Niederlanden,
Wo sie einst im treuen Bunde
Manche selig frohe Stunde
Unter heißer Liebe Küssen
In dem Lenz des Lebens fanden,
Weilt der Gatte Monden schon,
Die ihr unter Schmerz entflohn.

Nicht ihm folgen kann die Treue
Als er von der Gattin scheidet,
Die so tief im Innern leidet,
Denn ihm schenken soll der Liebe

Pfand ſie wieder bald auf's neue,
Und ſo flieht ſie, um allein
Mit der Sehnſucht nur zu ſeyn.

Aber als der holde Knabe
Auf dem Mutterarm gelegen,
Bei der Mutterthränen Segen
Fühlt ihr Herz, daß es nun einzig
Nur ein fernes Ziel noch habe,
Und, nicht mehr von Pflicht beſiegt,
Gattenliebe überwiegt.

Schwebet unter Sterngeleite
Nun des Mondes Sichel heller,
Steigt ſie zu dem kleinen Söller,
Blickt mit ſehnenden Gedanken
Hin nach Oſten in die Weite,
Ruft: „Du haſt uns oft belauſcht,
Wenn wir Herz um Herz getauſcht!“

Und es wurzelt der Gedanke
Feſter ſtets in ihrer Seele;
Ob ich Untergang auch wähle,
Ob mich Sturm und Feind bedrohe,
Länger hält mich keine Schranke,
Hin zu ihm, zum Gatten hin,
Wo ich ja im Geiſt ſchon bin!

Was ſind treuer Gattenliebe
Hinderniſſe und Gefahren?
Ob zur Beute den Barbaren
In dem unbewehrten Nachen,
Ob der Meereswuth ſie bliebe,
Was mag dies ſie kümmern? eilt
Sie doch dahin, wo er weilt. —

Und in Nebel ihre Barke
Hüllte Ihr vor Feindes Blicken,

Und Ihr gabt ihr das Entzücken
Fester Hoffnung, daß bei Stürmen
Sie zu frohem Muth erstarke,
Engel, die, wo Liebe bebt,
Ihr die matte Kraft belebt.

Ebnet vor ihr her die Wellen,
Laßt die sanft'sten Lüfte wehen,
Genien am Ruder stehen,
Und die lichtumkränzten Segel
Nur von Rosendüften schwellen,
Denn der Gattin treuer Sinn
Führt sie zu dem Gatten hin. —

Endlich ist erreicht die Küste!
Fester Boden unter'm Fuße,
Froh begrüßt mit Dankes Gruße!
O daß der Geliebten Nahen
Schon der Gatte ahnend wüßte
Und ein Zeuge sey der Strand,
Wie sich treue Liebe fand.

Aber erst, wo die Paläste
Brüssels ihre Reihen dehnen,
Stillte sich der Liebe Sehnen,
Schwand in seinem Arm das Bangen,
Das ihr schwer den Busen preßte,
Und begann ihr Leben neu,
Ihm geweiht nur, ewig treu!

Wehe! daß nur kurze Stunden
Ihr der Freude Jubel bringen!
Ach! es kann ihr nicht gelingen
Seinen flücht'gen Sinn zu fesseln;
Immer bluten neue Wunden,
Aber doch verzagt sie nicht;
Lieb' ist ihres Lebens Licht!

Denn in einer Gattin Herzen
Wohnt unendliches Verzeihen.
Immer noch dem Gatten weihen
Wird ſie ganz die treue Seele,
Härte und Verrath verſchmerzen,
Bis des Todesengels Kuß
Führt zu ſeligerm Genuß.

Johanna von Caſtilien war die Tochter des Königlichen Paares Iſabella und Ferdinand das Katholiſchen. Im Jahre 1496 ward ſie an Philipp den Schönen, Erzherzog von Oeſtreich, vermählt, und folgte dieſem Fürſten nach Brüſſel, wo ſie Karl V. gebar. Leider konnte ſie, trotz der unendlichen Liebe, welche ſie für ihren Gemahl hegte, doch das Herz dieſes etwas leichtſinnigen Fürſten nicht feſſeln. Sie betete ihn an, aber er vergalt ihr nur mit Gleichgültigkeit. Königin Iſabella, ihre Mutter, wünſchte ihr und Philipp den Thron zu ſichern, und rief Beide daher im Jahre 1502 nach Spanien zurück. Johanna reiſte durch Frankreich, wo ſie mit großer Pracht aufgenommen und mit Ehren überhäuft ward. In Spanien angelangt, erkannten die Stände von Arragonien und Caſtilien ihr und ihres Gatten Recht auf die Krone an. Da letzterer aber den Zwang der ſpaniſchen Grandezza bei ſeinem flüchtigen Temperamente nicht ertragen konnte, begab er ſich in demſelben Jahre wieder nach den Niederlanden zurück, während Johanna in Spanien blieb. Von ihrem Gemahle getrennt, zog ſie ſich auf ein einſam am Meere gelegenes Schloß zurück und verfiel bald in trübe Schwermuth, welche nichts zu zerſtreuen vermochte. In dieſem Zuſtande gebar ſie ihren zweiten Sohn, Ferdinand. Keine Freude gewährte ihr aber deſſen kindliches Lächeln, nur an ihren Philipp dachte ſie und an die Möglichkeit, wieder mit ihm ſich zu vereinen. Alle Hinderniſſe beſie-

gend, dem Meere und den Stürmen trotzend, führte ſie auch dieſes Vorhaben aus, und traf im folgenden Jahre wieder bei ihm in Brüſſel ein, wo zuerſt der Strahl der Freude von neuem in ihr Herz drang. Nach Iſabellens Tode, welche ihr die Krone Caſtiliens vererbte, während ſie die Regierungs-Verwaltung Ferdinand übertrug, gelangte dieſer durch Liſt dahin, daß ſie ihm ihre Rechte auf dieſes Reich ſelbſt abtrat. Der Brief jedoch, in welchem ſie ihre Einwilligung dazu ihrem Vater überſendete, ward von Philipp aufgefangen, und dieſer ließ nun ſogleich Johanna in ein Zimmer des Palaſtes einſchließen, wo ſich keiner ihrer ſpaniſchen Diener ihr nähern durfte. Um ſich aber ſelbſt der Krone zu bemächtigen, ſchiffte er ſich mit ihr 1506 nach Spanien ein. Der Adel Caſtiliens trat auf Philipps Seite, und ſo ſetzte er ſich in den völligen Beſitz der Herrſchaft, während Johanna, immer mehr vom Leichtſinne ihres Gemahls überzeugt, ſich der tiefſten Schwermuth überließ. Selten erlaubte man es ihr, ſich öffentlich ſehen zu laſſen, und Philipp ging damit um, ſie für unfähig zur Regierung zu erklären, mußte aber, wegen der Anhänglichkeit der Caſtilier an ihre Königin, dieſen Plan aufgeben. Nicht lange darauf ſtarb Philipp, welchen Ausſchweifungen in der Blüthe ſeiner Jahre in's Grab zogen. Dieſer Verluſt war für Johanna, die ohnerachtet aller Leiden, welche er über ſie gehäuft hatte, ihren Gatten doch noch gränzenlos liebte, zu ſchwer zu ertragen. Ihre Vernunft verdunkelte ſich. Ihr Schmerz fand keine Thränen noch Worte. Mit derſelben liebenden Zärtlichkeit, als ſey er noch am Leben, hing ſie an dem entſeelten Körper ihres Gatten. Sie ließ ihn ſogar, nachdem ſie ſeine Beerdigung verſtattet hatte, wieder ausgraben, einbalſamiren, und auf ein Paradebette legen, an welchem ſie nun knieend auf den ſeligen Augenblick wartete, wo er wieder aufleben würde. Denn ſie hoffte zuverſichtlich auf ein ſolches Wunder. So durchzog ſie bei Nacht Spanien mit ſeinem Sarge, dem zahlreiche Diener

mit brennenden Fackeln folgten, und ließ dieſen Sarg von Zeit zu Zeit öffnen, um den Geliebten nur wieder zu ſehen. Endlich gab ſie nach, daß dieſer traurige Gegenſtand von ihr entfernt werde, und man begrub den Leichnam ohnweit Burgos. Jetzt bekam Ferdinand die Regentſchaft bis zu Karls V. Großjährigkeit. Als Ferdinand 1518 ſtarb, ward letzt'rer von den Cortes als König anerkannt, jedoch unter der Bedingung, daß wenn Johanna den Gebrauch ihrer Vernunft ganz wieder erhalten ſollte, ſie allein auch ihre Königsrechte wieder ausübe. So blieb ſie zu Tordesillas, bis Padilla, an der Spitze der Unzufriedenen ihr das Elend des Staats und den Aufſtand der ganzen Nation zu Gemüth führte. Jetzt ſchien ſie gleichſam aus einem langen Traume zu erwachen. Sie nahm Padilla und die Abgeordneten der heiligen Ligue, ſo wie deren Geſuch freundlich auf, ja ſie wohnte ſelbſt einem Turniere bei, fiel aber alsdann bald wieder in ihre frühere Schwermuth zurück. Die Ligue verheimlichte das Letztere, und herrſchte nun in ihrem Namen; als aber der Graf de Garo, Anführer der königlichen Truppen, die Aufrührer geſchlagen hatte, bemächtigte dieſer ſich nun ſelbſt der Königin, welche von da an noch 40 Jahre im Gefängniſſe blieb. Man nahm jedoch immer noch an, daß ſie gemeinſchaftlich mit ihrem Sohne Karl regiere, und ihr Name ſtand neben dem ſeinen in allen Staatsurkunden. Endlich ſtarb ſie zu Tordesillas, den 13. April 1555 in einem Alter von 73 Jahren, und ward in der Cathedrale von Grenada beigeſetzt, neben dem Grabmale ihres Gatten, deſſen Leichnam man von Burgos bereits früher dahin gebracht hatte. Ihr Verſtand war, als Kummer und Schmerz ihn noch nicht verdüſtert hatten, ſehr gebildet, und ſie konnte die Anreden, welche man an ſie in lateiniſcher Sprache richtete, auf der Stelle eben ſo beantworten.

Th. Hell.

Bilderchronik

der theatraliſchen Zeiterſcheinungen.

In dem Jahrgange 1830 unſerer Penelope haben wir die ſeit zehen Jahren in derſelben fortgeſetzte Gallerie aus Schillers Werken geſchloſſen. Mit dem vorliegenden beginnen wir eine neue Reihenfolge von Kupferſtichen. Bilderchronik der theatraliſchen Zeiterſcheinungen haben wir ſie genannt. Die Bühne iſt auf dem Standpunkte, auf welchem ſie ſich jetzt befindet, ohnläugbar ein ächt volksthümliches Inſtitut. Die beliebteſten Erſcheinungen auf derſelben bezeichnen mehr als irgend etwas die verſchiedenen Richtungen des Geſchmacks des Publikums, und dringen machtvoller als vieles andre in alle Kreiſe deſſelben ein, wo ſie den hauptſächlichſten Stoff der Betrachtung wie beſonders der Mittheilung bilden. Nicht unzweckmäßig, und gewiß in höherm Grade anziehend dürfte es daher ſeyn, dieſelben ſo viel es der beſchränkte Raum eines Taſchenbuchs geſtattet, feſtzuhalten, und die Erinnerung daran durch einzelne bildliche Darſtellungen wenigſtens für einige Zeit zu feſſeln, bei Perſonen, welche die Vorſtellungen dieſer Werke ſelbſt ſahen, ein erfreuliches Andenken zu wecken, und diejenigen, wo dies nicht der Fall war, wenigſtens mit einigen Zügen derſelben bekannt zu machen. Vergönnt es uns die Gunſt des Publikums und die Zeit ſelbſt, damit fortzufahren, ſo wird ſich nach und nach durch dieſe Mittheilungen eine kleine theatraliſche Gallerie bilden, welche in mehrfacher Beziehung von bleibendem Intereſſe ſeyn dürfte.

Wir können der Natur der Sache nach nicht mit der eben eilenden Zeit gleichen Schritt halten, ſondern müſſen in unſern Kupfern nur ſtets die Erſcheinungen des vorhergehenden Jahres geben. Darunter verſtehen wir aber nicht, als ob die betreffenden dramatiſchen Werke erſt in dieſem Jahre neu erſchienen ſeyn müßten, ſondern nur dies, daß ſie in dieſem Zeitraume auf der deutſchen Bühne in ihren verſchiedenen Gattungen die oftgegebenſten, und folglich entweder die ausgezeichnetſten, oder wenigſtens die für die zeitgemäße Stimmung des Publikums berechnetſten waren. Es wird allerdings dabei hauptſächlich die Richtung auf deutſche Originalwerke genommen werden, wenn aber Uebertragungen ausländiſcher Producte in der gedachten Zeit beſondres Aufſehn erregen ſollten, ſo können dieſe natürlich auch nicht ausgeſchloſſen bleiben.

Iſt es immer möglich, ſo ſoll ſtets aus jeder der vier verſchiedenen dramatiſchen Abtheilungen, dem Trauerſpiele, Schauſpiele, Luſtſpiele und der Oper eine Scene im Kupferſtiche mitgetheilt werden.

Die dießjährigen Scenen vom Profeſſor Moritz Retzſch in Dresden geiſtvoll componirt und von Axmann, Höfel, Kovatſch, Langer geſtochen, werden gewiß ſich den Beifall der Kunſtfreunde erwerben.

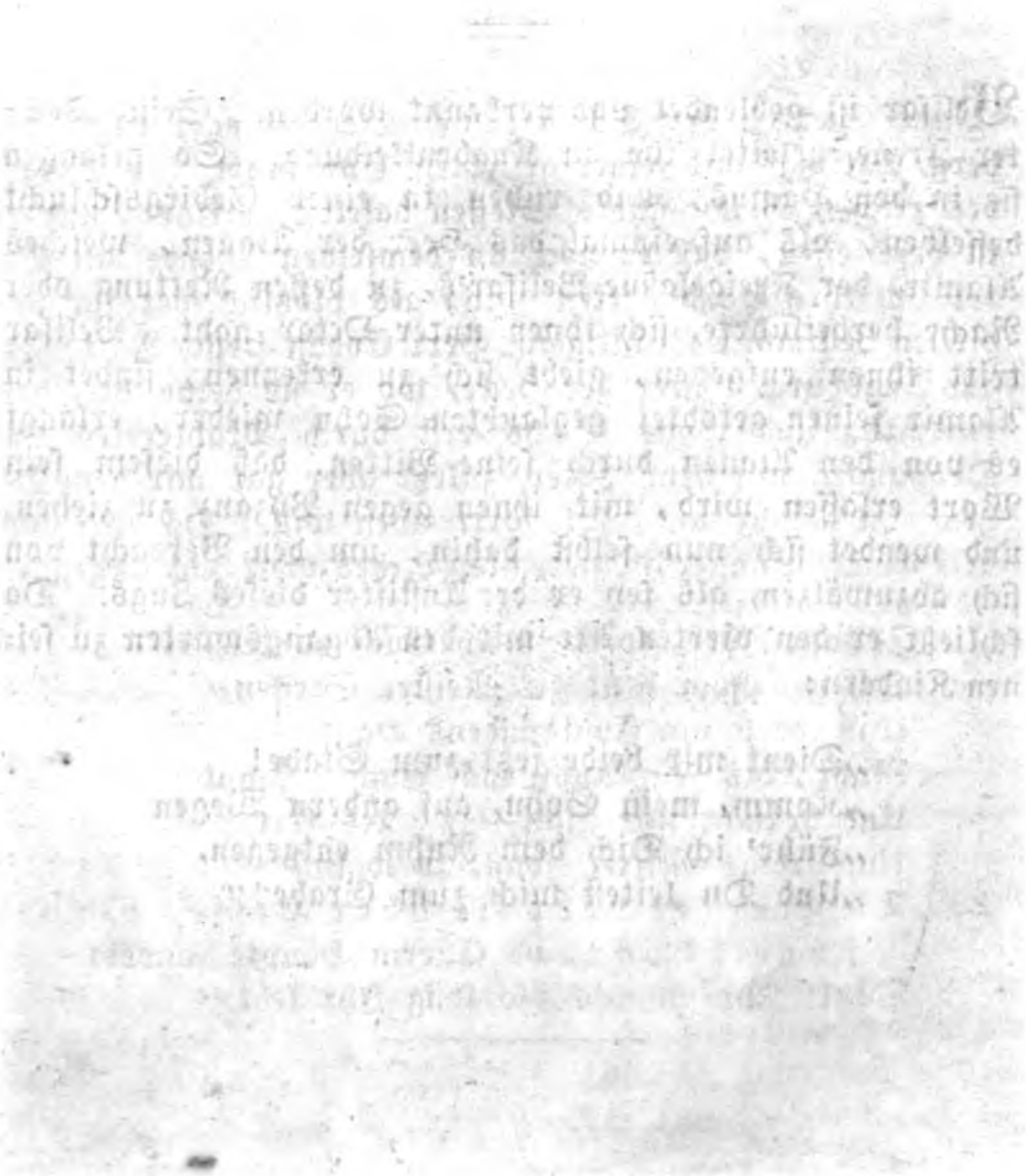
Beliſar.

Romantiſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen

von Eduard v. Schenk.

Beliſar iſt geblendet und verbannt worden. Seine Tochter Irene geleitet ihn in Knabenkleidung. So gelangen ſie in den Hämus, und ruhen in einer Gebirgsſchlucht deſſelben, als auf einmal das Heer der Alanen, welches Alamir, der Freigelaßne Beliſar's, zu deſſen Rettung oder Rache herbeiführte, ſich ihnen unter Octar naht. Beliſar tritt ihnen entgegen, giebt ſich zu erkennen, findet in Alamir ſeinen getödtet geglaubten Sohn wieder, erlangt es von den Alanen durch ſeine Bitten, daß dieſem ſein Wort erlaſſen wird, mit ihnen gegen Byzanz zu ziehen, und wendet ſich nun ſelbſt dahin, um den Verdacht von ſich abzuwälzen, als ſey er der Anſtifter dieſes Zugs. Da ſchließt er den vierten Akt mit den Abgangsworten zu ſeinen Kindern:

„Dient mir beide jetzt zum Stabe!
„Komm, mein Sohn, auf andern Wegen
„Führ' ich Dich dem Ruhm entgegen,
„Und Du leiteſt mich zum Grabe!"



Belisar, von E. v. Schenk.

Act IV. Scene 5.

Hans Sachs.

Dramatiſches Gedicht in 4 Akten von Deinhardſtein.

Hans Sachs, der Schuſter und Meiſterſänger in Nürnberg, hat ſich mit ſeiner geliebten Cunigunde, der Tochter des reichen Goldſchmidts Steffen daſelbſt, erklärt, und es iſt beſchloſſen, daß er noch an demſelben Abende den Vater um ihre Hand bitten will, als plötzlich der ihr von dieſem beſtimmte Bräutigam, Herr Eoban Heſſe, Rathsherr aus Augsburg, hinter der Hecke, wo er ſie belauſchte, hervortritt, und Hans Sachs erſt durch Prahlereien und Drohungen mit dem Vater, zuletzt aber gar mit dem Degen von Braut und Ort forttreiben will. Da ergrimmt der wackre Sänger im gerechten Liebeszorne und ergegnet:

„Wagt Ihrs, ſo weiß ich Euch zu treffen.
Ich geh noch heut zu Meiſter Steffen,
Und werb um Cunigundens Hand.
Ruht, bis ſein Ausſpruch Euch bekannt,
Und braucht mir nicht, bis alles klar,
Unwürd'ge Mittel, ſonſt, ſo wahr
Die Hand (er hebt ſie über Heſſe, der ſich ſchnell bückt) ob Euerm Haupte ſchwebt,
Denkt Ihr an mich, ſo lang Ihr lebt.“

Hans Sachs

Dramatisches Gedicht in 4 Akten

von Deinhardstein.

Hans Sachs, der Schuster und Meistersänger in Nürnberg, hat sich mit seiner geliebten Kunigunde, der Tochter des reichen Goldschmidts Steffen daselbst, erklärt, und es ist beschlossen, daß er noch an demselben Abende den Vater um ihre Hand bitten will, als plötzlich der ihr von diesem bestimmte Bräutigam, Herr Johan Hesse, Rathsherr aus Augsburg, hinter der Hecke, wo er sie belauschte, hervortritt, und Hans Sachs erst durch Prahlereien und Drohungen mit dem Vater, zuletzt aber gar mit dem Degen von Braut und Ort forttreiben will. Da ergrimmt der wackre Sänger im gerechten Liebeszorne und ergegnet:

„Wagt Ihrs, so weiß ich Euch zu treffen.
Ich geh noch heut zu Meister Steffen.

M. Retzsch del. T. Reimann Sculp.

Hans Sachs von Deinhardstein.

Act I Scene 13.

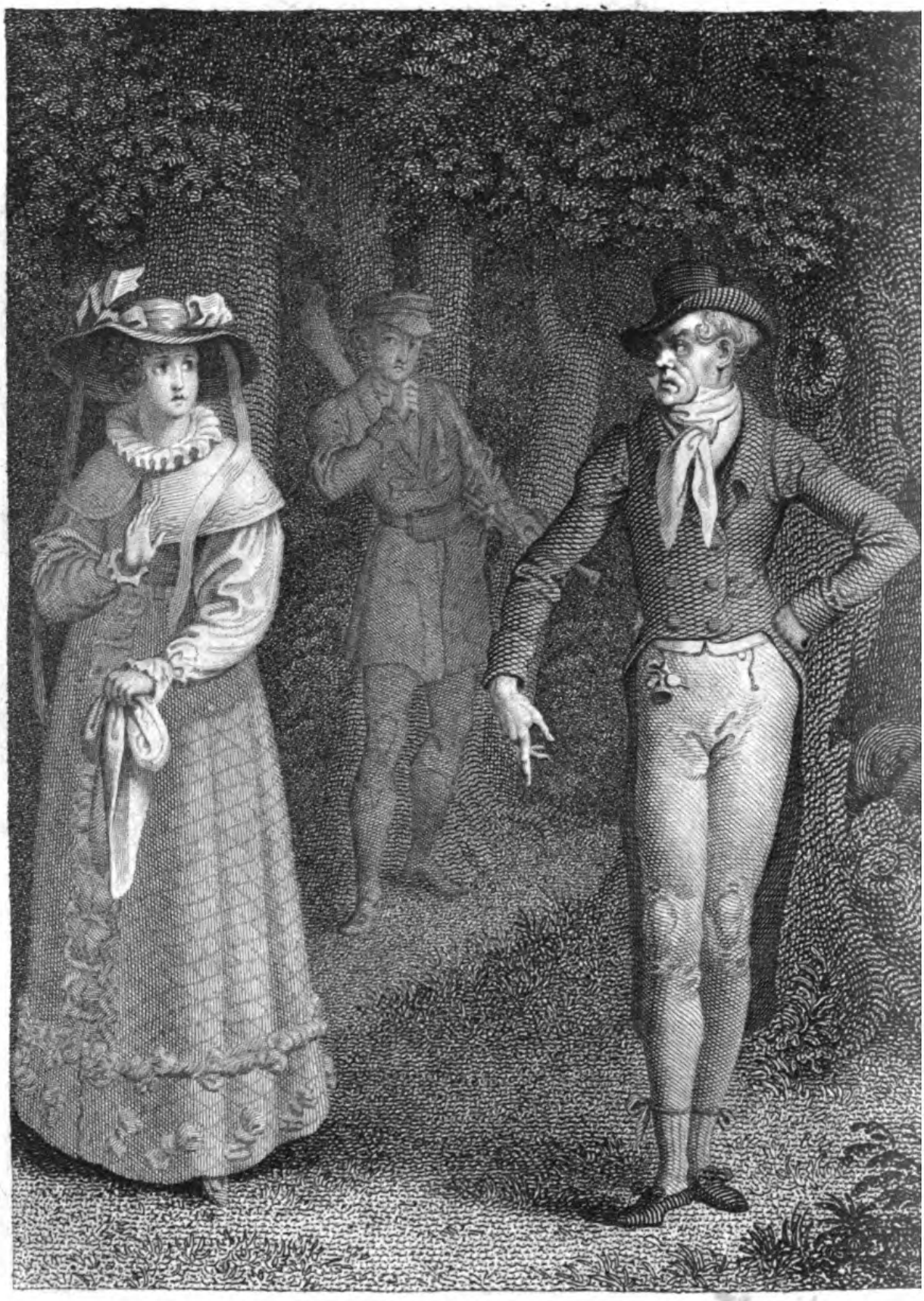
Die Schleichhändler.

Poſſenſpiel in 4 Aufzügen

von E. Raupach.

Der pfiffige Till hat aus Luſt an tollen Streichen dem Bader Schelle geſagt, daß das Walter Scottiſirende Fräulein Kiekebuſch in ihn verliebt ſey, und ihn ſchriftlich um ein Rendezvous an der hohlen Eiche gebeten habe. Schelle glaubt es voll Geckenhaftigkeit, ſo wie Tills Lehre, daß er nur durch Imponiren ſich des Fräuleins volle Liebe und Gunſt erwerben könne. Gleich darauf begegnen ſich beide, und Schelle handelt ganz den Anſichten und Grundſätzen des ſie belauſchenden Tills gemäß. Nachdem er überhaupt ſehr kurz und ſelbſtgefällig mit ihr geſprochen, ſagt er:

„Es iſt ungewiß, ob der Gewiſſe überhaupt auf die Eiche Rückſicht nehmen wird. Wer kann das auch beſtreiten? Heute iſt es eine Eiche, morgen eine Buche, übermorgen ein Haſelſtrauch oder ein Erlenbuſch, und der Menſch will Ruhe und jeden Tag nur ſeine eigne Plage. (Er ſtellt ſich in einiger Entfernung gebieteriſch vor ſie hin.) Aber wenn man auf den Knieen — (er macht das Zeichen, daß ſie niederknieen ſoll. Sie ſtarren einander einige Augenblicke an, das Fräulein höchſt erſtaunt, Schelle erwartend:) Ich thu es nicht anders.“



Die Schleichhändler von E. Raupach.

Act II Scene 7.

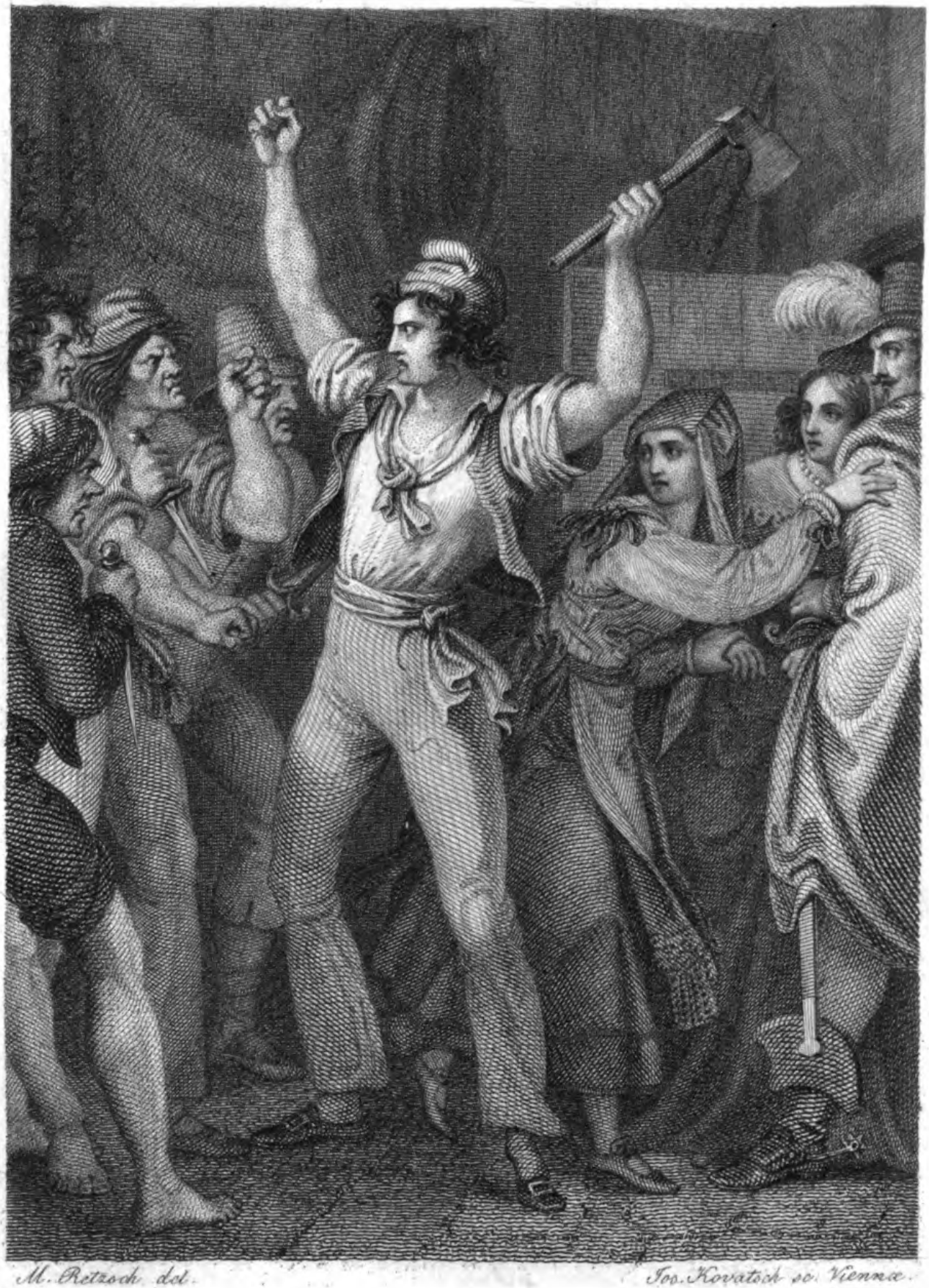
Die Stumme von Portici.

Große Oper in 5 Abtheilungen.

Musik von Auber.

Alfons, der Sohn des Vicekönigs von Neapel, hat sich mit seiner Gattin vor den Verfolgungen des wüthenden Volkes in Masaniello's Hütte flüchten müssen. Auf Fenella's stumme aber desto rührendere Vorbitte hat dieser ihm, ohne ihn zu kennen, seinen Schutz zugesagt. Da treten Pietro und Borella mit den Verschwornen wieder in die Fischerhütte, und der erstere erkennt in dem Beschützten, Alfons, den Sohn des Feindes, den Verführer Fenella's. Die Verschwornen verlangen dessen Tod, selbst Masaniello wird einen Augenblick vom Gefühle des tiefen Hasses übermannt, aber bald siegt die beßre Empfindung, und als die Verschwornen heftiger gegen Alfons eindringen, ja selbst Masaniello's Leben nicht schonen zu wollen drohen, wenn er ihn länger vertheidige, ergreift er eine daliegende Axt, stellt sich vor die Verfolgten, welche Fenella durch die Thüre fortdrängt, und ruft Pietro und dessen Genossen zu:

„Rottet Euch hier nicht zusammen,
Von der Schwelle weicht zurück!
Oder — Gott soll mich verdammen! —
Ihr seyd todt in diesem Augenblick!“



Die Stumme von Portici von Auber.

Act IV. Scene 7.

Der Tag in der Weinlese.

Novelle von Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Es ist ein herrlicher Herbsttag; die Sternblumen blühen im Garten und vor den Fenstern, die Bäume reichen uns freundlich mit den hangenden Armen die geröthete Frucht entgegen, und wie müde Schmetterlinge sitzen erst einzelne, gelbe Blätter mitten in der grünenden Fülle. Unten zieht der Strom still und majestätisch dahin, und jenseits stehen die Rebhügel auf und auf voll Segen, und frohe Menschen wandeln geschäftig durch die Gelände, und tragen jubelnd und singend die Trauben zusammen. Es ist Weinlese. — Aber einsam sitz' ich da im stillen Klosette, und schau' hinaus in die gesegnete Landschaft, und höre die Wellen unten brausen, und höre drüben herüber den freudigen Lärm. Wohl war auch ich geladen zum ländlichen Feste, ich mochte nicht gehn, es wird mir zu bange draußen unter den Weinlauben und den frohen Menschen, und — wenn ich in die Trauben sehe mit dem feuchten Auge — da scheint mir jede Traube nur ein Strauß aus Thrä-

nen zu seyn. — O Feodora, mein süßes Dorchen! wohl denk' ich noch dein und des Tags in der Weinlese; und alle Jahre, wenn sie draußen recht fröhlich sind und jubeln und schwärmen, da sitz' ich stille daheim und spiele mit der verdorrten Aster, und denke so lange an den schwimmenden Scheideblick, bis mir selbst darüber das Wasser in die Augen kömmt. Auch für mich ist die Weinlese ein Fest, ein süßes Erinnerungsfest, war es doch hier, wo ich dich gefunden, waren es doch jene Hügel, wo wir so froh gewesen, war es doch dort die Stelle hinter'm Ufergebüsch', wo du mir im Arm' gelegen. Was ich doch ein kindischer Mensch bin! fast muß ich selbst über mich lächeln; es konnte nicht seyn, es durfte nicht seyn! — Fünf Jahre rauscht seitdem schon der Fluß da unten, und doch — einsam sitzt noch der Lehen = und Gerichts = Herr zu Blauen da im geräumigen Hause, kein Weib hegt er im Arm', kein junges Fritzchen an der kräftigen Vaterbrust! — Die Hügel draußen grünten und blühten, die Wiesen unten trugen tausend und aber tausend Maiblumen seitdem, manch' schalkhaftes Mädchenauge sah ich bedeutend nach mir schielen; ich kann nicht! mein Maien ist hin; kurz ist er gewesen, aber schön!

Ein heiterer Herbstnachmittag war es, wie heute, da ritt ich frei und wohlgemuth drüben durch die Pappelallee mit meinem Universitätsfreund Karl nach Rosenbag, sein Vater, der alte Freiherr, hatte ihm geschrie-

ben, er möge noch ein frohes, fideles Blut mitbringen zur Weinleſe, einen Kopfhänger könne er durchaus nicht brauchen; Karl wählte mich; war ich doch ein Brauſewind und Immerfroh, der luſtig hinſchlenderte durch's Leben, als wär' es eben nur ein Faſtnachtsſpiel, der Jeden tröſtete, und doch kaum begriff, wie es Menſchen geben könne, die eines Troſtes bedürften.

Im heiteren Geplauder waren wir die Paar Meilen geritten, und waren früher angekommen, als man uns vermuthen konnte; Karl beſchloß ſeine Familie zu überraſchen, wir gaben die Pferde dem Reitknechte, und ſchlichen durch dunkle Laubgänge den Park hinauf zur heimlichen Grotte, wo — wie Karl erzählte — ſeine Schweſtern meiſtens den Nachmittag zubrachten. Wir waren unbemerkt beim lauſchigen Plätzchen angekommen, und, richtig! drei holde Lockenköpfchen ſaßen im anmuthigen Halbdunkel. Es waren zwei Brünetten und eine Blondine, ſchön, wie Feenkinder, den reinſten Schmelz der Jugend in Aug' und Wange; — ich hatte drei ſo liebreizende Mädchen noch nie beiſammen geſehen. Wir hielten den Athem an und lauſchten durch eine Spalte.

„Was meinſt Du, Lotte!" ſagte Brünette die Erſte, „nun iſt's aber doch wohl Zeit, dem Bruder entgegen zu gehen?"

„Ei, ei!" ſprach der kleine, blonde Schalk, und warf ſich ein wenig kokett in die Bruſt, „Schweſter Iſabell hat heute ja nicht Raſt und Ruhe! der Bruder kam ſchon oft heraus, aber da hatte das Entgegengehen immer noch Zeit, es war die Straße wohl gar zu

ſtaubig, die Sonne zu brennend heiß, man mußte den teint ſchonen, — es gab mit einem Worte tauſend Anſtände, aber heute, weil er einen jungen Herrn — wie nannte er ihn denn gleich, ja, ja! Fritz! — mitbringt, hu, da ſah mein Bellchen ſchon zehnmal nach der Allee hinunter, und will nichts, als entgegengehen! Gemach, Fräulein Schweſter! freuen Sie ſich nicht im voraus einer Eroberung! da habe ich auch ein Wort drein zu reden, ich werfe der ſchönen Iſabelle keck den Handſchuh vor die Füße, der junge Herr ſoll auch die Macht unſerer Reize kennen lernen, und ſey er auch noch ſo ein Eiſenfreſſer mit wirren Haaren und Ziegenhainer, zahm, wie ein Amadis ſoll er zu meinen Füßen liegen, Iſabellchen und ihrem ſchmachtenden Auge zum Trotze!"

„Du läppiſches Ding Du!" rief die Herausgeforderte, und küßte ihren ſchönen Feind.

Brünette die Zweite aber nahm ihren Sonnenhut und ſagte: „Nun, ihr kindiſchen Mädchen! nun iſt's aber doch wirklich Zeit!" Die beiden Andern griffen auch nach ihren Strohhütchen und hüpften zur Laube heraus; huſch! da waren wir aus unſerem Verſtecke hervor, die Mädchen ſchrieen laut auf, aber es half nichts, wir fingen ſie in den Armen, — eine herrliche Gruppe zum Raub der Sabinerinnen! — ich umſchlang mein wähliges Blondköpfchen, und bald büßte der loſe Purpurmund mit einem friſchen Mäulchen dafür, daß er mich zu einem ſo argen Philiſter bramarbaſirte; eine tüchtige Wangenſalve beſtrafte den Zutäppiſchen; —

aber unſere Bekannſchaft war geſchloſſen. Schön Lottchen hing ſich mir in den Arm, und führte mich zu Väterchen, der Sieſte hielt mit der Pfeife am Springquell'. „Aber halt' ihn kurz, liebes Väterchen! er iſt ein gar arger Kautz!" ſetzte ſie hinzu.

Der Vater — ein lieber jovialer Lebemann, ſchüttelte mir herzlich die Hand, und nannte mich vielmal willkommen. Aber der kleine Dämon war noch nicht zufrieden. „Thue ihm nicht ſo ſchön, er verdient es ja nicht; ſtell' Dir vor, Dein Lottchen hat er geküßt, ehe er noch ein Sterbenswörtchen mit ihr geſprochen." Das war denn doch zu arg von der geſchwätzigen Spitzbübinn, mir wurde ordentlich nicht geheuer um's Herz; aber der liberale Biedermann ſagte ſcherzend, indem er mich auf die Schulter klopfte: „Das geht 'mal ſchon nicht anders, mein kleines Staarmätzchen! in der Weinleſe iſt ein Kuß frei!"

Unterdeſſen kam auch Karl und die beiden andern Schweſtern, der Alte drückte ihn froh an die Bruſt, und man ſah's ihm an, wie's ihm wohlthat im Herzen, wenn er ſo ſeine vier blühenden Kinder vor ſich ſah.

Wir gingen hinauf in's Schloß, Alles zeigte Geſchmack und Wohlhabenheit, ohne daß man irgendwo Ueberladung und kleinliche Prunkſucht bemerkte.

Die Mutter bewillkommte mich freundſchaftlich, und — als Karl endlich gar im traulichen Geſpräche erzählte, daß ich ihm vor Kurzem gegen ein Paar Kerls, die ihn Nachts in einer abgelegenen Gaſſe anfielen, bei-

geſtanden und wie wir uns ritterlich durchgefuchtelt hatten, da wurde ich vollends ein Glied der Familie, wie — wenn ich ſchon jahrelang in dieſem trauten Kreiſe gelebt hätte, und Lottchen bot mir mit heimlicher Rührung freiwillig den Mund, und meinte, daß ihr von dieſem Kuſſe gewiß kein Schnurrbart wachſen würde.

Nun ging das frohe Treiben an, die ſchönen Kinder führten und zerrten mich von einem Ende des Parks zum andern, Jedes an ſeine Lieblingsplätzchen. Morgen ging's ja ſchon hinaus in die Weinleſe, wir mußten heute die nächſte Umgebung des Schloſſes durchſchwärmen. Da war keine Laube, die wir nicht beſahen, kein Gebüſch, durch das wir nicht huſchten, kein Blumenbeet, deſſen Duft wir nicht einſogen.

Heute fühlte ich zum erſten Male, welch ſüßes Glück es ſey, eine Schweſter zu haben; — wie ſie ihn liebten, die holden Kinder, wie ſie an ihm nur hingen mit dem friſchen, jungen Herzen, in dem noch kein Gewitterſturm getobt, wie ſie mich lieb hatten ſeinethalb, weil er mich ſeinen theuerſten Freund genannt! Die wunderholden Kinder hüpften und ſcherzten um mich, hielten mir mit den weichen, warmen Händchen die Augen zu, neckten mich, und trieben alles närriſche Zeug von der Welt mit mir. Mir ſchwoll es ſo ſeltſam im Herzen, wenn ich die drei Grazien vor mir ſah in all ihrer Jugendfülle und Lieblichkeit. Welche ich hätte wählen mögen, ich hätte es ſelbſt nicht gewußt, nun entzückte mich Lottchens herzliebe Lebendigkeit, nun überlief's mich ſo ſiedend heiß, wenn ich in Iſabellens ſchwär-

mendes Madonnen-Auge ſah, nun mußte ich der unſchuldigen Jungfräulichkeit, der hohen Sanftmuth in Johannens Zügen huldigen. — Muthwille wechſelte mit der wahrſten Weiblichkeit, und die ausgelaſſenſte Fröhlichkeit wich nie ein Haar breit von der zarteſten Sitte.

Die Sonne verſank endlich im Weſten — hochroth und unbewölkt, und verkündete uns für morgen den herrlichſten Leſetag; im heiterſten Frohmuthe ſah ich dankend dem Ewigen für den ſchönen Nachmittag in den verklärten Abend, und dann wieder in die ſechs herrlichen Augen meiner Begleiterinnen, und wünſchte Jeder im Stillen alles Glück von der Welt. Wir kehrten nun durch's ſüße Gedüfte der Abendblumen in's Landhaus zurück; aus dem Fenſter hatten uns die beiden Alten zugeſehen und ſich herzlich über unſere Laune gefreut.

„Noch ein frohes Stückchen hab' ich Euch mitzutheilen, meine Kinder!“ rief innig vergnügt der Freiherr, „rathet einmal!“

„Dürfen wir vielleicht morgen bis hinaus reiten, liebes Väterchen?“ ſchmeichelte Iſabella.

„Warum nicht gar! Du kecke Dirne! — was würde ſich wohl der junge Herr da denken von Euch, wenn Ihr galoppirtet, wie die königlichen Huſaren.“

„Ich hab's, ich hab's!“ rief Lottchen, und wirbelte um ihre Achſe wie eine Pirouette; „Du gibſt uns einen Ball zur Weinleſe, und wir werden tanzen, recht viel tanzen!“

„Ei bewahre! daß Ihr die Schwindſucht bekämt; wer wird denn an's Tanzen denken, wenn es draußen in der Gotteswelt ſo herrlich iſt!“ Und kleinlaut ſchlichen die zwei naſeweiſen Mädchen in ein Schmollwinkelchen.

„Nun Johanne! was meinſt denn Du?“

„Väterchen! ich weiß wahrhaftig nicht zu rathen.“

„So hört denn, Kinder! eben erhielt ich einen Brief aus der Reſidenz, und der iſt — von Dorchen!“

„Von Dorchen!“ jubilirten alle drei Mädchen.

„Ja, ja! und da ſchreibt Couſinchen denn, daß ſie morgen auch kommen werde.“

„Iſt ſie denn da?“ fragten die drei zugleich.

„Aufzuwarten! ſeit drei Tagen kam ſie mit Prinzeſſinn Feodora zurück aus Italien, und kömmt morgen mit meinem alten Jugendfreunde, dem Oberſthofmeiſter Grafen Plenau heraus nach Roſenhag, und will wieder einmal fröhlich ſeyn auf der lieben, deutſchen Erde.“

„O wie freu' ich mich, ſie wiederzuſehn,“ rief Johanne.

„Das liebe, liebe Dorchen!“ ſagte Iſabell.

„Iſt ſie auch ſo hübſch geworden, wie wir?“ fragte ſehr naiv das kleine Neſtpüppchen.

„Hübſcher, als ihr Alle!“ ſagte der Vater, „das ſchrieb mir lange ſchon mein lieber Plenau, der die Prinzeſſinn und ſie begleitete; und gut und geſcheid ſoll ſie obendrein ſeyn, kein ſo pudelnärriſch Kickchen, wie Du!“

„Daß Sie mir ja nicht untreu werden, Fritzchen!“ rief Lotte über den Tiſch herüber zu mir, „und bin ich auch nicht gereiſt wie Couſinchen, und mein Lebetag mit einer Prinzeſſinn auferzogen worden, ſo weiß ich doch auch gar Manches, und bin ein gutes, deutſches Mädchen!“

In Demuth verneigte ich mich vor meiner Gebieterinn.

Endlich gingen wir zur Tafel, die ſorgliche Mutter hatte alle Leibgerichte Karls herausgeſucht, und wollte das liebe Söhnlein nun einmal wieder ſchoppen mit Mutterkoſt. Ueber Tiſch wurde größtentheils von Dorchen geſprochen, ich erfuhr ihre ganze Lebensgeſchichte. Sie war die Tochter von Roſenhags Schweſter, die als Dame am benachbarten Hofe lebte, das kleine Dorchen war im gleichen Alter mit der jungen Prinzeſſinn, ſie wuchſen mit einander auf, und da die Fürſtentochter beſonderer Verhältniſſe wegen am entfernten Hofe ihres Oheims erzogen wurde, ſo mußte Dorchen und ihre Mutter mit; damals ſahen Roſenhags das kleine Baußbäckchen zum letzten Male. Unterdeſſen war ihre Mutter geſtorben, und Dorchen ſoll — wie Plenau wiederholt geſchrieben, ein wunderholdes Fräulchen geworden ſeyn. Seit drei Jahren reiſte ſie außer Deutſchland mit ihrer hohen Freundinn, hatte Paris und Italien geſehen, und kam nun endlich wieder in ihre Heimath zurück, kein Wunder, daß ſich die ganze Familie nach ſo langer Trennung herzlich auf die liebe Verwandte freute.

„Noch erinnere ich mich an ſie," rief Vater Roſenhag, „wie ſie damals beim Abſchiede weinte, und mit den kleinen, runden Patſchchen die hellen Thränen von den Backen wiſchte; — ſie ſoll hoch leben, unſere Dora!" Die Champagnergläſer klangen zuſammen.

Aber der arge Franzmann fing endlich in unſeren Köpfen tüchtig zu mouſiren an. Alle waren wir in der roſigſten Laune, und konnten nicht genug lachen und Quirlereien treiben. Den Mädchen glänzten die Augen vom artigſten Räuſchchen in der Welt, — ſo waren ſie mir doppelt lieb. Scherzend ſtießen ſie mit Bruder Fritz, wie ſie mich nannten, auf Du und Du an. Da machte der Vater unſerer Luſtbarkeit ein Ende, indem er aufſtand; ich erhielt unter der Hand noch drei ſüße Schweſterküſſe ſtatt des Schlaftrunks, und taumelte in unendlicher Behaglichkeit in mein Zimmer.

Frau Sonne ſchaute ſchon, wie eine beſorgte Hausmutter, zum Fenſter herein, als ich mir gemächlich in meinem Flaumenbette die Augen ausrieb. Ein Bedienter kam, nach meinen Befehlen zu fragen; der erzählte mir nun, daß die gnädigen Fräulein ſchon in aller Frühe vor meiner Thüre gekichert und auf einen liſtigen Streich geſonnen hätten, unterdeſſen ſey aber ein Wagen angekommen mit der fremden, gnädigen Couſine, und ſie ſeyen hinabgelaufen und gingen bereits mit der angekommenen Herrſchaft im Parke ſpazieren.

„Mit Dora!" rief ich, und war mit beiden Füßen aus dem Bette; — war doch ein neuer Engel der Freude angekommen in unſeren Kreis; — ich ſprang

an's Fenſter, richtig! da wandelten ſchon die drei Mädchen, und hatten ein viertes, eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt in ihrer Mitte; ja, ja! Dora war im nächſten Orte über Nacht geblieben, darum kam ſie nun ſo zeitig an.

Ich machte meine Toilette mit möglichſter Sorgfalt, und ging nun in den Garten hinab, zu recognosciren. Bei der Birkenpflanzung traf ich zu den Mädchen; Lottchen ſtellte mich der Couſine gleich als den luſtigen Fritz vor, der zu Tode in ſie verliebt ſey. Dora verneigte ſich freundlich, ihr ſchöner Blick traf mein Auge; — ich hatte mir ſo viel Launiges erdacht für dieß erſte Zuſammentreffen, aber mit dieſem Blicke war's vorbei! ein ſolches Auge hatte ich noch nie geſehen, — Heiterkeit und Wehmuth verſchmolzen darin in einander. — In dem Augenblicke konnte ich nicht ſcherzen; Lottchen fragte mich, ob mir mit dem Champagner zugleich aller Spiritus verflogen ſey.

Ich war damals zwei und zwanzig Jahre alt, hatte viele Mädchen geſehen — engelholde, aber ſolchen Liebreiz hatte ich kaum geahnt; Iſabelle war ſchön — ein Ideal für jeden Künſtler! aber Dora's Zauber konnte kein Pinſel, kein Meißel erreichen; wie man Töne nicht malen kann und nicht Gedichte, ſo waren auch dieſe Mienen nicht für die kalte Leinwand! Jeanettens züchtige Geberde war hier zur heiligſten Jungfräulichkeit geſteigert, Lottchens Muthwille zur feinſten Anmuth. Und dabei war ſie doch ſo unbefangen, ſo unbewußt ihrer eigenen Reize. Eben — weil ich ſeit früher Ju-

gend an weiblichen Umgang gewöhnt war, weil ich im ewigen Wechſel gar herrliche Frauen kennen gelernt, mit Allen geſcherzt und Viele lieb gewonnen, — hatte mich nie Eine beſonders angezogen, hatte ich nie geliebt! Oft ſtand ich ſinnend und dachte, was wohl die Liebe ſey, aber ich lachte mich ſelbſt zuletzt aus mit der närriſchen Frage; nun — das fühlt' ich — war mir das Räthſel gelöſt.

Wir ſchlenderten durch den Garten, ſchauten hinab auf den Schloßweg, ob die übrige Geſellſchaft noch nicht ankomme. Feodora war ſo fröhlich, ſie fühlte ſich ſo wohl im trauten Geplauder; jedes ihrer Worte ließ mich einen tiefern Blick werfen in dieß herrliche Gemüth. Ich fand auch allmählig meine Gewandtheit wieder, und, ehe wir im Salon zum Frühſtück zuſammen kamen, war ich Dorchen ſchon einen Schritt näher gekommen, hatten unſere Herzen ſchon manche verwandte Seite gefunden.

Im Saale fanden wir bereits größere Geſellſchaft beiſammen, ich wurde unter Andern auch dem Grafen Plenau vorgeſtellt, einem alten Hofmanne, der während des gnädigen Geſprächs wohlgefällig mit ſeinem Ordenskreuze äugelte. Ich kam zwiſchen Lotte und Dora zu ſitzen, wir beide geriethen bald ſo tief in ein intereſſantes Geſpräch, daß Lottchen ſchäkernd mich wegen meiner Untreue mit dem Finger bedrohte; Plenau warf manchmal bedeutende Blicke auf uns beide, und kam, wenn wir im ſüßeſten Geſchwätze uns verloren, mit irgend einer abgetragenen Bemerkung ge-

gen Dorchen zu Tage, daß ich mich gleich zu Tode ärgern mochte. Die übrige Gesellschaft war in der köstlichsten Laune, und freute sich des herrlichen Weinlesetags und des wolkenlosen Himmels.

Bald fuhren die Equipagen vor, und hinaus ging's in die reichliche Ernte. Jung und Alt jubelte und die Pferde brausten, als nähmen sie Theil an unserem Frohmuthe.

Ich kam an Feodorens Seite zu sitzen, mein Arm berührte das herrliche Mädchen, ihr Odem streifte oft lieblich über meine Wange. Ich war der glücklichste Erdenmensch. Geschmückte Winzer und Winzerinnen zogen uns mit Bändern und Blumen entgegen, und wehten mit den Hüten und sangen ein fröhlich Erntelied. Wir stimmten ein in den gemüthlichen Chorus, und eilten aus dem Wagen, wonnebebend hob ich Dora heraus. Ein junger Winzer kam und überreichte ihr ein Sträußchen, freundlich dankend vertheilte sie es an Sonnenhut und Busen; — o hätte ich die Blume seyn können an der keuschen Schwanenbrust, die arme Aster, die sie vor's hochklopfende Herz steckte!

Wer einmal in der Weinlese war, und da einen recht frohen, freudigen Tag verlebte, der kann sich von unser'm jetzigen Beginnen einen Begriff machen; herausgetreten waren wir aus unserm Stande, wir hatten in die freie Natur nichts, als den Menschen mitgebracht, der ahnenstolze Baron hielt die schöne Winzerinn im Arme, der schlanke Winzer redete mit dem gnädigen Fräulein so offen und vom Herzen, als wie

mit der Dörferinn. Wir ſprangen ſcherzend durch die Rebengänge, pflückten die üppig geſchwellten Trauben, und aßen uns trunken in den duftenden, aromatiſchen Beeren; die jungen Leute haſchten einander und die Herren küßten die leicht ſich ſträubenden Schönen, und gebrauchten das goldene Weinleſerecht.

Mir war mit dem Morgen ein neues Leben, ein neuer Himmel aufgegangen; ich war ſonſt kindiſch und muthwillig, heute war ich es nicht, und war doch ſo unendlich glücklich; ſo viel roſige Lippen mir auch entgegenblühten, ich hätte um keinen Preis auch nur einer einen Kuß gegeben, ich hätte es für eine Sünde gegen Dora gehalten.

Der heiße Mittag rief uns in den Schatten einer ungeheuern Linde; wir ſpielten manche Geſellſchaftsſpiele, und — die mich ſonſt in manchem glänzenden Circle mit der tödtlichſten Langeweile verfolgten — ſchienen mir heute ſo unſchuldig und angenehm, ſelbſt das Gemeine erhielt Weihe, nahm doch Sie daran Theil. Endlich ward Wählen vorgeſchlagen; wie mich die Reihe traf, eilte ich aus meiner Verbannung hervor, und trat mit pochendem Herzen zu Feodoren, mit unendlicher Anmuth verbeugte ſie ſich, ja! ſie hatte mich gewählt! Mit Entzücken faßte ich ihre Hand, und drückte ſie an den Mund; — o daß Du mich nicht auserwählt haſt, Engel des Lichts! für den Weg durch's ganze Leben, was er auch Dornen trüge, an Deiner Seite würde er mir ein Roſenweg ſeyn! — Mein Blick erhob ſich, und zuerſt traf er auf Plenau,

ernſt und faſt ſtrafend ruhte ſein Auge auf mir, augenblicklicher Unwille loderte in meinem auf, was konnte den wildfremden Menſchen die junge Liebe zweier Herzen angehen, hatte er vielleicht Pläne geſchmiedet, wollte er dieſe Himmelsblume verkuppeln an einen elenden Sohn oder Nepoten? Nein, Du ſollſt ſie mir nicht entreißen, alter Hofſchranze! Ich ſchaute ſelig nach Dora, — ſie war die Unbefangenheit, die Heiterkeit ſelbſt, und lächelte mir ſo mild entgegen, aller Groll ſchwand unwillkührlich aus meinem Herzen, und ganz genoß ich wieder die reizende Gegenwart.

Unter der Linde wurde gedeckt, das Mahl war ganz ländlich, keine ausländiſchen Leckerbiſſen kitzelten den Gaumen, kein gallonirter Jäger ſtand lauſchend hinter dem Seſſel, wir bedienten uns ſelbſt, Laune und Frohſinn würzte das deutſche Mahl, und keine Wolke lag auf den glatten Stirnen. Dora und ich ſprachen von Italien zuſammen, von den herrlichen Ufern des Comerſees, vom rieſigen Bernhard; kaum ein Jahr vor ihr hatte ich all' dieſe Herrlichkeiten geſehen, aber jetzt, durch Dora's begeiſterte Rede ging mir alle die Pracht erſt recht auf; des Mädchens Auge leuchtete, wenn ſie vom Golf von Neapel ſprach und der unterſinkenden Sonne im unendlichen Waſſerſpiegel, ihre Wange färbte ſich röther, wie ſie auf Roms geweihten Boden zu ſprechen kam, ich hörte die Trauerweiden liſpeln an der Pyramide des Ceſtius, fühlte den heiligen Schauer noch einmal, der mich im Petersdome ergriff. Gierig ſog ich jedes Wort von ihrer Lippe, und

nun erſt verſtand ich, wie Einen Sehnſucht ziehen könne unwiderſtehlich nach Heſperien, fühlte ganz den Reiz des Landes, wo die Zitronen blühn.

Die Luft hatte ſich unterdeſſen etwas gekühlt, einladende Töne drangen aus dem nächſten Gebüſche—Roſenhag hatte die Ueberraſchung beſorgt — und bald war Tafel und Alles verſchwunden, und wir drehten uns luſtig im fliegenden Reigen. Dora lag mit der ganzen Fülle ihrer Reize in meinem Arme, ich ſchwebte ſelig mit ihr dahin, und ſah Erd' und Himmel nicht um mich; eine unnennbare Hingebung lag im leuchtenden Auge der Geliebten; o, wie ſo leicht vermißte ich die rauſchenden Orcheſter, die künſtlichen Triller aller bals parés auf der Welt, wie fühlte ich nun beim einfachen Walzer ſo ganz anders, als ſonſt an der Seite glänzend-geputzter Damen bei den künſtlichſten Quadrilles und Polonoises. Wohl mochte mir Jeder mein Entzücken im Auge leſen; die drei Schweſtern neckten mich freundlich und fröhlich, und der biedere Freiherr winkte oft ſeiner treuen Lebensgefährtinn, und lange ſahen ſie beide uns nach.

„Nun kann ich nimmer tanzen!“ liſpelte Feodora heimlich zu mir, „es iſt mir zu brennendheiß, ich will ein wenig durch die Bäume hinunter wandeln und mich auskühlen. Ich bot ihr den Arm, wir gingen hinab durch die ſäuſelnden Bäume; ferner und ferner verklang die Muſik, und zuletzt ſtahl ſich nur manchmal noch ein einſamer Ton herunter in die lauſchige Stille. Ihr Buſen flog, ihre Wangen glühten wie Karmin, ihr

P. C. Geißler in Nürnberg. Roosmäsler in Heidelberg 1830.

Der Tag in der Weinlese.

Herz ſchlug fühlbar an meinem Arm'. Was wir da geſprochen, ich kann es nimmer ſagen, ich weiß nur, daß ich mich ſelig fühlte— überſelig, und daß der Abend über uns wunderherrlich war.

Unvermerkt kamen wir bis an den Strom, ein Nachen ſtand im Waſſer, Feodora und ich ſetzten uns hinein, ich ſtieß langſam vom Ufer; die Wellen koſten ſtille um den Nachen, und ein leiſer, leiſer Abendwind trug Düfte zu uns herüber und kühlte allmählig die glühenden Wangen, aber über uns ſtand der Himmel in unendlicher Verklärung, und Feodorens Auge blickte ſchwärmend in die ewige Roſengluth. Wir ſaßen ſtill, ich ließ das Ruder ſinken, und die Wellen trieben uns leiſe fort, ich hielt den Athem an, das Herz ſchwoll mir, es war ein heiliger Augenblick! Da plötzlich in der lautloſen Abendſtille begann Dora das neapolitaniſche Lied:

„Lontan' di te, mio dolce bene!“

mit kryſtallreiner, ſchwebender Stimme, und ihr Auge leuchtete in unendlicher Sehnſucht, und der ganze Himmel ſpiegelte ſich darin. Wer dieß Auge geſehen hätte, wem dieſe Töne ſo rührend und ſehnſuchtsvoll in's Herz gegriffen hätten, wie mir, der hätte ſich eben ſo wenig halten können, als ich. Ich ſtürzte vor ihr auf die Kniee, umſchlang ſie in unausſprechlichem Gefühle, und die heiligen Sehnſuchtsthränen erſter Liebe quollen mir aus den Augen. Feodora zog mich gütig hinauf, ich ſchloß ſie in die Arme, und drückte, weiß Gott! rein wie ein Engel den erſten Kuß auf die jungfräuli-

che Lippe. Da hörten wir ferne die Geſellſchaft kommen. Noch einmal zog ich ſie an's Herz, und rief im überſtrömenden Entzücken: „Du mein einzig geliebtes Mädchen! meine ſüße Dora! Dich, nur Dich will ich lieben mein lebelang, nur an Deiner Seite kann ich glücklich ſeyn! — Ewig, ewig nur Dein!"

„Halten Sie ein, lieber Friedrich!" unterbrach mich Feodora mit wehmüthigem Lächeln, und entwand ſich leiſe meiner Umarmung, „nur keinen Schwur der ewigen Treue! — ſtreng iſt oft das Schickſal und unerbittlich! manche ſchöne, heilige Empfindung muß unterſinken im ernſten Leben; — eines bleibt uns nur: die Erinnerung!" Ihre Stimme verliſpelte mit den letzten Worten, ſo wehmüthig und heimlich, wie Harmonikaklang.

Die Geſellſchaft war nahe, wir ſtiegen an's Ufer; Alle ſchmollten lachend über uns, und ſchalten auf unſere einſame Schifffahrt, aber Plenaus Blick traf mich wieder wie ein ernſter Mahner; er meinte mit bedeutendem Gebärdeſpiel', die Abendluft hier am Waſſer könnte dem gnädigen Fräulein leicht geſchadet haben.

„Nun aber nach Hauſe, Kinderchen!" rief der alte Roſenhag herzlich zufrieden mit dem frohen Tage, und die ganze Geſellſchaft jubelte den ſtillen Rebenhügeln einen freundlichen Abſchied zu, und trennte ſich innig vergnügt von dem Thale, wo ſie einen ſo heitern Tag verlebt. Weil der Abend ſo ſchön war, beſchloſſen wir noch eine Weile zu Fuße zu gehen.

Ich ging ſchweigend an ihrer Seite, nach der ſchön-

ſten Stunde meines Lebens kam mir jedes Wort ſo gemein und alltäglich vor; aber auf ihr liebes Angeſicht ſchielte ich manchmal, und ſelige Träume der Zukunft webten in meinem Buſen.

Wir waren noch nicht bis zur Allee, die in's Schloß führte, gekommen, da braußte uns ein herrlicher Prachtwagen mit vier feurigen Füchſen entgegen.

„Wer kommt denn da noch?“ rief neugierig Vater Roſenhag, als der Wagen bald darauf vor uns hielt; um das Wappen war ein Fürſtenmantel geworfen, Bediente voll Goldtreſſen flogen herunter; — der Schlag ging auf und heraus hüpfte eine ſchöne junge Dame, eilte nach kurzer Muſterung der erſtaunten Geſellſchaft auf die drei Schweſtern und Vater und Mütterchen Roſenhag zu, und umarmte ſie lebhaft. „Ja, ja, Ihr ſeyd es, nicht wahr? Johanna, Iſabella und Du, blondes Lottchen, und Sie, mein guter Onkel, meine liebe Tante!“

„Wie iſt mir!“ rief der alte Freiherr, „welche Erinnerungen ſprechen aus dieſer Stimme, dieſen Zügen!“

„Dorchen iſt's ja, Ihr Dorchen!“ rief die Fröhliche.

„Und dort?“ rief ahnend der Vater.

„Prinzeſſinn Feodora!“ präſentirte der Oberſthofmeiſter.

Meine Hand, die eben die ihre ergriffen hatte, ſchnellte wie von elektriſchem Schlage gerührt zurück, und von

den äußerſten Fingerſpitzen bis mitten durch's Herz zuckte mir mit unendlichem Wehe ein ſtechender Schmerz.

Prinzeſſinn Feodora aber trat vor — ſich beſcheiden verneigend. „Ich wollte nicht immer als Prinzeſſinn, ich wollte auch einmal als Mädchen auftreten; ich habe ſo lange nur die Huldigung einer Fürſtentochter empfangen, ich wollte wiſſen, wie viel ich als Mädchen gälte. Der Fürſt und die Fürſtinn, meine Eltern, waren, da ich ankam, eben nicht da; durch meine liebe Dora aber habe ich bei jedem Briefe, den ſie aus Roſenhag erhielt, ſo viel Gutes von Ihnen, Herr Baron! und Ihrer Familie gehört, daß ich nicht eher mit Bitten von meiner gütigen Freundinn abließ, bis ſie mir den erſten Tag des Wiederſehens gewährte."

„Ein großes Opfer war es, das ſie mir brachte, aber ihre Freundinn wird ihr mit Liebe vergelten, wo ſie nur kann. Unendlich angenehm und froh iſt mir der Tag vergangen — der ſchönſte ſeit Langem! Ich habe Menſchen kennen gelernt, werth einer Krone; einen Tag wenigſtens habe ich das ſüße Glück des Stilllebens genoſſen. Feodora nimmt dieſe Erinnerung als ein theures Angedenken mit in ihre Fürſtenburg. Auch Ihr mögt mich nicht vergeſſen, gute, liebe Menſchen!" — und ihre Stimme ward weicher und zitternder — „in Euerm Thale manchmal an Feodora denken!" Sie vertheilte an Jedem aus der Geſellſchaft eine Kleinigkeit als Angedenken.

Ich ſtand unbeweglich auf einem Flecke, all' meine Träume waren zerfallen wie Staub; wohl fühlte ich,

wie ſtreng das Leben, wie ernſt das Schickſal ſeyn könne! Sie näherte ſich auch mir, auch ich ſollte ein Erinnerungszeichen erhalten an den Mai meines Lebens. Sie griff nach der brillantnen Buſennadel, aber — wie ſie mir in's Auge ſah — ließ ſie dieſe gleich wieder fahren, und gab mir die Aſter, die ſie den ganzen Tag am Buſen getragen. Sie ſprach keine Sylbe, ihr Athem aber ging hörbar, ich ſah ihr in's Geſicht — der Vollmond beleuchtete es eben, eine Thräne zitterte im Auge. Zerriſſen bis in's Innerſte nahm ich die Aſter und drückte ſie heimlich an's Herz. Sie umarmte den weiblichen Theil der Geſellſchaft, und verneigte ſich freundlich gegen den männlichen. Der Oberſthofmeiſter, Graf von Plenau, half ihr in den Wagen und ſtieg dann ſelbſt ein; die Bedienten klappten den Tritt hinauf, und bald brauſten die vier Füchſe wieder davon. Die Geſellſchaft war um Feodora beſchäftigt, die nicht genug Liebes von der Prinzeſſinn erzählen konnte. Auch wir ſtiegen bald in unſere Equipagen; ſtille drückte ich mich in die finſtere Ecke, preßte die Sternblume an Mund und Herz, und weinte heimlich vor mich hin.

Für mich war es aus mit dem Vergnügen der Weinleſe, heimlich ſchlich ich mich die folgenden Tage oft von der Geſellſchaft weg, und trieb im einſamen Nachen auf dem Strome, oder rief heimlich, voll unendlicher Sehnſucht in die Abendluft: Feodora! — Die Geſellſchaft, die im eigenen Taumel mich am erſten Tage zu wenig beachtet haben mochte, zog mich auf, ohne zu wiſſen, welche Wehthat mir jeder unſchuldige Scherz zufügte. Lott-

chen aber, das neckiſche Lottchen, war mäuschenſtille, ſie mochte wohl einen tiefern Blick als Alle in mein Herz gethan haben.

Ich trachtete ſo bald als möglich aus dem frohen Kreiſe zu kommen, aber auch auf der Univerſität ſtellte ſich mein alter Frohmuth und Humor nicht mehr ein. Meine Freunde beſtürmten mich mit Fragen, ich ſchwieg; ach! konnte ich es ihnen denn erzählen das zarte Geheimniß meiner gebrochenen Liebe?

Nachdem ich meine Studien beendet, kam ich auch einmal nach *, es war gerade Courtag, Leute und Gallawagen drängten ſich in allen Gaſſen, endlich brauſten vier Füchſe heran, ehrerbietig wichen die Leute auf die Seite und zogen die Hüte ab. Ich blickte auf, da ſaß Feodora in unendlichem Liebreiz', ſchön wie ein Engel, im fürſtlichen Schmucke; über und über ſtrahlte ſie von Brillanten, ein ſchöner Mann ſaß an ihrer Seite, der Erbprinz von **; — ſie war ſeine Braut! Daß ich nicht an dem frohen Volksjubel dieſes hohen Feſtes Theil nahm, wird ſich Jeder vorſtellen können; all den Feuerwerken und Hofbällen entfloh ich und eilte heraus in das ſtille Thal meiner erſten Liebe.

Ich war unterdeſſen Herr über mein Vermögen geworden, das Rittergut Blauen ſtand damals eben zum Verkaufe, ich griff mit beiden Händen zu, waren doch drüben meine Rebenhügel, wallte doch da unten mein Strom.

Und ſo ſitz' ich noch zu Tage da auf meinem einſamen Schloſſe, angle unten am Strome, pürſche einſam

durch den Wald; aber, wenn mich der Abend überraſcht draußen im Thale, da ſinkt mir Feuergewehr und Hamen aus der Hand, ich lächle wehmüthig hinauf in die ewigen Himmelsroſen und liſple leiſe: **Lontan' di te!**

Die drei ſchönen Schweſtern auf Roſenhag drüben ſind lange ſchon frohe, deutſche Hausfrauen. Als ich Lottchen einmal ſah — einen lieben Blondkopf am keuſchen Buſen — fragte mich das engelſchöne Frau'chen mit freundlicher Rührung, ob ich mich noch erinnere des Tags in der Weinleſe!

Hannovers Catilina.

Hiſtoriſche Erzählung von Wilhelm Blumenhagen.

1.

Die Zeit des Morgengottesdienſtes und Hochamts nahete; aber nicht die Feierſtille eines Sonntages lagerte über der Stadt, ſondern ihre vier Hauptſtraßen füllte ein Gewimmel fröhlicher Menſchen, die nicht von der religiöſen Stimmung bewegt ſchienen, welche der Ruhetag nach ſchwerer Wochenarbeit in dem roheſten Gemüth zu erwecken pflegt. Im feſtlichſten Putze ſah man Ritter und Bürgersmann, Magd und Herrinn zu dem Marktplatze eilen, und obgleich Andachtsbücher in den Händen der Meiſten glänzten, ſo verrieth doch das Geſchnatter der mit einander Wandelnden und die leuchtenden, frei herumvagirenden Blicke der Meiſten, daß Neubegier, Eitelkeit, Hochmuth und andere unrühmliche Leidenſchaften das einzige heilige Gefühl vertrieben hatten, das auf ſolchem Gange in eines Jeden Bruſt allein wohnen und gebieten ſollte. — —

Die äußerſten Gegenden der Stadt waren deſto einſamer und unbeſuchter; nur ein einzelner Mann kam

langſam auf dem öſtlichen niedern Schutzwalle daher, oft gedankenvoll ſtill ſtehend, die Umgegend zu betrachten oder einen ſcharfen Blick über die Stadt hin funkeln zu laſſen, bis er zuletzt an einem höhern Platze ſtehen blieb, wo ein bedeutender Haufe ſchöner, wohlbehauener Steine gehäuft lag, und wo er ſich auf das Piedeſtal eines koloſſalen Pfeilers lehnte. Der Mann paßte weder zu dieſer Stadt, noch zu den in dunkele Farben und deutſchen Schnitt gekleideten Einwohnern derſelben, das that ſich kund auf den erſten Blick. Fremd war an ihm Geſtalt und Tracht. Seine Körpergröße war über gewöhnlich, ſein Gliederbau nicht kraftlos, doch ausgedörrt von heißerer Sonne. Sein langes Geſicht voll ſcharf markirter Züge und Linien trug die braungelben Tinten des Südens, ein ſchwarzes Augenpaar funkelte darin, und das kurzgeſchnittene Haar, der krauſe Bart, der Kinn und Wangen umgab, hatte die Farbe des Rabenfittigs. Je dunkler aber das Colorit war, welches die unbekleideten Theile ſeines Körpers zeigten, deſto greller und auffallender war ſein Anzug. Ein Barret von milchweißem Sammet mit gleichfarbiger, am Ohr herabhängender Straußenfeder deckte ſein Schwarzhaar; ein orientaliſch Gewand von ſchneeweißem, feinſtem Leinen umgab weitfaltig ſeinen Leib, über den Hüften gegürtet mit einem Silberringe, von dem ein mächtiges Schwert getragen wurde; ein Mantel von demſelben Stoffe und derſelben Farbe, doch linkerſeits mit einem rothen wollenen Kreuz geſchmückt, floß von ſeinen Schultern nieder; von gelbem Saffian

waren die Stiefeln und mit dem goldenen Schmucke ritterlicher Sporen verſehen. Otto von Alzeia hieß der Mann; Komthur des Templerordens und Großviſitator von Allemannien ließ er ſich betitteln. —

Lange ſtand der ritterliche Herr alſo, und muſterte genau die Umgebungen und ſeine Mienen drückten bald Vergnügen, bald Unwillen aus; doch zuletzt glühete ſein Auge gleich einem Leuchtfeuer auf Berggipfeln entzündet, um einen Sieg zu feiern, und eine Seele blickte hinter dem Auge hervor, in welcher eine Kühnheit lebte, die an dem Project einer Welteroberung nicht erzitterte, und ein Stolz zugleich, der Kaiſern und Königen den Platz nicht gönnte. Die Stadt war an dieſer öſtlichen Seite faſt noch offen und unbewehrt; nur ein ſchmaler Graben, von dem Waſſer der Bäche des nahen Waldes gefüllt, und ein niedriger Aufwurf zeichnete ihre Gränze; aber ſchon hatte man ſtellenweiſe dem Graben die gehörige Breite gegeben, feindlichen Anlauf abzuwehren; ſchon erhob ſich zwiſchen ihm und dem Walle die friſche, weiße Mauer von feſten Geſteinen, die, wenn auch nur erſt halb vollendet, durch ihre Stärke und Breite die künftige Erfüllung ihrer Beſtimmung verſprach, und das Fundament einer mächtigen Warte ſtieg bereits über den Boden empor, und deutete durch ſeine Umriſſe an, daß unter ihm, beſchützt durch ſein Gewölbe ein wohlbewahrtes Thor von dieſer Seite den Feind abweiſen und ausſchließen ſollte, wie ſchon längere Zeit ähnliche Wehr die Süd- und Weſtſeite der Stadt beſchirmt hatte. Der Hochpunkt, auf dem der

Fremdling ſeinen Stand genommen, ließ eine freie Ausſicht über die Stadt zu; man erblickte manch ſtattlich Gebäude mit hochemporſtrebenden ſpitzen Giebeln, aber ohne geregelte Ordnung reihete ſich Haus an Haus; klein und groß, winkelicht, mit entſtellendem Ausbau verſehen, von einzelnen Baumgipfeln überſchattet, Holzſchindel- und Schiefer-Dach neben einander, ſo bot der Ort keinen angenehmen Anblick, ſondern bewies, daß in den anderthalben Jahrhunderten, welche er vielleicht zählen mochte, nur Zufall und Nothbedarf für ſeine Vergrößerung genutzt hatten. Der ſchönſte Schmuck chriſtlicher Städte, die himmelanſtrebenden Thürme, fehlten ihm gänzlich, nur hier und da ſtiegen die armſeligen Spitzen zwergiger Kapellenthürme kaum über die Giebel hervor, in ihrem durchſichtigen Gebälk ein Glöckchen ſchützend. Deſto mehr wurde das Auge augenblicks gefeſſelt durch ein ungeheures Gebäude, welches mitten aus dem ungeregelten Häuſerneſte ſich erhob, und über ihnen ſtand in ſeinen coloſſalen Formen einem Rieſen ähnlich, der ein unterjochtes Pygmäen-Volk beherrſcht und ſchon durch den Anblick ſeines furchtbar-gewaltigen Leibes im Zaume hält. Augenſcheinlich war das Gebäude neu und erſt jetzt vollendet; das ſpitzemporlaufende, ein ganzes Viertheil des Stadtraumes einnehmende Dach glänzte von unbeſchmutzten rothen Hohlziegeln, und auf beiden Endgiebeln deſſelben prunkten die gigantiſchen Kränze der auf ihr Werk eiteln Baumeiſter, aus mächtigen Tannenzweigen geflochten, und mit unzähligen bunten Bandſchleifen ſtatt der Blumen durchwunden, die

in ſolcher Höhe doch kein menſchlich Auge erkannt haben würde, und aus der Mitte jedes Kranzes ſtieg ein glänzend roth bemahltes koloſſales Kreuz zum Himmel auf, und eben der Anblick dieſer Symbole ſchien auf des Komthurs Antlitz den innern Triumph an's Licht gelockt zu haben. Daß jenes große Gebäude eine kirchliche Beſtimmung habe, deutete ſeine Lage von Weſt nach Oſt ſchon an, mehr aber noch der begonnene Thurm an ſeiner Abendſeite, deſſen Viereck von weißen Quaderſteinen faſt ſchon die Spitze des Kirchdachs erreicht hatte, und durch ſeinen Umfang auf den kühnen Bauplan, welchen man für ſeine Höhe entworfen, ſchließen ließ. —

Der Templer betrachtete Alles dieſes genau und lange, dann wickelte er ſich dichter in ſeinen Leinenmantel, denn die Frühluft des Septembermorgens zog kühl über den Wall, und er war im Begriff, die Holztreppe, welche zu dem Schutzdamme heraufführte, hinab zu ſteigen, als mehrere Stimmen ſeine Aufmerkſamkeit erregten. Mit Eilſchritten näherten ſich zwei jüngere Männer gleich ihm in der Tracht des Ordens auf Cypern, und ihnen folgte ein Dritter im grauen feinen Bürgerkleide, doch ebenfalls mit einem Degen umgürtet, und in kecker, jugendlichedler Haltung den Ritterleuten nicht nachſtehend.

„Gelobt ſey Er!“ rief der Erſte der jungen Templer, der eine ächt deutſche ehrliche Phyſiognomie trug und dem die Ueberfülle germaniſcher Geſundheit keuchen machte, und: „In Ewigkeit!“ antwor-

tete ernſt der Komthur. „Wir ſuchten Euch in Eurem Quartier, ehrwürdiger Herr!“ ſprach haſtig dann der Zweite mit fremdländiſcher Zunge, doch feiner Manier, indem er die rechte Hand wie begrüßend auf ſein Herz legte. „Wer konnte glauben, daß Ihr nach der ſchnellen Reiſe und nächtiger Ankunft ſo früh das Bett verlaſſen und Euch der kühlen Morgenluft ausſetzen würdet. Verzeiht, Euer Würden, daß wir die Schuldigkeit verfehlt, doch Zufall, nicht der Wille ſündigte.“ —

„Ihr ſeyd entſchuldigt, giebts auch keinen Zufall in unſerer Ordenslehre!“ antwortete lächelnd der Komthur. „Der Herr Ritter Foulgues de Trezy feierte ſicher ſeinen Sabbathsabend in angenehmer Compagnie, und da träumt ſich's luſtig bis zur Mitternacht und ſchläft ſich's feſt bis zu des Tages Anbruch.“ — Ohne die Antwort zu erwarten, wandte er ſich dann mit ernſtem Geſicht zu dem im grauen Mantel und deutete mit der Rechten auf die neue Mauer am Graben. „Thiedericus,“ ſprach er finſtern Blicks, „ich hätte Euch gehorſamer und raſcher geglaubt. Nicht weit genug gediehen iſt das Werk; dieſe Mauern überſpringt ein Remus noch mit ſeinem Stecken. Warum ſtehen ſie nicht ſchon dräuend und ſchützend da? Ich meine doch der Säckel blieb Euch ſchwer gefüllt für ſolchen Zweck, und wie der Orden reich belohnt, verlangt er auch Fleiß und Gehorſam.“ —

„Die Kirche iſt vollendet;“ antwortete der Angeredete mit reſpectvoller Miene. „Der greiſe eigenſin-

nige Architect aus Cöln, dem Ihr den erſten Hammer vertraut, wollte das Hauptwerk zuerſt vollendet wiſſen, auch der Conſul drängte und der Arbeiter waren nicht da in Ueberzahl. Aber Ihr ſehet das Material, ſchön und behauen liegt es ſchon herangefahren im Ueberfluß; zwei kurze Monden noch, und der ſteinerne Kranz umgiebt dieſe Stadt ſo feſt wie nur irgend eine Wehr ſeines Gleichen in Deutſchland." —

„Was Kirche, was Conſul!" entgegnete ſtreng der Komthur. „Ich befahl, erſt die Mauer und dann das Gotteshaus. Acht Wochen ſind gar lange Friſt; was kann ſich nicht in ihnen umgeſtalten? Der Winter nahet, mit ihm kehrt gewiß manch Hinderniß. Noch ein Mal ſage ich's, bietet auf, was Euch an Mitteln zur Hand iſt, werbet ganze Dorfſchaften zum Tagelohn, ſparet nicht Fleiß noch Geld, macht die Nacht zum Arbeitstage. Die ſchönſte Kette aus dem Ordensſchatz hätte ich Euch beſcheert, wäre mein Auge an dieſem Morgen durch Eure Mauer behindert worden, jene grüne Haide und den buntſchattirten Herbſtwald zu erſchauen." —

„Ich meinte Lob zu ernten und Ihr ſcheltet mich!" ſagte der junge Baumeiſter Thiedericus empfindlich.

„Wer unſerm Orden dient, der muß nicht meinen;" fiel ſtreng Herr von Alzeia ihm in das Wort. „Ihr ſeyd nur Blätter, Zweige an der edlen Palme; das Mark allein, das unſichtbare, treibt die Frucht zum Lichte. Gehorſam ziemt ſo dem Ritter wie dem Servienten; die Meinung kommt von Oben; der

Kopf nur denkt für die Glieder; das merkt Euch von jetzt an für immerdar." —

„Aber Ihr dürft ihm nicht zürnen, Ehrwürdiger;" sprach freundlich der Blühendste unter den Anwesenden. „Ihr solltet nur erst das Gotteshaus sehen, das er erbauet, das himmelhohe Gewölbe auf der riesigen Pfeiler-Allee, und den schimmernden Hochaltar voll goldener Bilder, und die schönen Statuen des Sanct Georgs mit dem Lindwurm und dem Templerschilde außen über der Thurmthür und gegenüber den Sanct Jacobus mit dem Anker und bedeutsam die Hand legend auf die Bruſt zum geheimen Bundesgruß; wenn ich mir die Bilder ansehe, ist mir's immer, als sähe ich in jenen Euer eigenes leibhaftes Conterfei, und in diesem den ehrwürdigen Großprior von Flandern Don Sacq, der mir die Weihe gab. Gehe ich über den Markt, muß ich anhalten und hinaufschauen und kann von den lieben Bildern nicht fortkommen." —

„Daran thatet auch Ihr nicht gut, Herr Gottfried von Salza;" entgegnete der Komthur; „ernst und still soll der Templer seine Wege gehen, den Blick gesenkt, nicht gaffen, nirgend säumen. Wollet Ihr das Volk durch Euer Begaffen aufmerksam machen auf Dinge, die nur uns bedeutsam sind? Ich merke, daß es hohe Zeit war, die Visitation des Tempelhofs zum See zu enden, und schnell von Worms zurück zu kehren. Ihr Ritter solltet doch verstanden haben, was unsre Obern uns vertrauten, als man uns in dieses wüste Land gesendet. Aber Eure Sinnen sind Tyran-

nen Eures Geiſtes, Ihr lebt nach Außen, nicht nach Innen; und ich darf Euch eben nicht beloben im Kapitel." —

Auch Ritter Salza ſchwieg beſtürzt, doch der Franzoſe unterbrach leichtfertig und dreiſt den Straffermon und mit der Hand nach dem Walle jenſeit des Thores deutend rief er: „Schauet nur hin, da kommt der größere Sünder vor dieſem Eurem Gericht, und will ſich auch ſein Theilchen Buße holen. Der Conſul iſt es, Herr Volkmar von Goddenſtadt, und mit ihm nahet ſeine ſchwarze Heerde, die nachſpringt überall, wenn nur der Bock voran den Sprung gewagt." —

Der Komthur warf einen ſeltſamen Blick auf den Jüngling, der theils ſeinen Vorwitz beſchwichtigen ſollte, theils aber auch eine Ueberraſchung über den zweideutigen Sinn ſeines Spottwortes zu erkennen gab; dann nahm er, ſoviel es ſeine gewohnte Würde zuließ, eine argloſe Freundlichkeit in ſeine Mienen auf, und ſtieg raſch die Walltreppe hinunter, dem Conſul entgegen kommend, der ihn mit deutſchem Handſchlage und ſichtlicher Freundlichkeit empfing.

Herr Volkmar von Goddenſtadt konnte als Musterbild eines Patriziers damaliger Zeit gelten. Man ſah ſeinem ſtattlichen Aeußern die Zufriedenheit über das Loos an, welches ihm der Himmel beſcheert. Wohlgeſtaltet, in Fülle geſparter und gepflegter Leibeskraft trat er rüſtig auf, trotz der weißgelben gebleichten Locken, die ſchlicht und lang von der Scheitel auf ſeine Schultern herabhingen. Der Stolz, der Erſte ſeiner Stadt

zu ſeyn, ſprach ſich laut aus im Tragen des ſchweren Hauptes, im runden Auge unter den buſchichten, gerunzelten Augbrauen, im überladenen Prunk der reichen Bürgertracht, dem pelzverbrämten Aermelmantel und den goldenen Kniebändern, und den golddurchwirkten Schleifen des puffigen Wamſes und dem mit unzähligen Kettchen von gleichem Metalle durchflochtenen Barret. Ja es hing ſogar der Duſing an ſeinem fleiſchigten Halſe, die ſchwere Silberſchnur mit kleinen Schellen beſetzt, die bei jedem Schritte die Ankunft des Vornehmen klingend meldeten, ein Putz, der damals nur von Königen und Fürſten getragen zu werden pflegte. — Vertraulich preßte er die Hand des vornehmen Ordensherrn, und leicht, doch mit der Gravität ſeines Standes redete er zu ihm wie zu einem alten Bekannten. „Zum zweiten Male in unſerm Weichbilde willkommen, Ihr Freund dieſer Stadt, und gleichſam ihr Bonifacius!“ ſprach er mit ſchallender Stimme, welche die Geſundheit ſeiner ſechzigjährigen Bruſt verkündete. „Mit tiefgefühltem Schmerze haben wir Eure Abweſenheit bemerkt, und längſt mit gewaltigſter Sehnſucht Eurer Wiederkehr geharrt. Maaßen wir denn auch heute früh, als ſo eben der Stadtknecht uns Eure nächtliche Ankunft vermeldet, uns ohne Aufſchub in das Feſtkleid geworfen, das gehörige Geleit anhero geladen und mit ihm zu der Platea fabrorum uns begeben haben, zu dem Euren höchſt ehrwürdigen Ordensbrüdern daſelbſt ad terminationem eingeräumten Hauſe, wie ſie bislang nur den fratribus ordinis Augustino-

rum, **Carmelitarum et Paulinorum** von unſerer guten Stadt bewilligt worden. Ihr fandet ſelbiges Haus hoffentlich wohl eingerichtet, denn auch das feingeſchnitzte Bildniß Eures Ordenspatrons des **Sancti Georgii** iſt **supra portam** nicht vergeſſen worden, und ſoll bedeuten den feſten Bund zu Schutz und Trutz, den die **famuli et Burgenses Hanoverenses** geſchloſſen von jetzt an bis auf ewige Zeit mit den Rittern des rothen Kreuzes. Aber Ihr ſeyd ein wachſamer Hahn und ſattelt mit der Sonne, denn die daſtehenden Herrn **Equites** verkündeten uns des Ehrwürdigſten frühe Ausflucht auf die Ringwälle unſerer Stadt, und mit ihnen eilten wir zu der **Valva lapidea**, theilten uns kriegsliſtig daſelbſt und umgingen die Stadt links und rechts, um den Geſuchten nicht zu verfehlen, und ihm gebührend den Willkommensgruß zu ſprechen im Namen der ganzen **Civitas**, welches hiermit denn herzlich und reſpectvoll geſchiehet." —

Lächelnd hatte der Herr von Alzeia zugehört, und ſein Auge wohlgefällig auf den trotz ihrer Fleiſchfülle ſehr beweglichen Zügen des Redners umherlaufen laſſen. „Zuviel der Bemühung um einen Gaſt," entgegnete er jetzt mit Höflichkeit, „der nicht kam, um zu prunken und zu beläſtigen, ſondern nach Freundes Weiſe zu nützen und zu ſchaffen. Hätte ich gewußt, daß Ihr heute ein großes Feſt begehen würdet, bei dem Eure Perſon beſonders in Anſpruch genommen werden muß, würde ich in einer Landherberg vrweilet und meine Ankunft bis morgen verſchoben habene." —

„Mit nichten;“ fiel haſtig der Conſul ein; „hätte alsdann doch die Krone dem Feſte gefehlt. Ja, wir weihen heute das erſte Gotteshaus, welches unſrer Stadt würdig zu den Wolken hinanſtieg, und über den Kapellen Sancti Aegidii und sancti Spiritus ſich erhebt wie eine Zeder des Libanon über dem Wacholdergeſträuch. Eure goldenen Vorſchüſſe haben uns in den Stand geſetzt, dieſer Stadt eine ſolche Zierde zu geben, damit ſie nicht mehr zurückſtehe vor den Nachbarſtädten Brunsvic, Eimbeck und Göttingen, die bislang verächtlich auf ſie herabgeblickt; Ihr habt uns die kundigen Bauherrn mitgebracht und empfohlen, und ſo als zwiefacher Bonifacius Euch dargethan. Ich werde darum ſchuldigſt bei der großen Feier Euch meinen Ehrenplatz einräumen, und lade Euch an meiner Seite einzutreten in den Dom, daß der Plebs, welcher ſich bereits im Heiligthume verſammelte, erkenne, wer ihm wohlgethan.“ —

„Nicht alſo;“ antwortete der Komthur mit verfinſterter Stirn; „die alte Sitte bleibe unverletzt; Demuth iſt unſer Gelübd; der Orden des Tempels liebt die Oeffentlichkeit ſeiner guten Thaten nirgend. Habt Ihr jedoch auch erfüllt die Bedingniſſe, die man Euch auferlegte?“ —

„Vollkommenſter Maaßen!“ fuhr der Conſul lebhaft auf. „Der Kapellanus Eures Ordens, Magiſter Henricus, iſt inſtallirt als Prieſter der neuen Pfarre, und wird zur Stunde ſein heiliges Amt beginnen; die wohlverſchloſſene Kapelle zur Feier Eurer

Myſterie ſteht in Norden an den Dom gebauet mit allem Bedarf und den beſtellten Gewölben darunter, aus welchen ein ſicherer Mauergang unter der Straße hinführt in Euer Terminationshaus; die Schlüſſel dazu ſind bereits dem daſtehenden Herrn aus Frankreich zu Händen geliefert und Niemand ſoll Euch ſtören in Eurem Schalten und Walten in dieſen Euch zu Recht und Gebrauch gegebenen Territorien." —

Kopfnickend dankte der Komthur, nahm den alten Herrn bei der Rechten und leitete ihn die Walltreppe hinauf, dann langſam mit ihm auf der Erhöhung fortſchreitend in der ſichtlichen Abſicht, aus dem ſie umſtehenden Kreiſe der Senatoren und aus dem Bereich der Ohren derſelben zu entrinnen. „Mein Herr Conſul," flüſterte der Templer im Fortgehen mit ſcharfem Tone, „Euer Haar iſt weiß, aber Euer Gemüth ſcheint nicht mit gealtert; denn Ihr taumelt annoch im Irrgarten der Eitelkeit. Hochſtellen wollt Ihr Euch, in ſchweren Kampf gehen, um eine Krone zu gewinnen und Euren Namen unſterblich zu machen, und verſäumt den Panzer anzulegen und das Schwert zu ziehen. Als Prunkſtück Eurer Stadt habt Ihr die Kirche hingeſtellt, und den Harniſch der Stadt, die Mauern verſäumt. Unſer Pact klang anders, und laßt Ihr die nöthige Vorſicht aus, ſo wäſcht mein Orden ſeine Hände, ich ſattele meinen Hengſt, und Ihr möget ſelbſt ſehen, wie Ihr zum Ziele Eurer Wünſche gelangt." —

Des Conſuls vom rothen Adernetz dunkelſcheinend Geſicht erblich merklich und ſeine Unterkinnlade ſank

wie in Lähmung zur Bruſt hinab. „Ihr erſchreckt mich, ehrwürdiger Herr!“ ſtotterte er. „Im Reiche waret Ihr; habt Ihr böſe Botſchaft mitgebracht?“—

„Ihr verdientet ſie von mir zu hören,“ fuhr der Komthur mit Strenge fort, „denn wer bei einem groſſen Unternehmen den Augenblick, ja ſelbſt Stunde und Tag und Woche vernachläſſigt, iſt der Gunſt des Schickſals unwürdig. Jedoch Euer Glück begünſtigt Euch unverdient. Herzog Otto hat ſein Land vergeſſen und ſcharwenzelt am Throne der Kaiſer. Wie er den hochſeligen Rudolph in die Ferſen trat, ſo iſt er jetzt des Naſſauers Schatten und banquettirt an kaiſerlicher Tafel, und verſucht beiher die unbezahlten 3000 Mark zum Brautſchatz ſeiner Wittelsbacherinn einzutreiben. Doch zu Weihnacht wird er heimkommen und dann gnade Gott Euch und Eurer Stadt, habt Ihr bis da Euch nicht hinter ein Bollwerk verſchanzt, an dem ſeine Mannen ſich die Köpfe zerſtoßen.“ —

„Ihr ängſtet mich, Herr Ritter,“ fiel der Alte ein, „aber binnen vier Wochen ſoll unſer Neſt ſo feſt werden, daß alle braunſchweigiſchen Löwen ſich die ſcharfen Klauen daran ſtumpfen müſſen. Ihr ſehet das Material liegt bereit; morgen läßt die hohe Obrigkeit alle Bürger und Dörfler zum Schanzen auftreiben, ſey es mit Güte oder mit Gewalt. Wie aber wird des Kaiſers Majeſtät zu unſerm Werke ſchauen, wenn der Herzog ihm ſo zu ſagen im Schooße ſitzt?“ —

„Das war meine Sorge;“ entgegnete der Templer ſtolz; „und ich habe mein Theil klüglicher vollbracht

als Ihr weiſe Rathsherrn das Eure. Kaiſer Rudolph ſchon haßte den Uebermuth der kleinen Reichsfürſten und des Adels, zerſtörte er doch im Jahre Neunzig mehr als ſiebzig Raubſchlöſſer tückiſcher Vaſallen, um den geſunkenen Reſpect des kaiſerlichen Zepters die alte Gloria zu erringen. Adolph von Naſſau befolgt dieſelben Grundſätze. Auch ihm iſt der Hochmuth der Reichsfürſten ein Dorn im Auge, da er bemerkt, wie ſchon manche derſelben ſich von ihm wenden, und heimlich mit ſeinem Nebenbuhler und Erzfeind, Albrecht verkehren. Nur in den großen Städten ſieht auch Er Anhalt und Schutz, und begünſtigt ſie überall gegen die Fürſten und den Adel. Gebt Eurer Stadt die Kraft der Selbſtvertheidigung, dann ſtehe ich dafür, daß Kaiſers Majeſtät die Adlersflügel über Euch ausbreitet, zur freien Stadt des Reichs Euch erhebt, und wenn die Hanſa Euch alsdann aufnimmt in ihren mächtigen Bund, ſo möchte ich ſehen, wie der kleine Lüneburger ſein uſurpirtes Recht auf Euch behaupten möchte, wie er das goldene Blatt in der Chronik Hannovers, auf dem der edle Name Volkmar von Goddenſtadt verzeichnet prangt, wieder ausreißen, und die Unſterblichkeit zernichten könnte, mit der Eure Kühnheit dieſen Namen für ewig gekrönet.“ —

„Nicht mir, ſondern Euch, tapferer Kreuzesheld, gebühret dieſes Blatt und ſeine Krone;“ antwortete mit hochmüthiger Miene und beſcheidenem Tone der bürgerliche Edelmann. „Ihr wecktet den Funken in meiner Bruſt, Ihr blieſet ihn zur Flamme an, und

mein ſey die Sorge am Tage des Triumphs Eurem Namen den verdienten Platz zu geben. Ha! Jugendblut ſiedet in meinen Adern, wenn ich der Stunde gedenke, wo alle dieſe Junker, die mit Verachtung auf unſre alten Familien herabſehen, welche mit ihren Raufdegen bis in unſer Weichbild zu ſtoßen wagen, welche Handel und Verkehr ſtören in ungerecht beſchützter Freiheit, abplatzen von unſern Mauern und unſere Armbrüſter ihnen das ſcharfe Eiſen nachſenden in den flüchtigen Nacken, wo unſere Reiter ſie verfolgen werden mit ſchneidender Klinge bis an die Zugbrücken ihrer Geierneſter. Sie haben vergeſſen, daß wir ſo edel ſind wie ſie, daß wir von jenen auserleſenen Kriegern abſtammen, die der große Heinrich, genannt der Finkler, aus ſeinen beſten Mannen erwählte und in die Städte und Ortſchaften vertheilte, um gleich einzelnen Rolanden mit rieſiger Geſtalt und unbezwinglicher Fauſt die Schwachen zu ſchirmen gegen die räuberiſchen Ungern, die bis Magdeburg und Bremen das Reich verwüſtet, wie auch gegen das nordiſche barbariſche Heidenvolk. Sie haben vergeſſen, daß der große Heinrich dieſe unſere Ahnen höher und edler achtete als ſeinen übrigen Adel, trug er noch ſo prunkende Geſchlechtsnamen und Reichstitel. Die Zeit iſt kommen, dieſem Junkernvolke das Gedächtniß zu ſchärfen, und wir wollen nicht ſäumen, ſolche Zeit zu nutzen." —

„Thut das, Herr Conſul," ſagte der Komthur ſtillſtehend und mit leichtem Hohn die Oberlippe aufwerfend, „thut das ſchnell; denn kehrt der Herzog

und findet dieſes ohne ſein Willen und Wiſſen erbauete Mauerwerk unvollendet, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß Ihr ſtatt einer Stadt mit Mauern Mauern ohne eine Stadt erblicken möchtet, wenn er Euch die Augen läßt zu ſolch traurigem Anblicke. Doch werdet nicht entmuthigt durch ſolch ſchaurig Bild, das ich nur zum Sporn Euch hinſtellte. Unſer ehrwürdigſter Großprior von Ober-Deutſchland, der Wildgraf Friedrich, läßt Euch grüßen; ſeine Freunde, die Markgrafen von Brandenburg, ſind gewonnen für Euch; iſt Euer Plan gereift bis zu ſichtlicher Sicherheit, könnt Ihr darauf rechnen, daß von Berlin eine Hülfsmacht Euch zu Gebote ſteht, die Euch ſchirmen wird bis Ihr Zeit gewonnen, ein eigen Söldnerheer in's offene Feld zu ſtellen und Brunsvic die Hand zu reichen zum auch dorten längſt vorbereiteten Freiheitskampfe. Aber die Kapellenglöckchen rühren allzumahl ihre Zünglein, und laden Euch zur Feier; und ſtehen wir hier nicht am kleinen Thor, das zu dem menſchenreichen, obgleich engen Quartier führt, welches man den Wulfeshorn benennt? Möge Euch die ſtämmige, treuherzige Menſchenart, die drinnen wohnet, eine tüchtige Meute Wolfshunde liefern, wenn Ihr das Horn blaſet zur Löwenhatz. Für jetzt bitte ich Euch, mein geſchätzter Freund, hinabzuſteigen durch dieſes Pförtlein, welches den nächſten Weg zum Dome darbeut! Nehmt meinen deutſchen Ritter mit nebſt dem Baumeiſter, daß ſie uns demnächſt Bericht erſtatten mögen von dem Glanz Eurer Feier. Wir lieben dem Gelübd des Ordens gehor-

ſam nicht mit ſolch vornehmen Geleit gleich einem Triumphator durch die Gaſſen zu ziehen, und werden unſern einſamlichen Spatziergang fortſetzen. Auf den Abend warten wir Euch ſelbſt auf nach Gebühr in Eurem rühmlichſt bekannten Familienhauſe auf der Burgſtraße." —

Leicht grüßend ſchied der Weißmantel, und mit dem Franzmanne weiter gehend auf dem Walle ließ er den Conſul ſtehen, dem dieſer kurze herriſche Abſchied doch faſt die Laune verdarb. Er blieb eine Secunde wie verdutzt, dann wandte er ſich nach ſeinem Gefolge um, und ſah mit Verwunderung ſeinen Neffen, den Rathsherrn Helmold von Steenbeck dicht hinter ſich weilen, wie er in Gedanken vertieft auf den neuen Mauergrund drunten zu ſchauen ſchien.

„Was ſtarrſt Du gleich einem Geiſterſeher in den Graben hinab?" fragte der Alte barſch. „Willſt Du die Neugier damit bemänteln, die Dich ohne mein Erlaub in die Nähe unſeres Zwieſprachs trieb?" —

Der junge, anſehnliche Mann erhob mit einem Seufzer ſein Antlitz, und ſah dem geſtrengen Ohm feſt in die Augen. „Ich betrachtete mir da unten das dunkle Blut an dem weißen Geſtein;" entgegnete er finſter. „Ihr wißt, Herr Ohm, geſtern zerquetſchte dort das Quaderſtück, aus dem geriſſenen Windſeil niederſtürzend, den einzigen Sohn der Wittwe aus der Grüttemecker Straße. Das war unſchuldiges Blut. Ich wünſche, daß dieſer Bau kein weniger ſchuldloſes koſte." —

„Poſſen!" fuhr der Conſul auf. „Seit Du Bräu-

tigam biſt, wurdeſt Du ein Finſterling, und was andere Burſchen kühn macht und leichtfertig, machte Dich zaghaft und wortarm. Du ſollſt der Erſte ſeyn, der vor unſerm neuen Hochaltar den Ehrenring tauſcht; ich werde der Muhme Winthem ſagen, daß ſie den Mahlſchatz eiliger fertig mache. Dann kann die ſchöne, vernünftige Domicilla Dir das verrückte Hirn wieder zurecht rükken." —

Herr Helmold wurde roth wie eine Jungfrau, der man vom Myrtenkranze ſpricht, und die ſichtliche Verlegenheit zu bergen, trat er mit Heftigkeit zu dem Alten und ergriff ſeine Hand. „Ohm," ſagte er ſehr bewegt, „ich liebe Euch wie meinen Vater. Hört Sohnes Rath. Laßt ab von dieſem fremden Südmanne, deſſen Geſicht ich nicht ohne inneres Grauen anſchauen kann, weil es mir wie die höhniſche Maske eines Teufels vorkommt, der aus ſeinem Höllenſchlunde aufſtieg, uns und unſre Stadt zu verderben. O laßt ab von ihm! Verſchreibt ihm nicht Euer Herzblut. Er hält den Pact nicht. Was ich zufällig hörte von Eurem Geſpräch hat mir das Haar empor getrieben und den Herzſchlag ſtehen gemacht." —

„Warum horchte der Naſeweis?" entgegnete der Conſul zornig. „Aber ich hoffe, er wird ein Schloß an ſeinen Mund legen, bis ich den Schlüſſel gebrauche, denn ich meine, der alte Goddenſtadt hat den Ruhm im ganzen Weichbild, daß er nichts unternommen, was er nicht zwei Male bedacht." — Aber Euer Lehnseid, Huldigung und Bürgerpflicht!" ſtotterte der Betroffene

ſchüchtern. „Des Herzogs Schirmeid iſt nicht weniger werth,“ antwortete heftig der Bürgerfürſt; „Bruch um Bruch; Untreue um Untreue; der Hund beißt in den Stock, der ihn ſchlägt; der Stier wirft den Schlachter mit ſtarkem Horne in die Luft, wenn er vom Seil ſich löſen konnte; widerrechtlichem Willen darf der Bürger Widerſtand entgegen ſetzen, das lehrt das Naturgeſetz, das eher galt als Einer befahl und der Andere gehorchte. Von dem Neffen erwartete ich ſolch Knabenzweifel am letzten, denn wenn ich für die Glorie der Familie mich ſelbſt einſetze, ſteigt er mit ohne Gefahr des Einſatzes, und darf lüſtern und bequem die Aepfel vom Baume pflücken, den wir im Mittagsſchweiß und wunder Hand in den harten, ſteinichten Boden pflanzten. Schnäbele Du Dich mit Deiner Spätzinn, bis auch Du zum Denken reif wirſt.“ —

So drehete er ſich übermüthig von dem jungen Manne, ſtieg herab zu dem Pförtlein und ſchritt vor ſeinem ſtattlichen Geleite her durch die düſtern Gäßleins, deren Bewohner, breitſchulterige Brauknechte, ſchmuzzige Tagelöhner und dürre Stadtſöldner, mit Weib und ſchreienden Kindern an die niedern Thüren eilten, die unerwartete Ehre eines ſolchen Zuges in ihrem Quartier anzuſtaunen und den höchſten Herren der Stadt ihren Reſpect durch unbeholfene Bücklinge zu bezeugen. —

Der Komthur ſetzte indeß ſtillſinnend in Begleitung des Ritters Foulques ſeinen Marſch fort.

„Aber ſagt mir nur, ehrwürdiger Herr,“ nahm

der lebhafte Franzoſe nach einigen Schritten das Geſpräch auf, „wie könnet Ihr nur Plaiſir daran haben, mit dieſen ſteifen Gecken zu ſchnacken, die mir mit ihrem Truthahns-Uebermuthe und ihrer Bocksgleichen Gravidität in den wenigen Monden meines Hierſeyns ſchon ſo arge Langeweile gemacht haben, daß ich ſelbſt unſere ſchwarze Pönitenzkammer dem Aufenthalt in dieſer Bärenhöhle vorgezogen haben würde.“ —

„Nun, ſchmucke Bärinnen giebt's doch genug in dieſer Höhle,“ antwortete lächelnd der Comthur, und Ritter Trezy liebte immer derlei Jagd.“ —

„Warum nicht;“ entgegnete der junge Franzmann leicht; „der allzuſtrenge Großmeiſter iſt ja fern, und mein gnädiger Gönner erlaubt gerecht der Jugend Scherz und Freude, wenn nur der Anſtand und die Ordensehre nicht dabei auf dem Wurfbret ſteht. Aber glaubt mir, dieſe ſchmucken Bärinnen ſind gar brummiſcher Art, wiſſen die ſcharfen Tätzlein zu gebrauchen, und es gelingt nicht leicht, ſie glatt zu lecken und zum Tanze abzurichten. Doch wenn wir auch Zerſtreuung haſchen, was bindet Euch, Ehrwürdiger, an dieſes finſtere Neſt? Warum verſchwendet Ihr den ſchönen Ordensſchatz an dieſe eiteln Städter? Warum zwiſchen dieſen düſtern Giebelhäuſern ein theures Hospitz errichten, da freundlichere längſt im luftigen, hellen Berlin, im lebevollen Hamburg, im glanzerfüllten Hildesheim gewonnen wurden?“ —

Der Komthur ſtand ſtill, wandte ſein ſprechendes Antlitz gegen den Jüngling und ſah ihn mit leuchtenden

Augen an. „Du haſt mehr Geiſt empfangen wie die Andern,“ ſagte er ernſt, „darum zog ich Dich auf zu mir und werde Dich gebrauchen und erheben. Deine Leichtfertigkeit ſtieß mich nicht ab, denn Du kannſt ernſt ſeyn, beſonnen, brav wie ein Leu in ernſter Stunde. Ahneſt Du denn nichts, und ſaheſt meinem Walten ſo lange ſchon zu? — Haſt Du die Krone vergeſſen und die goldenen Ketten und das Kreuz, die Deine zitternde Hand in der Nacht der Prüfung zu Boden warf, und die Du mit der Ferſe trateſt? Der Orden hat ſeine Kindheit, ſeine Jünglingszeit vollendet. Er iſt ein Mann geworden, und ehe ſein drittes Säcul zu Ende läuft, wird die Welt erkennen, daß und wie er es geworden. Das Kind weilet ſchüchtern in der Heimath; der Mann ſchweift hinaus; die Welt iſt ſein, und was er von ihr ſich erobern kann, das faßt ſein kühner Arm. Unſer Schloß auf Cypern iſt zu klein geworden zur Reſidenz des ſtarken Rieſenbundes; weilt auch das Haupt noch an der lieben Wiege, wo es geboren, ſeine Arme greifen aus, umkreiſen herrſchend bald die Welt und ſchon erzittern Thron und Prieſterſtab vor ſeinen ehernen Händen, und bereuen zu ſpät, daß ſie des Tempels Söhne aufgepflegt und ſelbſt bewaffnet. Seitdem der Tempel eine Burg geworden, möchten ſie ſo Burg als Tempel in den Sand vergraben, auf dem die erſten Neun in roſtigen Waffen für die Pilger fochten. Wer weiß, wie bald die Zeit kommt, wo ſie aufſtehen, die Gewaltigen der Erde, und an den heiligen Säulen rütteln. Darum ſorget der Zeit und dem Weltgeiſt voraus der Bun-

desgeiſt, und bauet ſich an in allen Erdenwinkeln, ſetzet ſich feſt in dem Herzen jedes Landes, damit wenn Drach und Tiger aufbrechen aus ihren Lägern, Netz und Falle geſtellt ſind, die Lanzenſpitz ſcharf iſt und glatt der Schild, damit wenn der Feind heraustraben will nach außen, er im eigenen Innern den Gegner hat, der ihn mit Ketten fängt und hält, damit wenn ſie die Tempelburg zu zertrümmern ausziehen, die ganze Welt des Ordens Tempel iſt, der Azur des Himmels ſein Dach, die Pole ſeine Wände, und Thore und Kirche ſelbſt ſeine Pfeiler, und ſie zagend abſtehen von der Unmöglichkeit und ſelber ſich beugen und den Rittern des rothen Kreuzes die Weltherrſchaft laſſen, und den Völkern die Freiheit, die wir ihnen bereiten. Gewonnen haben wir dem Orden wiederum ein kleines Heer, denn dieſe Stadt iſt mein von heute an und über ihr prangt unſer Siegeszeichen. Muß ſie ſich auch reinigen vielleicht in Flammen und Blut, unſer iſt ſie und kein Schwert tilgt die Saat, die wir tief in das ſichere Land geſtreu't. Verſtehſt Du nun das Bild der Feuertaufe, Trezy?" —

„Aus Blut und Dunkel ſproßt Erlöſung!" antwortete Foulques mit einem Schelmengeſichte. „Und ſtreben die Sonnenwend des edeln Stolzes, die Roſe der Freude, die Palme der Wohlthat dem Himmelslichte zu, ihre Wurzeln bleiben in der Erde und bedürfen derſelben." —

„Noch Ein Jahrhundert ſchenke uns der Weltenmeiſter," ſetzte der Komthur mit Wallung hinzu, „dann ſind wir an dem vorgezeichneten Ziele und die Völker

ſuchen ihre Fürſten nur unter den Geweihten. Darum iſt aber Noth, daß nirgend ruhe die Arbeit und täglich der Bau ſich hebe. Legen wir auch unbemerkt nur Stein zu Stein, ſo wächſet die Mauer unſichtbar, doch feſter fort als dieſe weiße Wand dort unten. Solch neuen rothen Bauſtein fand ich auf der Reiſe und wir wollen nicht ſäumen mit Kitt und Kelle ihn zu binden. Junker Herrmann von Daſſel iſt es, ein Feuerkopf, geboren in dieſer Stadt und ihrer Edeln Einer, darum zwiefach willkommen. Mit Thiedericus, dem wiſſenden Servienten, ſind unſer Neun in dieſem Orient, ſo fehlt zur Aufnahme nichts und morgen Nacht ſchon ſey das Werk gethan. Die Kapell am Dom iſt fertig; ſorget, daß mit dem Dunkel der Tempel bereitet werde. Bauet auf den blauen Altar und hängt das Bild des Sanct Georgs darüber. Stellet die Schüſſel hinauf mit den Füßen des Drachen und dem blutigen Johannishaupte darin. Bekleidet die Gruft mit feuerfarbenen Decken und rücket den Sarg zurecht. Schlag Mitternacht wollen wir zum erſten Male Herrſcherrecht üben auf dieſem Boden.“ —

2.

Freundlich wärmend beleuchtete die Sonne vom weſtlichen Himmel her den arbeitsfreien Montag und die Bürgerſchaft, welche geſtern die frohe Weihe ihrer neuen Hauptkirche fromm und ernſt gefeiert hatte, zog jetzt in lauter Freude hinaus über die Brücken des Leineſtroms,

außer den dumpfen Beſchränkungen der hochgiebelichten Gebäude im Freien ein weltliches Nachfeſt zu begehen. Weſtlich von der Stadt erhob ſich damals eine anſehnliche Höhe, jetzt noch in der Neuſtadt durch den Namen des Berges bezeichnet, auf der ein alterthümliches Schloß dräuete, und bis an den Gränzfluß ſeine Mauergänge und Thürme hinabſchob. Ehemals hatten es die Grafen von Rothen beſeſſen und dort ihr Grafending gehalten. Späterhin occupirten es die Landesherrn, und ſetzten einenOgraf oder Stadtvogt hinauf, der das Borglehn von der Stadt zu erheben beſtellt wurde, auch als Präfect und Advocatus über die Gerechtſame des Fürſten zu wachen beſtimmt war. Das Schloß, einſt unter dem Wappen der drei Lilien ein ſtattlicher Grafenſitz, zerfiel ſeit ſeine Warten mit dem Löwen geziert ſtanden und die einſame Wohnung eines Caſtellans und einiger Dutzende ausgedienter Reiſigen geworden, und ſein ſtolzer Name Löwenrode, ſpäter Lauenrode, jagte den Bürgern keine Furcht mehr ein, wenn ſie auch die grauen verfallenen Mauern und geborſtenen Thürme der Zwingburg mit Abſcheu und Widerwillen betrachteten. Der abendliche Abhang des Berges nach dem Flüßchen Himena zu war ſogar von ihnen zu einem Luſtplatze umgewandelt worden, ein üppiger Baumgarten bot dem Spatziergänger Schatten dar und ſchloß ſich an das alte gräfliche Moſthaus an, wo es Wein und Bier und Leckerbiſſen gab für den Schmecker und Durſtigen; ein freundlicher Roſengarten dehnte ſich bis zum Fluſſe hinab, mit grünen Raſenplätzen und verſteckenden

Lauben geſchmückt; am herrſchaftlichen Fiſchteiche ſtand auf einer mit Grand bedeckten Fläche der Pagagoien-Baum, der Schießplatz, wo ſich die jungen Bürger in dem Gebrauch der Armbruſt und des ſchweren Wurfpfeils, wie auch im Ringen, Schleudern und im Wettlaufe zu üben pflegten, und zugleich lagen hier die zwölf richterlichen Dingſteine, wo in den Sommertagen der Senat mit Zuziehung des herzoglichen Vogts zu Recht ſaß und ſchwere Sachen verhandelte. —

Dieſer Luſtplatz war jetzt das Ziel der auswandernden Städter, die mit den geſchmückten Weibern und Jungfrauen raſch dem Freudenorte zuſchritten, um unter den grünen Baumgipfeln einen guten Sitz für Ruhe und Leibespflege zu gewinnen, und der reizenden Ausſicht auf Berg und Wald genießen zu können, die das ſinkende Jahr ihnen bald zu verſchließen dräuete. — —

In einer der äußerſten Lauben des Roſengartens, die hochgewölbt ſich nur nach dem Waſſer und gegen das weite Ackerfeld öffnete, ſaß hinter dem runden Steintiſche ein einſames, anſtändig gekleidetes Frauenpaar, Frau Gertrudis von Daſſel mit ihrem Töchterchen, Juditha genannt. An der Mutter konnte ſelbſt der leicht Befriedigte ſicherlich nichts Liebenswerthes finden, im Gegentheile fühlten ſich die Meiſten abgeſtoßen durch ihr Geſicht, das einem Acker der Leidenſchaften glich, wenn auch die meiſten derſelben ausgebrannt waren und nur ihre ſcharfe Runenſchrift nachgelaſſen hatten. Dieſe Formen konnten vielleicht einmal ganz hübſch geweſen ſeyn, aber der innere Menſch hatte ſie ſelbſt ver-

dorben, und jetzt funkelte in dem runden, übergroßen Eulenauge nur Tücke und Neid, Hohn und Haß verzog die gebogene Naſe und den bleichen ſchmalen Mund, und die düſtere Wittwentracht mit dem tiefherunter ragenden Stirnlatz und den breiten Ohrenklappen, die bis an das Kinn ſteif aufragende dunkele Tracht vollendete das Bild einer menſchenfeindlichen Zauberſchweſter, und unwillkührlich wich man der großen, dürren Frauengeſtalt aus, wenn ſie mit faſt männlichem Schritte durch die Gaſſen ging. Das Töchterchen bildete den Gegenſatz der Mutter; ſchlank und leicht beweglich, jedoch nicht ohne Jugendfülle, mit muthwilligem, freiumher blinkendem Blauauge unter hellem Lockenreichthume, mit dem lächelnaufgeworfenen Mündlein und dem kecken Stutznäschen die Männer herausfordernd, ſah man ſie gern, trat gern in ihre Fußtapfen und fühlte Luſt, die Herausforderung anzunehmen, weil neben der Keckheit die Freundlichkeit und der Evenblick keine gar zu ſtrenge Wehr verſprach. —

Frau Gertrudis ſtierte finſter in das Feld hinaus; Fräulein Juditha dagegen rückte oft auf ihrer harten Bank, und blinzelte links und rechts durch die Zweige der ſchon halb entblätterten Laube nach den Gegenden, von woher Tanzmuſik, Geſang und Geſchrei der fröhlichen Jugend und der bemooſeten Zechbrüder erſcholl. —

„Drehe nur dein weißes Hälschen, arme Turteltaube;“ begann die Wittfrau; „Dein Täubert iſt gar nachläſſig und vergißt ſein Verſprechen und läßt uns hier allein ſitzen zum Spott der Ausgelaſſenen. Oder

iſt das leichtſinnige Fräulein wiederum ſelber Schuld daran? Hat ſie vielleicht mit dem eitlen Trotzköpfchen, wie ſchon oft, neue Fehde angeſtiftet?" —

„Gewiß nicht, Mütterchen;" antwortete Judith a ſchnell. „Aber der Helmold wird ja täglich finſterer, und zählt mir die Worte zu, und quält mich täglich mehr mit Grill und launiger Eiferſucht. Und, Mütterchen, wäre es nicht Euer feſter Wille, mich zu Frau von Steenbeck zu machen, ich hätte den geſtrengen Herrn längſt aufgegeben; macht er doch keinen Ernſt, ſich mir ganz zu ſchenken, und ſo lieb wie vordem kann ich ihn auch nicht mehr haben, und meine oft, ich hätte mich dazumal getäuſcht, und der Reſpect vor ihm habe mir wie Liebe gegolten." —

„Albernes Kind," murrte die Alte, „iſt doch der Reſpect zur Ehe für eine Jungfrau die Hauptſache und allgenügend zum Glück. Die Liebe iſt wie jene Spätroſe dort am Heck, die erſte Winternacht macht ſie ſchwarz und welk; aber die Achtung vor dem Geſpons und die Sicherheit des Auskommens ſind Anker und Tau für ein weibliches Lebensſchiff, das ohne ſie auf dem Meere umhertreibt, dem Corſar zur Beute oder der Sandbank Raub. In Haß würde ſich meine Affenliebe zu Dir verwandeln, ſtörte Deine Thorheit meine Pläne für Dein Glück. Iſt denn Herr Helmold nicht ein ſtattlicher Mann, wenn er auch über die erſten Blüthenjahre hinweg ſchritt? Sein Haus iſt das reichſte der Stadt; ſtirbt der alte Ohm, fehlt ihm die Conſuls-Stelle ſicher nicht, und ſehe ich meine Judith a auf dem höchſten Platze

bei dem Ehrenſchmauſe, dann will ich gern mein gequältes müdes Haupt niederlegen zum nimmer Erwachen." —

„Ja, wäre es ſo weit!" ſeufzte das Töchterchen mit einem Blicke in die Wolken, worin das Irrlicht der Eitelkeit funkelte. „Aber er hat ja die Braut, und macht gar keine Anſtalt, den Verlöbnißring entzwei zu brechen. Das iſt mir nun einmal nicht recht, und ich begreife nicht, wie Ihr ihn geduldet und ſeiner Neigung geſchmeichelt habt, die Ihr doch ſonſt ſo geſtreng ſeyd. Um den Freier durftet Ihr nicht bangen; es iſt mancher edle, junge Burſch in unſerer Stadt, der zu unſerm Fenſter aufblickt und Eure Juditha gern zum Reigen fordert. Der grüne Kranz, denke ich, würde mir doch nicht ausgeblieben ſeyn." —

Die Frau Gertrudis warf einen ſtechenden, forſchenden Blick auf die Tochter. „Ich will nicht hoffen, daß Du Gegenliebe herab vom Fenſter ſandteſt;" entgegnete ſie mit Aufwallung; „denn ich könnte Dir ſelbſt das Meſſer in das Herz graben, fände ich einen ſolchen Stein in meinem Wege. Wiſſe denn, nicht Dein Glück, Deine Ehre allein ließ mich ſolchen Bund wünſchen, auch die Rache hatte ihr Theil daran; und ſpäte Rache wird immer ſüßer, wie dem lange Faſtenden der erſte Biſſen." —

Das Fräulein ſtarrte verwundert in der Mutter funkelnden Augſtern. „Saheſt Du das ſtolze Weib mit ihrem aufgeputzten, ſteifen Döckchen?" fuhr ſie fort immer mehr ſich erhitzend. „Die Winthem meine ich mit ihrer

Domicilla, die vor uns heraufſchritten in den Baumgarten an des alten Conſuls Arme. Ich wurde als ein armes Fräulein im Stifte erzogen, denn mein Vater war ein jüngerer Sohn und ohne Lehn und Beſitz lebte er von dem Schwerte und ſchlief auf dem Schilde. Heinrich von Winthem liebte mich, und ich war ihm wohlgeneigt. Da lockte das kecke Fräulein von Hanenſee den Wankelmüthigen in ihr Netz, und ich mußte vom Vater gezwungen die zitternde Hand einem Manne geben, der mir widerwärtig blieb, der ſein Vermögen verpraßte, und der mir kaum ſo viel nachließ, daß die frühe Wittfrau ihr Kind erziehen konnte, wie es der Name erheiſchte. Aber das Schickſal hat es wett gemacht. Als ich den erſehnten Schwiegerſohn der Stolzen zum erſten Mal zu meines Mädchens Füßen knien ſah, da kam ſeit zwanzig Jahren der erſte Sonnenblick in mein Leben, und alle die hochmüthigen Blicke, die meine Feindinn mir ſeit Jahren zugeworfen, wo ſie die arme Wittfrau fand auf ihrem goldenen Wege, ſind vergeſſen und bezahlt in der nahen Stunde, wo mein Kind dem Bräutigam, der ihre Cilla verſchmähete, vor dem Altar die Hand giebt, und in der ihrem geliebten Aeffchen der Verſchmähung wegen das Herz bricht.“ —

„Nun begreife ich vieles,“ fliſterte Juditha mit faſt erſchrockenem Geſichte, „aber bang und ſchwer wird mir jetzt, bänger noch wie ſonſt, ſündhafter ſcheint mir das Beginnen, und der Gedanke Eurer Rache zu dienen füllt meine Bruſt mit den ſchwärzeſten Ahnungen.“ —

„Stolz mußt Du werden,“ fiel die Alte mit Strenge

ein, „Du kannſt der Mutter Liebe ja vergelten; als Rachengel für ihr zerfleiſchtes Herz kannſt Du gut machen, was ſie Dir gethan von der Wiege an. Welcher Tochter brachte das Geſchick ein ſchöneres Loos? — Aber kläre Dein Geſichtchen auf; ziehe Dein Mündlein in heiteres Lächeln, denn ich ſehe Deinen Künftigen durch die Hecken ſteigen, und ſein Argusauge ſucht ſchon von fern überall mein ſchönes Kind.“ —

Das erfahrene Auge der Mutter hatte recht geſehen, dnnn wenige Minuten nachher kam mit Eilſchritten, emſig umherſpähend Herr Helmold von Steenbeck die Höhe herab, und bald ſtand er vor der Laube und trat mit liebeglühendem Geſicht zu der Geliebten herein.

„Endlich!“ ſtammelte er und preßte ihre kleine Hand gegen ſeine Bruſt. „O ich dachte wohl, meine Treue würde ſich aus dem Gedräng der Gaffer in das einſamſte Verſteck geflüchtet haben, bis ich ſie zu ſchirmen erſchien. Dank Dir dafür, Du Lieblichſte, kann ich auch ſolche Zartheit nimmer genug lohnen mit allem, was armes Herz und reiche Erde darbeut.“ —

„Eure heiße Sehnſucht nahm ſich Zeit!“ antwortete Frau Gertrudis ſcharf, doch mit gezwungener Freundlichkeit.

„Verzeiht Mutter!“ ſagte innig der edelgeſtaltete Mann. „Der Ohm gab ein großes Mittagsmahl des Feiertages wegen und den fremden Kreuzrittern zu Ehren. Da wurde lang getafelt, und als ich dann zu Eurem Hauſe eilte, fand ich das ſüße Neſt ſchon leer, und mit beklemmter Bruſt flog ich den lieben Vögelchen

nach in's Freie, ein Bischen grollend zwar, daß ſie nicht auf mein Geleit gewartet." —

„Ihr ſaßet mit den Tempelherrn zu Tiſche, mit den ſeltſamen Weißmänteln?" fragte das Fräulein raſch. „Speiſen denn die wie unſersgleichen? Da war der ſchlanke Meiſter auch dabei, der Herr Thiedericus von Hildeſen, von dem die Leute reden, weil er den Kirchbau ſo wohl vollführt hat, und immer fröhlich iſt und jedem Kinde zugethan." —

Finſterniß legte ſich auf des Rathsherrn Stirn und ſtutzig antwortete er mit Stolz: „Handwerker ſitzen nicht mit den Edeln an Einem Tiſche, und der Servient pflegt dem Ordensritter die Sporen an und ab zu ſchnallen. Was iſt's jedoch mit dem? Wie kennſt Du, Mädchen, dieſen dunkeln Namen?" —

Juditha erröthete, aber ſchnell gefaßt entgegnete ſie: „Wie ſollt ich nicht? Wohnt er doch gerad uns gegenüber; läuft aus und ein, früh und ſpat, wie es die Arbeit fordert, und hat er nichts am Markt zu thun, ſitzt er im untern Ausbau und mahlt ſeine Riſſe und Pläne für den Senat und die Stadt. Da fragt die Mädchenneugier dann einmal nach, wie der Fleißige heißt und was er treibt, denn Spindel und Webetiſch beſchäftigen den Geiſt nicht alſo wie Euch, Ihr klugen Herrn, das Regieren und das Amt." —

„Gemahnt Ihr mich doch faſt wie der eiferſüchtige Mohr in der alten Ballade, welche der Venetianer im Jahrmarkt vor den Häuſern ableierte;" fiel die Mutter ſpöttiſch ein. „Mein Kind liebt Euch nur gar zu treu und

mehr als mir lieb, und wollt Ihr etwa den Othello aus dem italiſchen Liede ſpielen, ſo werde ich mein Mädchen vor Eurer barbariſchen Liebe ſchützen müſſen.“ —

„Nicht doch, Mutter!“ unterbrach ſie der Rathsherr. „Ich weiß, was ich habe an meiner Ditha. Ihre Liebe iſt treu wie Sonnenlicht, ziehen auch Wolken an ihr hin, ſie blieb wie ſie war, und tritt immer gleich rein aus dem Nebel. Auch iſt der Herr von Steenbeck ſich ſeines Werthes zu wohl bewußt, als daß er vor ſolcherlei Nebenbuhlern beben könnte. Und Ditha ſelbſt weiß, was und wie ich bin; ſie kennt den Gram, den ich trage um ſie, die Opfer, die ich bringe und vergißt das nimmer, auch wenn ich fern bin.“ —

„All der Gram, all das Leid könnte ein Ende haben, wenn Ihr Ernſt machtet, und Eurer Liebe Falkenflügel anleget,“ entgegnete Frau Gertrudis. „Brecht das Band ſchnell, das doch einmal gebrochen ſeyn muß, wollt Ihr nicht Spott und Unglück und böſen Leumund über die Geliebte bringen. Aber Ihr ſeyd dennoch mit allen Männern nach Einer Form gegoſſen, wenn Ihr auch von Allen Einer der wohlgerathenſten ſeyn möget. Ihr ſchwankt in Eitelkeit und Begier wie ein Hercules am Scheidewege; Ihr fürchtet den Herrn Ohm und möchtet ſein Erbe nicht miſſen. Die Herrn der Schöpfung maßen ſich ja höhere Weisheit an und herrſchen darum über uns arme Eventöchter. So ſinnet nun ohne Säumen aus, was zum Ziele führen mag ohne Verluſt der Glücksgüter oder der Gnade Eures Conſulariſchen Tyrannen.“ —

„Vernachläſſige ich denn noch nicht genug die gehaßte

Verlobte, um ſie zum Bruch zu bewegen?“ fragte Herr Helmold empfindlich.

„Sie wird nicht brechen; die liſtige Mutter wird den fetten Fiſch nicht aus dem Netze laſſen, denn ſie verſtand von früh auf das Fiſcherhandwerk;“ höhnte die Alte.

„Wohl denn, Ditha,“ fuhr der gedrängte Mann mit düſterm Grimme empor vom Platz neben der Jungfrau, den er zärtlich beſetzt, „ſo ſey Ehre und Erbſchaft hin geworfen, die beide mit Geduld und Gottvertrauen zu erhalten geweſen. Noch in dieſer Nacht ſattle ich Hengſt, Zelter und Saumroß. Fort mit Dir ziehe ich aus Stadt und Land, ſey es zu Heiden oder Mongolen. Von dem Schwert will ich leben wie mein Ahnherr, und mein theures Weib ernähren durch das Schwert, damit die ſtrenge Frau da an die Wahrhaftigkeit meiner Liebe glauben lernt.“ —

„Fort in die Fremde?“ ſtammelte die Jungfrau erſchrocken. „Durch Wetter und Nacht zu wildfremden Menſchen? Nein, Helmold, das iſt Euer Ernſt nicht, das werdet Ihr von dem ſittigen, furchtſamen Mädchen nicht verlangen.“ —

„Wo Dein Geſpons neben Dir iſt, da wird von Dir keine Zucht verletzt;“ antwortete der Aufgeregte. „Mir haſt Du Liebe geſchenkt, mir Treue gelobt. Mein Wille muß Dein Geſetz ſeyn. Und mich grauet dieſe Stadt an; ſchon ſeit mehreren Wochen iſt mir, als wären all die weißen Häuſer mit Trauerlaken behangen und das wimmernde Todtenglöckchen tön't Tags und Nachts vor mei-

nen Ohren, und eine Stimme flistert ewig dazwischen: Fort! Fort. Rette Dich und Deine Liebe!" —

„Ihr seyd gar vollblütig, Steenbeck;" unterbrach die Mutter die für ihre Pläne zu heiß gewordene Unterhaltung. „Geht morgen zum Bader, und kommt dann zu weiserer Berathung in der Dämmerung zu uns. Auch ich muß Eure Wallung für Scherz halten; denn wie könnt Ihr das Lieblingskind reißen wollen von der Mutterbrust? Wie könnt Ihr wähnen, die Mutter würde still darein schauen? Von dem jungen Baume, den man jahrelang zärtlich gepflegt, will man auch Blüthe und Frucht schauen." —

Helmold wollte bitter antworten, doch ein sich nähernder Haufe junger Edelinge störte ihn, und die Gefährten verlassend trat Junker Herrmann von Dassel und der Ritter Foulques de Trezy in die Laube. Der Erstere, ein schlanker Jüngling, trotzigen Soldatenstolz auf dem braungefärbten Gesicht, das eine Schmarre aus den Fehden des Nassauers nicht entstellte, sah verwundert und eben nicht erfreut auf die Gesellschaft. „Hier im Versteck findet man Euch, Mutter und Schwester?" fragte er scharf. „Wundersam! Und wundersamer noch Eure Begleitung, ein Bräutigam, dessen engelschönes Bräutlein verlassen im Mosthause sitzt und das Köpfchen hängt. Macht das schnell gut, Herr Senator; denn, bei des Kaisers Zwickelbarte, ich nehme sonst Euren Platz ein, und so wahr ich den Degen gewandt führe wie Ihr die Feder, Eure ganze steife blutscheue Bürgermiliz, deren frommer Commandant, wie ich höre, Ihr zu seyn die

Ehre habt, ſollte mich dann nicht von dem beneidenswerthen Platze vertreiben.“ —

„Wer weiß, Junker,“ antwortete Steenbeck mit ſtolzer Miene, „ob man es der Mühe werth hielte, mit ſolchen gewichtigen Anſtalten Euch zu beläſtigen. Derlei Platz muß ſich ſelbſt vertheidigen wie eine gute Feſtung, ſonſt gilt er dem Beſitzer nichts. Uebrigens verſichere ich Euch, der Degen des Bürgerhauptmanns iſt nicht roſtig, und leichtlich flinker aus der Scheide wie das blutbegoſſene Schwert des Wegelagerers und Stegreifritters.“ —

Höflich miſchte ſich der Templer in den erwachenden Streit. „Der Stadtknecht Grob ſucht Euch ſchon lang, verehrter Gönnersmann,“ ſagte er zu dem Rathsherrn. Es muß Eil haben, darum ſäum't nicht, Euch zu zeigen.“ —

Die rothe Wange des Herrn Steenbeck erblich ein Wenig, denn ſchuldbewußt fürchtete er den Conſul. Einen glühenden, innigen Blick warf er noch auf das Mädchen, dann verließ er die Laube.

„Bringſt Du den alten Hitzkopf wieder mit?“ murrte Frau Gertrudis unwillig. „Und auch die ſinnloſe Liebe zu der Feindinn Deiner Mutter und Deines Hauſes iſt nicht abgekühlt in der Kriegsluft, und Du ſchämſt Dich nicht Deinen Schimpf ſelbſt in der Leute Mäuler zu bringen durch Deine noch ſinnloſere Eiferſucht?“ — Finſter ſah der Sohn auf den Boden. „Die Frau von Winthem hat mich abgewieſen,“ ſprach er feindlichen Tones und wie halb in ſeine finſtere Seele hinein, „aber die

ſchöne Domicilla nicht, wahrlich nicht; und wäre Euer Fluch nicht dazwiſchen getreten, hätte ſich wohl Alles noch gut geſtaltet. Ein Männerherz liebt nicht wie Weiber lieben, die heute das Veilchen, morgen die Roſe an ihren wankelmüthigen Buſen pflanzen. Erz iſt die Männerbruſt; was in ſie gegraben, ſteht in Erz da bis zum Weltgericht. Bis Ihr mir das Todtenhemde anthut, werde ich Domicillen lieben! Aber ſorget nicht, daß ich ein ungehorſamer Sohn ſeyn könnte; baldigſt vergrabe ich ſelbſt dieſes Herz unter eine Decke, die keine Liebe herein und hinaus läßt. Doch der eitele Geck ärgert mich, der ſeines Glücks nicht würdig iſt und es hochmüthig annimmt wie eine Gabe, die dem Rathsverwandten gleich einem Tribute gebührt. Er ſoll ſie lieben, ehren, achten, wie ſie es verdient, oder ich werde als ſchwarzer Geiſt auf ſeine Ferſen treten. Er ſcharwenzelt, wie ich vernahm, um die Schweſter; leidet das nicht, Mutter, oder der Sohn möchte des Vaters Schwert vom Nagel nehmen, und einem Würgengel gleich an des Hauſes Pforte Wache thun. Mutter, mich dünkt, Ihr denkt nur an Euch und Eure Rachſucht; Mutter, vergeßt nicht, daß ſie Euch beide Kinder koſten könnte." —

Auch hier trat der gewandte Franzmann in's Mittel; er bat, den ſchönen Feſttag nicht zu verderben durch eiteln Wortkampf, erzählte von dem Gedränge um den Schießplatz, von den Scherzen vor den Spielbuden und der bunten Geſellſchaft des Tanzſaals im Moſthauſe, und lud das Fräulein ein in ſeinem Geleite Theil zu nehmen an den Freuden des Tages und das Licht ihrer Schönheit

nicht ferner im Dunkel zu verſtecken. Das geſchmeichelte Mädchen hörte ſichtlich gern die Einladung, und Mutter und Bruder folgten langſam im ernſteſten Geſpräch, durch das die Frau Gertrudis den Sohn zu beſchwichtigen und für ihre Entwürfe mit Frauenliſt zu gewinnen trachtete.

3.

Die Botſchaft vom ſuchenden Stadtknecht war keine Erfindung des Templers geweſen. Der Herr von Steenbeck traf den Mann und vernahm von ihm des Ohms Befehl, ſich ſofort in den alten Ritterſaal des Schloſſes zu begeben, wo der Conſul eine geheime Verſammlung ſeiner Vertrauten veranſtaltet hatte, indem gerade dieſer Ort ihm der ſicherſte dafür geſchienen, wenn er auch zum fürſtlichen Territorio gehörte. Niemand argwöhnte hier die Feinde des herzoglichen Hauſes; der Caſtellan und Stadvogt, Cono von Homeringen, ein ſiebenzigjähriger Greis, lag ſchwer krank und war ein Freund und Intimus des Herrn von Goddenſtadt. Verdacht wie Gefahr gab es an dieſem Orte nicht, denn ſelbſt die invalide Mannſchaft taumelte ſich außer der Veſte zwiſchen den Bürgern herum, und die Wächter auf dem Walle lehnten auf ihren Hellebarden und ſchauten neugierig in das Getümmel des Baumgartens hinab, und überdieß waren ſolche Verſammlungen nichts ungewöhnliches, da alle Landgerichts-Sachen, in denen der Gograf oder Präfect

Cono den Vorſitz führte, an der Burg und bei ſchlechtem Wetter in der Burg gehalten wurden. Als Helmold durch die öden Schloßgänge eilte, die ſchon vom abendlichen Halbdunkel beſchleiert lagen, hörte er ſchon fern das Gemurmel im Ritterſaale, aber eine dunkle Geſtalt ſchwebte vor ihm hin, er rief ſie an, einen der Patrizier oder Vertraueten des Raths in ihr wähnend, doch ſie ſchwebte der Pforte des Saales vorbei, ſchien am Ende des Ganges höher und höher zu wachſen bis in's Ungeheuere, und verſchwand dann in der Thür zur Sanct Gallen Kapelle, die er ihr nachtretend, doch feſt verſchloſſen fand.

Der Conſul ſaß bereits an der alterthümlichen ſchwervergoldeten Rittertafel zu oberſt, und auf den rothbepolſterten Bänken hatten einige dreißig der anſehnlichſten Bürger Sitz genommen, unter ihnen der Magiſter Civium Heinrich von Bredeleghe, und die Rathsmänner Conrad vom Empne, Johannes Rodemann, Daniel Bronecke und Diederich Kluchling; ingleichen der reiche Vorſtand der Kaufmannsinnung und Wandſchneider Johannes de Delghen, der weitberühmte Braumeiſter Tilarppe und Albert Schathorſt, der erſte Waffenſchmid der ſächſiſchen Gauen, deſſen feine Panzerhemden von Kaiſern und Königen des Auslandes getragen wurden. Verwundert über die eigene Zuſammenſtellung dieſer Männer, von denen kaum ein Viertheil zur gewohnten Sitzung dieſes Ranges gehörten, nahm Herr von Steenbeck ſeinen Platz und wartete geſpannt auf des Präſidenten Vortrag, be-

unruhigt durch die ſorgſame Verſchließung der Saalthüren, die genaue Zählung der Anweſenden, welche der Conſul ſelbſt beſorgte, ehe denn er ſprach, wie beſonders durch den Eid, den Jeder nachſprechen mußte, vor Jedermänniglich das heut Beſprochene geheim zu halten. — Aber im Innerſten bewegt ward der ſchon im Gemüth ſo gedrückte junge Ehrenmann durch das, was er von dem Senior ſeiner Familie hören mußte.

Herr Volkmar von Goddenſtadt begann ſeinen wohlausgearbeiteten Sermon durch eine breite Schilderung des traurigen Zuſtandes der Stadt Honover im Vergleich der Schweſterſtädte des gemeinſamen Vaterlandes. Er rühmte die Zeit, wie Herzog Heinrich der Löwe die Stadt zu Ehren gebracht, befeſtiget und ihr Privilegien ertheilt. Er berührte mit Ingrimm, wie die Nachfolger des großen Herzogs Honover vernachläſſigt, niedergedrückt und nicht einmal geſchützt gegen die Befehdungen und Eingriffe der nächſthauſenden Rittersleute; wie man in der Theilung des Landes nach Otto des Knaben Tode ungefragt die Stadt losgeriſſen vom Hauptſtamme des Fürſtenhauſes, von dem großen Albrecht, und ſie ſchwachen Prinzen zugetheilt, die ſich ſelbſt kaum zu ſchützen vermöchten. „Die Zeit iſt gekommen, Ihr wackern Mitbürger,“ ſprach er mit Feuer und erhobener Stimme, „wo wir mit Kraft und Muth gut machen können, was das Schickſal und die Lammsgeduld unſerer Altvordern verdarb. Unſer eingebildeter Herr kümmert ſich nicht um ſein Land und weilet fern in Schlemmerei und Hofdienſte. Haben ſich die großen Städte Hammenborch

und Lübeck nicht frei gemacht vom Drucke des däniſchen Woldemars? Hat ſich Brunsvik nicht Eigenrecht und Privilegien erworben durch langen Kampf und Widerſtand? Warum ſollte nicht unſere geliebte Vaterſtadt ſo gut wie jene Schweſterſtädte ein reicher Stapelplatz werden können für die Schätze der Venetianer und Genueſer, der Holländer und Franzoſen? — Es gilt nur einen muthigen Entſchluß, und dieſen ſehe ich leuchten aus allen Augen der hier Verſammelten. Fertig ſind in wenigen Wochen die Mauern und neuen Warten Honovers zu Trutz und Schutz. Heimlich geworben ſind Fußvolk und Reiter genugſam zur Vertheidigung, wohlgeübt in jeder Waffe iſt der junge Kern der Bürgerſchaft. Darlehn an klingender Münze bietet uns der reiche Orden des Tempels für geringe Einräumungen. Die Brandenburger, die drei Städte der Hanſe ſtehen zur Hülfe bereit mit Mann und Roß, und die alten Verträge mit Hammenborch, Bremen, Hildenſen und Celle ſind neu beſtätigt und verbrieft worden. Kein Zeitpunkt könnte günſtiger ſeyn zu gewichtiger Mannesthat, zum Gewinnen der Freiheit für ewig. Wer ſolchen Moment vorüber gehen ließe, verlöſchte ſelber ſeinen Namen auf der Geſchichtstafel; wer ſich ſelber ſchirmen kann und verſäumt es im trägen Stumpfſinne, bewirft ſich ſelbſt mit unauslöſchlichem Schimpf bei Mitwelt und Nachkommen. Darum auf, meine wackern Mitbürger, ſchlagt die Hände zuſammen zum Freiheitsbunde für Stadt und Kind und Kindeskind; werbet unter Euern Nachbarn die Bündner und feuert ſie an zu gleichem Eifer. Wenn unſere

Mauern erſtanden ſind, ſey dieſes Schloß der erſte Triumphplatz unſerer Thaten; leicht iſt es gewonnen, denn der Wächter ſind wenige, der Caſtellan iſt altersſchwach. Der Zwingherr verſchwinde, die Zwingburg werde geſchmückt mit dem grünen Kleeblattsſchilde eine Schutzburg für die liebe Stadt und ein Bürge ewiger Freiheit für die Söhne Honovers!" —

Ein lauter Beifallsruf ſcholl dem erhitzten Redner zu. Alle ſprachen durch einander lange Zeit, Jeder von den künftigen Vortheilen ſeines Standes, und zuletzt getrieben vom Vorſitzer ſchlugen alle derb die Hände in einander, doch die Kette war nicht geſchloſſen, denn Ein Glied blieb getrennt von ihr, Helmold von Steenbeck ſtand mit geſenktem Haupte und niederhangenden Armen allein am Ende der Tafel.

„Was ſoll's?" fuhr da zornig der Conſul empor. „Träumt der Neffe, . oder will der junge Fant, den ich nur zum Rathe rief, weil ich ihn ehre als Sohn, die Väter der Stadt meiſtern? Bei meinem Zorne, das könnte mein eigenes Schwert gegen ihn wenden!" —

Beſcheiden hob der Angerufene das blaſſe Geſicht und ſah wehmüthig faſt den Oheim an. „Rechnet es der Jugend zu," ſagte er mit bebender Stimme, „verehrter Ohm, wenn ſie zaget vor dem furchtbaren Bilde, das Ihr ſo kühnlich dieſen achtbaren Männern vorgehalten. Ihr wollt ein zweiter Simſon umſtürzen den alten Tempelbau ohne Furcht, daß er Euch mit erſchlüge. Ihr wollt uralte Verträge, wollt die bemooſete Geſetztafel zertrümmern und mit Füßen treten. Thut nicht ſolch

raſche That, ich beſchwöre Euch! Ich ſehe Brand und Mord ſchreiten durch die friedlichen Gaſſen; ich ſehe gewürgt daliegen Mütter und Säuglinge; ich ſehe das wankelmüthige Volk, zuerſt erregt durch den Reiz der gelöſeten Ketten, abfallen von Euch in Furcht und Schrekken; ich ſehe Euch verflucht und beſchimpft von dem Undank und der Gewalt. Krieg zwiſchen Bürger und Fürſt iſt Krieg der Söhne mit dem Vater, iſt geſtempelt mit dem Siegel des höchſten Verbrechens, iſt gleich der Gotteslästerung und Kirchenſchändung. Befeſtigt Eure Stadt, bewehrt Euch zum Schutz Eurer Gerechtſame; dürfet Ihr auch das freilich nicht ohne den Willen des Herrn, ich ſtimme dazu, denn ſchwere Zeit heiſcht ſchwere Hülfe. Aber alsdann beſchickt den Herzog, bittet ihn um die alte Gunſt, heiſcht von ihm, was Euch mangelt; er ſoll mild ſeyn und gerecht; den Empörern wird ſein Schwert dräuen, die Bitte der Kinder wird er gütig hören und gerecht bewilligen.“ —

Mit Heftigkeit ſprang der Conſul vom Seſſel auf, ſein Ingrimm ſuchte nach Worten, er eilte einer Seitenthür zu, riß ſie auf und führte aus dem Kloſett einen bleichen Mann herein, der dort verſteckt geſtanden und in einen zerriſſenen Mantel gehüllt und ſeltſam geputzt erſchien mit einem großen Hute, deſſen Rand mit Pfennigen benähet war, das Aufruhrszeichen der Städter als Spott auf die Goldborden an den Hüten der Edlen. —

„Kennt Ihr dieſen Aechter?“ fragte Herr Volkmar die Staunenden. „Es iſt der braunſchweigiſche Wortbalter Hans Drake, ein redender lebendiger Zeuge der

väterlichen Milde dieſes herzoglichen Geſchlechts. Sage es doch, Du alter, unglücklicher Freund, wie es Deinen Landsleuten erging, als ſie Recht ſuchten vor dem Throne. Erzähle ihm doch von den zehn Gildemeiſtern, die der väterliche Fürſt an das ſchändliche Holz hing und den Raben auftiſchte, weil ſie für die Freiheit des Volkes geſprochen. Erzähle ihm doch von dem neunzigjährigen Dietrich von Alefeld, dem man aus beſonderer Milde das ſchneeweiße Haupt abſchlug, weil ſeine ehrwürdigen Gebeine zu ſchwach waren, die Henkersleiter zu erſteigen." —

„Ihr Schickſal ſollte Euch zagen machen!" fiel entſetzt der junge Rathsherr ein.

„Zagen?" rief bitter der geächtete Worthalter. „Aus ihrem Blute wächſet die Palme. Bin ich auch dankbar für Eure Gaſtlichkeit, ſo weiß ich doch, ich werde nicht lang Euch belaſten dürfen, denn ſchon iſt wie hier auch in meiner Stadt die Grube gegraben für die grauſamen Löwen, und Hirt und Hund ſind bereit das Lamm zu retten aus ihren Rachen und förderhin die Heerde zu ſichern vor ihrer gierigen Liebe. In wenigen Wochen ruft mich die Stimme des Triumphs zurück auf unſere Wälle, aber nicht mit Worten wird der Drake dann fechten gegen den dräuenden Feind, als ein gepanzerter Drache wird er ſtehen gegenüber dem blutdürſtigen Leuen und jede Kralle wird ihm zum Schwerte wachſen. In den Leibern ihrer Leibeigenen mögen ſie wüthen! wir ſind freigeborene Bürger; edel wie ſie, ſtärker wie ſie, iſt Eintracht unſer Feldgeſchrei. Knaben zagen, Wei-

ber zaudern. Deutſche Männer rufen: Nieder mit dem Zwingherrn! Blut und Leben für Stadt und Bürgerfreiheit!" —

Die meiſten der Verſammelten ſchrien tobend nach, da geſchah ein gewaltiger Schlag, als wenn die Decken geborſten, das ungeheure herzogliche Wappenſchild ſtürzte hoch herab, und das in zwei Hälften zerbrochene Eiſenblech erklang ſchrillernd auf dem Gypsboden und ſprang bis dicht zu der Tafel; zugleich tönte fern ein dumpfes, ſchauerliches langgezogenes: Wehe! hoch von der Decke her und verlor ſich einer Geiſterſtimme gleich immer weiter wie in entfernte Schloßräume. —

Zuerſt ſchuf der tödtliche Schreck Verſteinerung und Grabesſtille, dann wurden die Leichengeſichter wie krampfhaft verzerrt, die Füße bewegten ſich ſcheu wie zur Flucht, und mit Fliſterworten ſprachen die Meiſten ſich zu, um durch des Nachbars antwortende Stimme Muth zu dem erſten Fluchtſchritte zu bekommen. — „Es war der Burggeiſt, der alte Graf von Ripen, der hier im Saal erwürgt worden!" ſtammelte mit ſchweißbedeckter Stirn der Kaufherr Delghen und faßte wider Gewohnheit brüderlich des Waffenſchmidts harte Hand.

„Uebele, böſe, bedenkliche Omina!" ſprach leiſe der Feuerdirector Kluchting.

„Verrätherei!" rief lauter der derbe Schathorſt. „Horchende Aufpaſſer! Man muß die Burg durchſuchen und ſie ohne Säumniß packen und unſchädlich machen." — Jede dieſer drei Anſichten war hinreichend, die Herzen klopfen zu machen, zuſammen erſchütterten ſie

die guten Bürgersleute dermaßen, daß mehrere von ihnen kraftarm und der Ohnmacht nahe auf die Bänke ſanken, und ſogar ein Pärchen der ſtattlichen Herrn unter den behangenen Tiſch verſchwanden. Der alte Conſul jedoch ſchritt mit ſtarkem Fuße und furchtloſer Geberde an den Zagenden vorüber gerade auf die Thronwand zu und beſtieg die Tribune. „Die getäfelte alte Wand iſt geborſten; das war das ganze Geſpenſt, vor dem ergrauete Stadtmänner zittern!“ ſagte er ſpöttiſch. „Verrath iſt unmöglich; nur die Gallen-Kapelle ſtößt hier an den Saal, und die iſt verſchloſſen, ich unterſuchte ſelbſt ihre Pforte.“ — Die zerbrochenen Schildſtücke aufhebend und hoch gegen die Verſammlung haltend ſetzte er dann mit glühender Begeiſterung hinzu: „Aber das Omen wollen wir annehmen, denn es ſpricht ein guter Geiſt daraus zu uns. Geſpalten das braunſchweiger Schild, zerriſſen ihr Wappen! Eine geheime Macht hat uns vorgethan, was wir nachthun ſollen. So geht denn, meine Freunde, und bereitet vor, was wir beſchloſſen, und ſeyd gewappnet, wenn die Stunde kommt. Zeiget ein heiteres, ruhiges Geſicht über dem bewegten Herzen, und werbt und bearbeitet die Nachbarn und Zunftgenoſſen für unſere Pläne. Ihr, Herr vom Empne, führt Euren Gaſt, den verfolgten Worthalter, vorſichtig zurück in Euer Haus; Paarweiſe und ohne Aufſehen werden wir andern das Schloß verlaſſen; aber unſere Herzen bleiben beiſammen und unſer Erkennungswort bleibt: Mit Gott, Einer für Alle und Alle für Einen!“ —

Man gab ſich deutſcher Sitte nach die Hände, Manche thaten es mit beſonderer Eilfertigkeit, welche verrieth, daß der Befehl zum Abmarſch aus dem verrufenen Gebäude vor gänzlich eingetretener Dunkelheit ihnen beſonders angenehm erklungen. Als die Letzten blieben der Conſul und ſein Neffe, und dieſer fühlte im Gehen mit Schreck den quetſchenden Griff der breiten Hand des Ohms an ſeiner Schulter. „Läßt Er ſich meinen nächſten Verwandten ſchelten,“ ſetzte dieſer heftig der Handgreiflichkeit hinzu, „bankettirt Er auf mein Erbtheil los, will mein Nachfolger werden im Reichthume und Amte, Er junger Gelbſchnabel, und wagt durch meine Anſchläge zu ſchlagen und die wohlbearbeiteten Lockhämmel der löblichen Bürgerſchaft von meinem Wege abzulenken? Wäre ich nicht vernarrt in Seine Perſon, und hielte das Gedächtniß der treuen Schweſter ſo hoch, ich würfe Ihn in die Raths-Hechte oder gar in die Büttelei bei Waſſer und Brod, damit Er Reſpect bekäme vor ſeinem Wohlthäter und das grauſe Loch ihm Klugheit predigte. Jetzt viſitire Er mit mir nochmals die Kapellenthür, und dann ſcheere Er ſich zu Seiner Braut; taugt Er doch zu nichts, als einer klugen Hausfrau Pantoffelknecht zu werden.“ —

Tief verletzt im innerſten Gemüth kämpfte Helmold dennoch den Groll hinunter, folgte dem Ohm zur Kapelle, und, da dort nichts Verdächtiges ſich vorfand, durch die finſtern Gänge zu dem Zimmer des Stadtvogts, zu einem Beſuche, der die gehaltene Geheimſitzung maskiren ſollte.

Der greiſe Gograf lag auf dem Schragen, und ne-

ben dem Bette ſaß der Capellanus Eckhart, ein dürrer Prieſter von kleiner Geſtalt mit dunkeln, ſcharfblitzenden Augen und war, wie es ſchien, mit Schreiberei beſchäftiget.

„Iſt es Ernſt, alter Degenknauf?“ fragte traulich ſcherzend der Conſul. „Willſt Du ſatteln laſſen, und haſt wohl gar den heiligen Mann herbeſchieden, Deinen letzten Willen zu vernehmen?“ —

„Nein, mein gar lieber Freund;“ erwiederte der greiſe Burgmann und reichte die dürre Hand hin; „noch ſchmeckt der Malvaſier, der Kopf iſt frei, aber die Glieder ſind rebelliſch und danken ab, darum will ich mir den Sohn, der bei dem gnädigen Herzog in Dienſten ſteht, anhero berufen, daß er die Aufſicht über die läſſigen Wappner führe an meiner Statt, und der gütige Capellan leiht mir die Feder zu dieſem Herrufe.“ —

Der Conſul warf einen argwöhniſchen Blick nach dem Prieſter und fragte dann ſchnell: „Wie iſt's mit dem Schloßgeiſte, Gevattersmann? Iſt die Mähre wahr, daß er wieder umgeht und tobt, ſobald es dunkelt?“ —

„Die Wächter ſind Haſen, und wollen nicht mehr Runde gehen im nördlichen Flügel;“ lächelte der kranke Greis; „zöge die ſcharfe Luft nur nicht ſo arg durch die mürben Mauern und zerriſſenen Thüren, ich ſtände ſelbſt dort eine Nacht Schildwacht, denn mir iſt nie der Spuk ſchreckend begegnet.“ —

„Ihr ſeyd ein frommer Mann, Herr Cono,“ ſprach der Capellan mit eintöniger Stimme, indem er

vom Pergament die Augen halb erhob und unter der buſchigen Braune blitzen ließ, „ſolch ein Poltergeiſt ſcheuet das chriſtliche Herz, und hat keine Gewalt über die Redlichen; die Unchriſtlichen und Heimtückiſchen aber ängſtiget und züchtigt ſolches Höllengeſpenſt mit Luſt, denn ſie ſind ſeines Gleichen, und gleich ihm der Hölle verfallen.“ —

Der Conſul drehete dem Bußprediger den Rücken zu und unterhielt ſich leiſer mit dem Caſtellan über ſeinen Zuſtand und die neueſten Stadtbegebenheiten. Traulich nickte indeß der Capellan von Sanct Gallen dem jungen, traurigen Rathsherrn zu, und fragte nach ſeiner baldigen Hochzeit, und erwähnte ſchmeichelnd, wie er gehofft den Eheſegen auf ihn und ſein Geſpons herabzubeten, wie jedoch jetzt ſicher der neuinſtallirte Prediger zu Sanct Georg dieſe Ehre davon tragen werde.

„Seyd Ihr neidiſch, Capellan, daß man Euch nicht erwählt zu der erſten Kanzel unſerer Stadt?“ fuhr da der Conſul herum mit einem Hohngeſicht. „Euch ſetzte der Herzog ein und ſein Säckel zahlt Euch. Der Fürſt liebt Schmeichler und Glattzüngler auch im Prieſterkleide; die Bürgerſchaft will ernſte, ſcharfe Wahrheitsprediger, die Niemanden fürchten als den, der den Geiſt tödten kann mit dem Leibe zugleich.“ —

Der Capellan verzog keine Miene ſeines Antlitzes. Die Feder zuſpitzend und dicht zur Ampel haltend, ſagte er gleichgültig: „Jedem das Recht, das ihm von Gott

gegeben. Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt, und in Dom oder Kapelle iſt der Altar ein gleiches Heiligthum!“ —

„Stehet dem Euren pflichtſchuldigſt vor, und betet Eures Herrn Schuld hinweg, denn je höher der Platz, je verführeriſcher die Sünde!“ entgegnete Herr von Goddenſtadt, indem er das Zimmer verließ. „Amen!“ ſprach der Prieſter ihm nach, aber als der junge Rathsherr höflicher Abſchied nahm, fühlte er ſeine Hand von der des Capellans beſonders warm und feſt gedrückt, und ein Blick aus den Feueraugen deſſelben glühte ihn an, deſſen Blitz in ſeine Seele fuhr und ihn unruhig machte.

„Zwei gar verſchiedene Verwandte;“ ſagte Magiſter Eckhart, als ſie fort waren. „Der Eine aufgeblaſen, ſich brüſtend nach Pfauenart, hart und unhöflich; der Andere ſanft und weich, redlich und gerecht.“ —

„Auch der Alte iſt brav,“ fiel vorwurfsvoll Herr Cono ihm in's Wort, „iſt mein Jugendgenoß und ich mag ihn nicht geſcholten wiſſen. Sein Amt iſt ſchwer; er führt es lange mit Kraft, und was er ſich vielleicht davon angewöhnt, gehört nothwendig zu dem Verkehr mit Widerſpenſtigen, mit Rechthabern und ſchlechtem Geſindel. — Aber Ihr ſchreibt auch heute recht ſäumig und könntet die Paar Zeilen an den Sohn längſt zu Ende gebracht haben.“ —

„Ich ſchnörkele die Buchſtaben wie ſich's gebührt;“ entgegnete der Prieſter lächelnd und wie im Scherz;

„könnte mein Schreibſel doch gar wohl durch Euren Chriſtophorus vor des gnädigen Herzogs Augen gerathen, und ſo muß es dem Fertiger Ehre machen. Soll ich ſiegeln?“ —

„Legt das Wachs darauf, und ſendet noch vor Nacht den Reiter fort damit,“ ſagte treuherzig der Kranke; „er hat einen weiten Weg, muß den reiſenden Herrn vielleicht ſuchen von Stadt zu Stadt, und mich quält ſeit Mittags ein beſonderes Bangen und eine Art von Todesahnung, die mich nicht verlaſſen möchte, bis ich den Chriſtoph neben meinem Bett ſehe, damit er den Dienſt, den der Gnädige mir vertrauet, vollauf erfüllen könnte, wie es die Vorſchrift fordert.“ —

Der Capellanus nickte ſtill, doch bedeutſam mit dem Kopfe, nahm Wachs und Siegelring zur Hand, aber der ſtumpfaugige Gograf ſah nicht, daß er zwei Schreiben, die er gleichzeitig vollendet hatte, zuſammen falzte, beide in einander ſchob, und mit Vorſicht durch ein großes Siegel verſchloß.

4.

Mit ſehr gedrücktem Gemüthe und einer argen Seelenverfinſterung verließ Helmold von Steenbeck die alte Burg, und trat in das Freie hinaus, wo ſich ihm gar widerwärtig der wüſte Lärm entgegen warf, der in vielfachen Modulationen aus jedem Winkel des Luſtplatzes erklang, und ſich hier auf der Höhe des

Schloßthors in ein unangenehmes Hummelgeſums zuſammen ſchmolz. Selbſt der Lampenglanz, welcher aus den Gebüſchen des Roſengartens, aus den Buden des Spielplatzes heraufſtrahlte, war ihm unangenehm; tiefe Nacht und Sturm drüber wäre ihm recht geweſen, und der klare Himmel, an welchem ſchon hie und da die blanken Sternlein ſichtbar wurden, ſchien ihm Spott der Natur über ſeine Armſeligkeit. Er fühlte ſich als ein kräftiger Mann; dem dreißigſten Geburtstag nahe, früh durch ernſte Lebenslage aus dem Jünglingsleichtſinn zu Mäßigkeit und geſetztem Wandel geführt, glaubte er Anſpruch zu haben auf Selbſtſtändigkeit und Achtung ſeiner Mitbürger, und vor den Beſten derſelben war er heute vom herriſchen Ohm geſcholten wie ein Knabe, ſpäter behandelt wie ein Sclav. Freilich hatte der Conſul ihn als Waiſe in ein gemächlich Daſeyn verſetzt, hatte ihn als Sohn gehalten, hatte vertrauend auf ſeinen frühgereiften Geiſt, auf ſeinen geſetzten, durch Entbehrungen ernſt gewordenen Charakter ihn Theil nehmen laſſen an den geheimſten Verhandlungen der Familie, Kaſſa und Truhe hatte ihm jederzeit offen geſtanden, er hatte ihn zum Director ſeines weiten Kornhandels gemacht, durch den die ſchweren Aehren des Leinegaues auf großen Kähnen hinabgeſchafft wurden bis zu den Küſten der Nordſee und von da nach überſeeiſchen Ländern. Aber hatte er nicht dieſes Vertrauen voll erfüllt? Hatte er nicht mit Umſicht und ſtrenger Arbeit die Vorliebe des reichen und bequemen Verwandten bezahlt mit hohem Zins? —

Doch mehr als die verletzte Ehrliebe quälte überdieß heute beſonders eine andere Leidenſchaft ſein Herz. Schon als Kind und ehe ſie durch die heilige Firmelung den Uebertritt in den Kreis der Jungfrauen gethan, hatte er die liebliche Juditha von Daſſel mit Wohlgefallen betrachtet und gern mit der Kleinen gekoſet, die mit der Natürlichkeit und dem unbefangenen Sinn des Kindes ſeine kleinen Geſchenke, Spielkram und Näſchereien an ihrer Pforte empfing, und ohne Weigerung das verlangte Küßchen dafür austauſchte. Eine lange Reiſe in des Ohms Geſchäften unterbrach dieſe argloſe Spielerei, und als er heimkam, überhäufte ihn der Conſul mit Wohlwollen, verſchaffte ihm die Stelle des Rathsverwandten, führte ihn in das Haus der hochblühenden Domicilla von Winthem, und bald darauf hörte er bei einem glänzenden Gaſtmahle im Trinkſpruche des Ohms ſich und die edelſte der honoverſchen Fräulein als Bräutigam und Braut der Geſellſchaft verkünden.

Helmold war Einer von jenen Menſchen, die durch die untergeordnete Stellung, in welche ſie früh das Schickſal warf, den Muth verlieren, einen eigenen Willen zu haben, die, wenn auch immer gepeinigt durch das Bewußtſeyn eigener Kraft, wenn auch im Beſitz des Gefühls für Recht und Wahrheit, für Großthat und Selbſterhebung, dennoch verdammt ſind, Werkzeuge und Maſchinen in den Händen Anderer zu bleiben, weil die gewohnte Zaghaftigkeit ſie ewig den rechten, unwiederbringlichen Augenblick zu Losreißung und zum Selbſt-

handeln verſäumen läßt, weil ſie ſchwanken und wählen, bis es keine Wahl mehr gibt für ſie. Helmold hatte ſich Alles gefallen laſſen, ſeine Eitelkeit wurde ſogar geſchmeichelt durch des Ohms Fürſorge. Da ließ ihn das ſchwarze Schickſal Judithen wieder erblicken, und ſeine Ruhe ging zu Grabe für immer. Das Kind, welches einſt ſeine Freundſchaft gewann, war wie durch Zauber die reizendſte Jungfrau geworden, und die räthſelhafte Zuneigung, welche er für die Kleine gefühlt, that ſich ihm ſelbſt jetzt als brennendſte, begierigſte Liebe kund, da er die üppige Fülle des Mägdleins vor ſich ſah, die aus den grünen Knoſpenblättern vollfarbig ſich drängende Roſe, das feurig blinkende, verheißende Auge, den zartaufgeſchloſſenen reinen Mund, der höhern Genuß verſprach, als jene kalten, flüchtigen Kindesküſſe, die er ehedem der Duldſamen geraubt. Wie ſtürmte es aber in ſeiner Bruſt, als er unverhofft dieſelbe Traulichkeit, dieſelbe Unbefangenheit bei der Jungfrau fand, welche ihm das Kind ſo lieb gemacht. Ohne eigentliche Werbung ſah er Judithen ſein, wie ſie es vorhin geweſen; ſie weigerte ihm nicht den lieblichen Mund, ſondern freuete ſich, daß der lang Entbehrte ſie nicht vergeſſen. In der Unbedachtſamkeit der erſten Leidenſchaft, die gerade in ſolch ſclaviſchem, unterjochtem Weſen, wie er Eines war, die mordbrenneriſche Gluth des entfeſſelten Negers zu haben pflegt, vergaß er ſeine Verhältniſſe und drängte ſich unbedacht in das Haus der Geliebten. Auch hier fand er kein Hinderniß; die Mutter begünſtigte ſeine Abſichten, freilich blieb ihm das Hauptmo-

tiv ihrer Duldſamkeit, ihrer ſcheinbaren Blindheit unbekannt. Er wurde Hausfreund, faſt Herr im fremden Eigenthume, jeder Abend bot ihm dort ungeſtörte Erholung nach vollbrachtem Tagewerke; er ſchien der Gott der beiden weiblichen Weſen; ohne Ziererei nahm man die Gaben, welche er zur Verſchönerung des Lebens ſeiner Juditha, zu bequemerer Geſtaltung des Hausweſens der Mutter darbrachte, und des Mädchens wärmſte Zärtlichkeit lohnte ihm für ſeine Opfer. Aber aus ſeinem eigenen Charakter gebaren ſich baldigſt düſternde Schatten dieſes Lichthimmels. Wenn er ſeine Glücksſtunden und ihren reichen Gehalt daheim und einſam zergliederte, ſo wollte es ihm bedünken, als ſey nicht eine gleiche Leidenſchaft in des Mädchens Herzen, wie er ſie empfand, der Quell ſeiner berauſchenden Genüſſe. Was ſie ihm gab, gewährte, duldete von ihm, ſchien ihm nicht verſagt und nur gegeben aus Unerfahrenheit und unbewußtem, allgemeinem dunkeln Trieb des räthſelvollen Lebensalters, in das die Geliebte eben getreten. Er war der erſte Mann, der ſie begehrte; ſie wurde durch alte Gewohnheit an ihn geknüpft. Keiner als Er hatte ſich mit werbendem Schmeichelwort an ſie gedrängt, ſie hatte ihn nicht wählend geſucht, ſondern gefunden; all die Zeichen tiefer Leidenſchaft, die nagende Sehnſucht, den Gram, wenn Entbehrung Noth wurde, die Sorge für ungeſtörten Beſitz, den Jubel bei dem Kommen, das Weh bei dem Scheiden, alle dieſe Dornen an der Liebesroſe fand er nicht in Juditen; gleichmüthig, heiter, ſorgenfrei und muthwillig

blieb ſie ihm gegenüber immerdar; ihre Zärtlichkeit glich dem Spiele des fröhlichen Lammes auf ſicherm Wieſenplan und ihre Hingebung dem Gehorſam der orientaliſchen Sultaninn; ſie ſtörte ſeinen Rauſch nicht, aber ſie theilte ihn nicht, und ſo fühlte er mitten im Glücke ſich unglücklich. Mit Schauder dachte er an den Augenblick, wo ſie erwachen könnte aus dem träumeriſchen Taumel, wo das Bild eines Andern ſie erglühen machen, das Wort eines Andern ſie von ihm locken könnte. Jeder Blick, den ſie auf einen Jüngling warf, machte ſein Innerſtes erbeben und trieb den Schweiß der tiefſten Herzensangſt auf ſeine Stirn. Er bewachte ſie mit den Augen der quälendſten Eiferſucht, die ihn ſelbſt aufrieb, weil er ſein Verhältniß vor ſo vielen Augen verbergen mußte, weil er deshalb die Geliebte ſich ſo oft ſelbſt überlaſſen mußte, und weil er nicht den Muth beſaß durch freie Sprengung ſeiner Ketten oder durch Flucht mit ihr oder ſchnellen, heimlichen Ehebund ſich das Gut für ewig zu ſichern, ohne das ihm das Leben weiter zu leben unmöglich ſchien. Und eben ſeine übergroße Sorge, die offene, unbedachte Aeußerung ſeiner Furcht ſchien ſeit einiger Zeit bös auf die Jungfrau gewirkt, ſie vielleicht auf die ſchädlichſte Weiſe über ihr wunderbares Verhältniß aufgeklärt zu haben. Mit Schrecken vermißte er bei ihr die vorige Offenheit, den kindlichen Muthwillen; ſtiller wie ſonſt lag ſie in ſeinen Armen, und die Theilnahme an ſeinen Liebkoſungen hatte mehr als vormals noch den Charakter erzwungener Duldung bekommen, und das getrübte Auge des Mädchens ſprach

verſchwiegene Gedanken aus. Beſorgt das unentbehrliche Glück zu verlieren, wollte er nun ſchnell die Verſäumniß nachholen; hundert raſche, undurchdachte, wilde Pläne ſprach er aus und die Mutter ſpornte ihn zur Ausführung, doch Juditha ſelbſt legte ihm jetzt Hinderniſſe entgegen, ihr Eigenſinn ſtörte ſeine ſchönſten Stunden, und er ſelbſt gerieth dadurch in eine geiſtige Verwirrung, die vom giftigſten, wenn auch bis dahin unbegründeten Argwohne vergrößert, ihm die Tage oft einem ſengenden Fegefeuer ähnlich ſeyn ließ.

Und ſeit geſtern hatte das boshafte Geſchick zu der innern Selbſtqual eine äußere, neue Folter gebracht. Der Bruder Judithens kehrte unerwartet aus der Fremde in das väterliche Haus zurück. Der junge Daſſel, bekannt in der Vaterſtadt als ein zügelloſer, jähzorniger Wildfang, ſtand feindlich dem Herrn von Steenbeck gegenüber, ſeit dieſer als Rathsmann, durch unfreiwilligen Zufall, ſein Richter geworden, und ihn wegen muthwilliger Raſerei in den Gaſſen und wegen mit mehreren gleichen Spießgeſellen verübter Perturbation ſittiger Bürgersleute nach dem 37ſten Artikel der Vogtei-Geſetze zum Arreſt auf der Burg verdammen mußte. Im gekränkten Ehrgeiz verließ damals der geſtrafte Jüngling die Vaterſtadt und zog zu einem fernwohnenden Vetter, doch hatte Steenbeck genügende Zeugniſſe durch Boten und Briefe an die Daſſels, daß Herrmann ihm jene Strenge nicht vergeſſen, daß der Beleidigte nach Vergeltung dürſte, und ſeine Begegnung im Roſengarten gab ihm heute die klarſte Verſicherung davon. So

lange der Bruder blieb, mußte ihm ja nun ſein Paradies verſchloſſen ſeyn, jeder Weg zu der Holden ſchien verſperrt, ein um ſo unerträglicher Gedanke, weil der gewandte Rathsmann keinen Rath, ihn zu vertreiben, wußte. — —

In ſolchen trüben Betrachtungen ſtieg Helmold den Berg hinab, ungewiß, wohin er ſich wenden ſollte. Für die Geſellſchaft der ſteifen, ungeliebten Braut und ihrer ceremoniöſen Mutter taugte er weniger denn je, und ſeine Juditha noch anzutreffen blieb ihm unglaublich; das treue Mädchen und die beſonnene, ihm ſo gewogene, ſeine Ruhe ſtets in Augen haltende Frau Gertrudis hatten gewiß längſt das Getümmel verlaſſen, welches ſie ihm gehäſſig wußten, ſaßen ſicher lange ſchon im Stübchen zu Hauſe, und trauerten um den gewohnten Geſellſchafter, der ihnen ſo manchen langen Abend verkürzt hatte im wechſelſeitigen Austauſch der geheimſten Gedanken und Empfindungen. —

Der Baumgarten ſtand leer; die Menge hatte ſich vor dem kühlen Abend in die Buden und zum Moſthaus geflüchtet. Ein Stadtknecht, dem Rathsmanne vertraut und an ihn durch Wohlthat gebunden, wandelte unter den Bäumen, nach Pflicht auf Ordnung und Ruhe zu halten. Ihn ſprach der bewegte Mann an und fragte zuerſt nach der Braut, zuletzt nach der Angebeteten.

Die Winthems wandelten zur Stadt zurück, ſobald der Conſul ſie verlaſſen, aber mit Schrecken erfuhr er, daß die Frau von Daſſel den Freudenplatz noch nicht ge-

räumt, daß ſie mit dem Junker und dem Templer noch jüngſt in den Alleen ſich gezeigt, daß das ſchöne Fräulein ſehr heiter geſchienen und mit den Rittern oft hoch auf gelacht habe, und daß die ganze Compagnie höchſtwahrſcheinlich ſich anjetzo im Saale des Moſthauſes befinde, wo die junge Welt der höheren Stände zu einem Tanzfeſte verſammelt war. Das Blut kochte in Helmolds Adern, er mußte ſich ſelbſt überzeugen und ließ ohne Gegenwort den Hiobsboten ſtehen. Bald war er am Moſthaus, aber der Eingang des Saales wurde belagert von einem eingepreßten Haufen des Volks, das im Zuſchauen der Verluſtirung ſeiner reichen, hochgeputzten Mitbürgerinnen ſeine Luſt fand. Er eilte immer erhitzter an allen Fenſtern des Gebäudes umher, aber auch dieſe hatte ein Kreis Neugieriger, drei Mann hoch, umzogen, die Dirnen erhoben ſich auf den Armen ihrer ſtämmigen Liebhaber, die Kinder ſtanden auf den Schultern der Mütter, und kein Blick in die überfüllte Halle ward ihm vergönnt, nur die Federn und Barette der Tänzer, die Blumenkränze in den Scheitellocken der Tänzerinnen flogen an ſeinen brennenden Augen vorüber wie Wolken im Sturmwinde. Er kannte des Hauſes Einrichtung und mit geballten Fäuſten eilte er zu dem Hintergrunde deſſelben, ſchlüpfte durch Küche und Schenkkammer, und gelangte ſchnell auf die Tribüne, wo die Spielleute und Pfeifer ihre Plätze hatten, und zu der von da eine enge Steige hinaufführte. Schweiß bedeckte ſeine Stirn, der blaue Buſch an ſeinem Barett hing zerknickt, ſeinem Mantel war ein gut Theil der

Stickerei zerriſſen auf dem engen Wege durch ſein unvorſichtiges Fortſchreiten im Dunkel, er dachte nicht daran. Jetzt ſtand er hinter der Reihe der lang gewachſenen Muſikanten, die rauſchende Muſik der ſchreienden Pfeifen, der dumpftönenden Poſaunen betäubten ſein Ohr, der grelle Lichterglanz blendete ſein Auge, aufziehende Staubwolken droheten ſeine beklemmte Bruſt vollends zu erſticken, und doch ſchien auch hier ſein Wunſch ohne Erfüllung zu bleiben, bis er am Ende der Gallerie den buckligen, zwergig gebauten Stadtpauker erblickte, der kaum über ſeinen Keſſelpauken hervorragte und nur durch die langen Polypenarme, welche die Wirbel, ſo er auf den Kalbsfellen ſchlug, in der Luft kunſtgerecht wiederholten, der Welt unter ihm ſichtbar ward.

Hinter dem kleinen Aeſop nahm der Rathsmann ſeinen Stand, und als ſein Auge ſich nach und nach an die Helle gewöhnt, ſuchte er mit Falkengier hinter den Staubwolken, wonach das Herz verlangte. Frau Gertrudis ward zuerſt von ihm ausgefunden. Auf dem Hochſitze ſaß ſie mit mehreren Edelfrauen im lebhaften Geſchwätz, abgewendet das Geſicht von dem Tummelplatze der Jugend. „Sorgloſe Mütter!“ knirſchte Herr Helmold. „Genug iſt's, wenn Ihr nur dabei ſeyd, ob Ihr auch wißt, daß Wolf und Fuchs Euer Schäfchen in den Klauen trägt und ihr Verführungs-Wort ein Stückchen Unſchuld nach dem andern von dem ſorgloſen Lämmchen reißt.“ — Doch ſeine Zunge erſtarrte, das Entſetzen rieſelte eiſig an ſeinem Rücken

hinab, als er jetzt Judithen plötzlich erblickte, ſeine Judi-tha, welche mitten im raſenden Wirbeltanze in den Armen eines Mannes ſich drehete. Er ſah nur zu deutlich von oben, wie ihr Geſicht glühete in bacchantiſcher Luſt. Schmiegſam gleich der Bachweide lehnte ſie an dem Führer, dreiſt und vertraulich wechſelte ſie mit ihm das leichte Wort, ohne Scheu ſtrahlte ihr Auge zu ihm empor; und wer war denn der Verhaßte? — Scharf ſchauete er hinab, und meinte Hexenſpuk und Walpurgistraum täuſchten ſeine Sinne. Den Baumeiſter Thiedericus, den Fremdling, den die ſtolzen Ordensritter mitgebracht, erkannte er in dem Tänzer. Er mußte ſich geſtehen, der Mann war ſchöner als er ihn in flüchtigem Anſchauen bis jetzt gefunden. Schlank von Geſtalt, zierlich geputzt im lichtgrauen anſchließenden Kleide mit ſeidenen Puffen von Purpurfarbe zeigte er im Tanze die Schmiegſamkeit des Franzoſen mit dem Anſtande und Ausdruck des Spaniers verbunden, die langen dunkeln Locken flogen um einen nervichten Hals, das blühendſte Roth der Wangen hob das gebräunte jugendliche Angeſicht, und ein ſchwarzes Feuerauge funkelte mit ſtolzem Glanze dem Auge des Edelhirſches gleich, wenn er hoch über den Unterbuſch daher fleucht, hernieder auf die liebliche Nymphe, deren Leib ſein kraftvoller Arm eng umfaßt hielt, und deren kleine Hand in ſeiner Linken ruhete. Helmold wollte aufſchreien, aber ſeine Lippen waren kalt und ſtarr, und jetzt ſtand plötzlich die Hälfte der Colonne feſt, und das Paar, welches er mit Geierblicken verſchlang, hielt dicht unter

ſeinem Wächterplatze an. Lang ſtreckte er den Kopf hinüber und quetſchte den Zwerg dermaßen, daß er ſich unwillig wandte, jedoch bei dem Erkennen des hohen Stadtherrn ſich faſt unter ſeine Pauken drückte, und nur mit der Einen freien Hand den nöthigen Baß durch Einzelſchläge der Muſik zukommen ließ.

Der junge Thiedericus wußte auch die Pauſe mit orientaliſcher Lebhaftigkeit zu benutzen. Wie ſtrömte der Quell der Beredtſamkeit von ſeinen aufgeworfenen, friſchen Lippen! Die verdammte Bärenmuſik ließ keine Sylbe erhorchen. Er ſchien zu bitten; ſie ſchien zu verſagen, aber ihr Blick widerſprach dem abſchlagenden Wort. Jetzt zog der Baumeiſter eine goldene, zartgeformte Roſe aus ſeinem Bruſtkoller; Helmold erkannte darin Einen der Preiſe, welche bei dem heutigen Spiele dem beſten Armbruſtſchützen ertheilt worden; der Glückliche reichte ſie der Jungfrau und — — ſie nahm ſie, ſie verbarg ſie auf dem ungetreuen, hochklopfenden Buſen.

Das wurde zu viel für ein Herz, wie es in Helmolds Bruſt ſchlug; der verſteckte Zuſchauer wollte ein Zornwort hinabſchreien, wollte über die Keſſelpauken und die Schutzwand hinabſpringen, aber alle Glieder verſagten ihm den Dienſt, ein tödtender Schwindel umfing ſein Gehirn, Alles drehete ſich um ihn wie erdrükkender Geſpenſtertanz, ſeine Fauſt quetſchte im Bemühen ſich zu ſtützen die Pauke ein, dann raffte er ſich mit letzter Kraft auf, taumelte zurück, hinunter, aus dem Moſthaus, hinab zwiſchen die Bäume; er ſah einen

weißen Steinſitz vor ſich, von der plötzlich auf die erhitzte Bruſt niederfallenden Nachtkälte ergriffen, ſuchte er den Ruhepunkt zu erreichen, doch die Glieder brachen unter ihm ein, und er ſank in halber Sinnloſigkeit dicht dabei an dem Stamme einer dicken Linde in das Gras, und ſein Auge wurde finſterer als die ſtille Nacht, welche um ihn lag. —

Aber der Wermuthskelch des Armen hielt noch die bitterſten Hefen in ſich; das hämiſche Fatum wollte ihm auch dieſe nicht erſparen; Alles, was er im Leben ſich gewonnen geglaubt, ſollte an dieſem Einen Unglückstage ihm unrettbar verloren gehen. —

Ein nahes Geräuſch erweckte ihn aus ſeiner Betäubung, eine bekannte Stimme klang in ſein Ohr, ein Liebespaar ließ ſich nieder auf der Steinbank; es war der kühne Baumeiſter, der, mit dem Gebäude ſo gut wie Helmold bekannt, durch ein Seitenpförtchen die liebe, im Doppelrauſch glühende Tänzerinn dem Bereiche der Mutter und der Horcher ſo liſtig als glücklich entführt hatte.

„O mein Himmel!“ flüſterte ängſtlich die liebegirrende Taube, „was wagen wir! Wenn man uns vermißte, verfolgte, ich wäre verloren, Ehre und alles Glück zertreten mir für immer.“ —

„Was fürchteſt Du, Herrliche?“ fragte der Stürmer zurück, ſie inbrünſtig an ſich reißend. „Die Mutter iſt gefeſſelt; den ungeliebten, eiferſüchtigen Sultan bindet die Gerichtsſitzung im Schloſſe, Ritter Trezy verrieth mir's freundſchaftlich. Nur Minuten lang will ich

ſchwelgen in Deinem Beſitz, der mich Königen, ja Göttern gleich ſtellt. Nicht die Nachtluft ſoll meine Prinzeſſinn ſchädlich zu lang berühren, aber meine unerſättliche Sehnſucht mußte in Deiner ungeſtörten Nähe ſich ſtillen, ſonſt wäre ſie wie in heißer Wüſte verdürſtet.“ — Heftig küßte er hierbei die Jungfrau, bis ſie das Geſicht verſagend ihm entzog und mit der weißen Hand ihn zurück drängte.

„Wilder Menſch,“ klagte ſie, „willſt Du mich wieder ängſtigen mit Deiner ſtürmiſchen Unbeſonnenheit? O Du weißt, wie ich Dich liebe, habe ich doch auch Niemanden geliebt auf der Welt wie Dich, haſt Du doch zuerſt mich die ſüße Liebe gelehrt, die ich nicht kannte zuvor. Aber habe Genüge daran, denn was willſt Du mehr, als ich Dir ſpendete? Willſt Du, daß ich zerfallen ſoll mit Mutter und Bruder und allen Bekannten um Deinetwillen? Ach! das iſt Schatten neben meinem Licht, das iſt tiefer Gram neben meiner Freude, daß Niemand ſchauen darf unter den Schleier unſeres Bündniſſes, daß ich den Geliebten nicht triumphirend mein nennen darf vor der Welt.“ —

„Du ſollſt ihn ohne Scheu umhalſen, Dein nennen am hellen Mittag, aber vor einer ſchönern, herrlichern Welt;“ fiel hochaufwallend der Mann ihr in die Klage. „Fern auf der Sonneninſel, wo kein Winter iſt, wo kein Neid wohnt, kein Rang ſcheidet, dort im Schatten der Rieſenpalme, dort in der cypriſchen Jasminlaube von Orangeblüthenduft umwogt, von immerblühenden Roſen umkränzt ſoll meine Ditha als Königinn

walten. Dein Geſpons iſt nicht arm, nicht ſo unſcheinbar wie er hier läßt in Eurem armſeligen Lande voll buntausſtaffirter Puppen und geckiſcher Stadtrichter. Dort iſt ein ſchönes Eigenthum mein, dort hält ein Marſchall mich wie ſeinen Sohn, und die Freunde meinen, ſein Teſtament würde mich ſicherlich einſetzen in den gebührenden Rang und Namen. Bald iſt unſer Werk bei Euch vollendet, bald reiſet der Komthur und ich mit ihm, dann folgt in Knabentracht auf bequemem Zelter Ditha dem Freunde, läßt jede Sorge in dieſen traurigen Mauern und flieht an der Liebe Hand zum Lande der Freiheit, wo die Freude immer lacht gleich dem unbewölkten Sonnenhimmel, wo das Glück ungeſucht herabſinkt auf das unbefangene Herz, gleich dem Reichthume, den die Natur dort ungefordert ſchenkt, ohne Mühe und Tageslaſt, eine Ernte ohne Saat." —

„Ach! wäre morgen ſchon der Tag!" ſeufzte das Mädchen ſich an den feurigen Redner ſchmiegend, der ſie feſter noch an ſich zog.

„Aengſtige Dich nicht, Du ſchöne Taube!" ſtammelte er aus blutvoller Bruſt. „Dein Gatte umſchwebt ja immer Dein Neſt, und iſt Dir nahe bei Tag und Nacht. Aus Nacht zum Licht! iſt unſer Schildſpruch. Er ſey auch der Deine. Und biſt Du doch muthvoller als Deine Schweſtern; weiß ich doch, daß Du mich liebſt heiß und ganz, ſeit ich weiß, daß Du keine Furcht haſt, wenn es die Liebe gilt. Kamſt Du doch durch die Mitternacht herab aus dem warmen Bett zum heimlichen Thorwege, ſpielteſt ſelbſt kühn den Spuk in der

Geſpenſterſtunde und machteſt Deinem Lieblinge die düſtere Halle zum Aphroditentempel. Morgen Eine Stunde vor Mitternacht ſoll wiederum ſchlagen die Stunde der Seligkeit; nicht wahr, meine Königinn?" —

„Der Bruder iſt da, ſeine Roſſe füllen den Platz!" entgegnete die Jungfrau das Häuptlein ſchüttelnd.

„Morgen zieht er mit Mann und Pack hinüber in das Sanct Georgen-Haus;" verſetzte beſtimmt der Drängende. „Frei iſt dann wiederum Weg und Thor, und wenn Dein quälender, ſteifer Werber längſt auf ſeinem Pfühl träumt vom Glück ſeines Pfauenſtolzes, lacht der arme Meiſter über den Ritter an der warmen Bruſt ſeiner Schwäninn und tauſcht mit keinem Kalifen des Orients." —

Herr Helmold lag wie auf der Folter ausgeſpannt während dieſes Zwieſprachs. In allen Gliedern fühlte er das Zucken der Wuth, das wilde Leben der Rachſucht, und doch vermochte er nicht Finger noch Fuß zu regen, lag wie eingeſchnürt in den Banden des Schreckens und der Verzweiflung. Jetzt aber, als neue Küſſe liſpelten, riß er mit Gewalt ſich auf, faßte mit der Hand den Griff des Dolchs, welcher nach der Weiſe ſeines Standes am Gürtel hing und taumelte mit dem ſchrillernden, heiſcher-gellenden Aufſchrei: „Schändliche Höllenbrut!" gegen den Sitz hinan.

Hell kreiſchte das Mädchen, als hätte ſie eine Geiſterſtimme gehört, doch der Buhle faßte ſie ſchnell in ſeine Arme und riß ſie fort durch das Dunkel der Gebüſche zum Hauſe zurück. Der von Innen aus zernichtete

Rathsherr aber ſank mit völlig durch die letzte Anſtrengung zerſtörter Kraft wiederum ſinnlos zur Erde, und wurde erſt gegen die Zeit des Frühlichts von den Stadtdienern und Burgwächtern in ſeinem traurigen Zuſtande gefunden. Heftig fiebernd, von der Nachtkälte faſt erſtarrt, verworrenen Sinnes, Niemanden erkennend, in wüſten Raſereien ſeinen Seelenzuſtand ausſchreiend wurde er von den Getreuen nach ſeiner Wohnung gebracht. —

5.

Mehrere Wochen zählte man ſchon nach jenem Feſte; die Verhältniſſe in Honover hatten ſich immer erwünſchter für die Pläne des alten Conſuls geſtaltet, und er ließ ſich nichts verdrießen, was ihnen förderlich ſeyn konnte. Viel ſah man den edeln Herrn in den kleinſten Quartieren der Stadt; er trat hinein in die Buden der Bierſeller und Höker und fragte nach Abſatz und Verdienſt, und freuete ſich des Gewinnſtes; er ſchickte Geld und Labung zu den Kranken; die Geſchworenen durften nicht ſtreng ſeyn gegen kleine Zuchtſünden, und der Magiſter Civium prüfte Maaß und Gewicht mit weniger ſcharfem Auge. Der niedere Bürgerſtand ſah mit immer größerer Anhänglichkeit auf den ſtattlichen Herrn; man nannte ihn ſchon Volksvater, Freiheitsſchenker, und bereits ſprachen die keckſten Vorredner in Buden und Schenkſtätten laut von dem bevorſtehenden Glück, und von dem nahen Glanze der freien Vaterſtadt. Der Ma-

giſter Henricus predigte im neuen Dome über ähnliche Themate, ſchalt auf Fürſtenſtolz und Adelsraubſucht in dem derbſten Style ſeiner Zeit, fachte mit jedem Tage das glimmende Feuer in dem Plebs höher an durch Schilderung natürlichen Menſchenrechts im Gegenſatz zu tyranniſcher widernatürlicher Unterjochung. So bereitete ſich der Hauptact immer deutlicher vor; dabei wuchſen die Stadtmauern täglich höher; in die Thore zogen täglich neue Söldner; die gelben, Zigeuner-gleichen Waldſchmiede brachten aus den Holzungen, wo ihre Eſſen dampften, täglich neues Rüſtzeug und Eiſenwerk zum Stadtzeughauſe, und ſelbſt die verſchloſſenen Templer traten mehr öffentlich auf und verhüllten ihren Verkehr mit dem Senate nicht länger.

Mittags am 24ſten September 1292 ſah man den Conſul und die erſten Rathsherrn begleitet von dem Ordenskomthur und ſeinen Rittern heran wandeln vom Goddenſtadtſchen Hauſe an der Burgſtraße, von wo den Erſten der Stadt die Geringern abgeholet, und im feierlichen Zuge durch das Gäßlein der Krämer zum Rathhauſe ſchreiten, wo öffentlich in Gegenwart der Gilden und Zünfte das Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen der Civitas und dem Orden abgeſchloſſen werden ſollte, und wo man die künftige Freiheitsurkunde gegen den Herzog von Brunsvic Lüneborch verleſen und die Verhandlung durch Wechſeleide beſchwören wollte.

Als der Zug auf dem Marktplatz ankam, ſtutzte der Conſul. Mitten auf dem weiten Raume fand ſich ein großer länglicht-viereckichter Haufen von gelbem

Sande vor; an ſeinem öſtlichen Ende lag auf ihm ein coloſſaler wohlbehauener Würfel aus weißem Sandſteine mit einigen fremdartigen Ziffern behauen; der Zweig eines Dornſtrauchs und einige halbvermoderte Menſchenknochen fanden ſich daneben am Boden.

„Was ſoll und deutet das?“ fragte er den Herrn von Bredeleghe, der ihm zunächſt ging.

„Die Bauleute haben ihre Hütte abgebrochen,“ antwortete der Magiſter Civium, „indem der Winter vor der Thür, wo die Arbeit ruhet, und weil der Thurmbau durch Euer Geſtrengen aufgeſchoben, bis der Kämmerei Säckel wiederum gefüllt ſeyn möchte. Des naſſen Sommers wegen hatten ſie den Grund des großen Bretterhauſes mit Uferſand überſtreuet, und was da ſonſt noch ſtehen und liegen geblieben, gehört vielleicht zu dem vergeſſenen Krimskram dieſer die Geheimnißkrämerei beſonders liebenden Zünftler. Ihr kennet ja ſelbſt, edler Herr, ihre lächerlichen und ſeltſamen Gebräuche.“ —

„So! So!“ murrte Herr Volkmar in ſeinen Bart, betrachtete noch Einmal gedankenvoll den Platz und ging vorüber. Auch der Komthur hatte ernſt ſein düſteres, rollendes Auge auf den Raum geheftet, und wandte den Feuerblick alsdann fragend rückwärts auf ſein Gefolge. Flink ſprang ſogleich der junge Baumeiſter Thiedericus heran und drängte ſich flüſternd an ſeine Seite.

„Xiriacus, der alte Meiſter,“ ſprach er ſchnell und leiſe, „hat in letzter Hochmitternacht die Kerzen gelöſcht,

die Loge gedeckt und die Geſellen entlaſſen. Mit dem erſten Tageslicht iſt er zur nahen Biſchofsſtadt abgereiſet, und mir hat er anbefohlen, Euch den Gruß der nur uns bekannten Zahl zu überbringen. Er baue nur Häuſer für den Ueberirdiſchen; ſprach der greiſe Schwärmer mit düſtern Blicken, als ich ihn an Euren Unwillen erinnerte, wenn er ungefragt die verſammelten freien Architecten entließe; zu irdiſchem Werke könntet Ihr unreine Hände gebrauchen. Er ließe Euch zugleich verwarnen, vor dem Regen Eurem Leibroſſe neue Hufen aufſchlagen zu laſſen. Seine Sohlen wären ſtark und dicht, und er nutze ſie, wie der Geiſt ihm eingegeben." —

„Wahnwitziger Graukopf!" zürnte der Komthur mit Hohnlächeln. „Sein Anſehen, ſein Ruhm unter ſeines Gleichen ſchützt ihn und er pocht darauf. Meinet er, der Stamm der Zeder könne der Zweige nicht entbehren? Werden ſie wild und ſaugen zu viel am Mark, hauet der Gärtner ſie ab mit mitleidsloſem Beile." —

Der Baumeiſter ſtutzte und das Gefühl tiefer Beleidigung mahlte ſich in ſeinen Zügen. Der Ordensherr kümmerte ſich nicht darum, und folgte dem Zuge weiter zu den Flügelpforten des Stadthauſes. —

Die neugierigen Volkshaufen, welche den Zug begleitet, hatten ſich ſchon wieder verlaufen, als an der Kirche herab ein bleicher Mann in ſchwarzer Tracht langſam daher kam. Helmold von Steenbeck war es, der junge, unglückliche Rathsherr.

Tödtlich krank hatte er eine Woche lang darnieder gelegen, doch Jugend und geſparte Kraft trieben den Freund Holzmaier von ſeinem einſamen Schragen; am ſiebenten Tage brach ſich die Gewalt der Krankheit, und mit dem kehrenden Geiſteslichte kam auch die körperliche Geneſung zurück. Aber als ein ganz Anderer erſtand der Mann von ſeinem Schmerzesbett. Betrogene Liebe, durch Falſchheit belohnte Treue, gebrochener Glaube an den heiligſten Bund der Herzen, mit unmenſchlichem Undank belohnte Opfer ſind Nattern, die ihre Giftzähne ſo tief in die Menſchenſeele eindrükken, daß das ganze Weſen vergiftet bleibt für ewig. Von dem Ohm tyranniſirt und verächtlich behandelt, von der Geliebten betrogen und verworfen war die Welt ihm ein finſterer Kerker geworden, das Leben ihm geworden eine preſſende, unerträgliche Laſt. Eine nagende, ungeheure Feindſeligkeit gegen alles Lebende hatte ſich in ſein Gemüth geniſtet; ſeine ſonſtige Gutmüthigkeit, ſein ſchwacher, fügſamer Sinn waren vertilgt bis auf den letzten Keim; er haßte den herriſchen Verwandten, weil er die Kette des Brautſtandes um ihn gelegt, die ihn von ſeinem Glück zurück geriſſen; er grollte gegen die Mutter, weil ſie ſein Kleinod ſo ſchlecht bewacht; er fluchte der Geliebten, die ihn mit der Schminke der Kindlichkeit und Unerfahrenheit ſo ungeheuer, ſo fürchterlich getäuſcht, die mit dem Nonnenſchleier der Unſchuld ihre buhleriſchen Lüſte verhüllt, die ſeines Angedenkens nicht einmal werth geblieben, die ihn um jede Seligkeit, ſelbſt um die kleinſte Hoffnung

hienieden und jenſeits betrogen hatte. Er fühlte ſich allein, ganz allein in der Welt, allein im Gedräng der Millionen Geſchaffener, das fürchterlichſte Bewußtſeyn im denkenden Weſen! — und er konnte nicht ſterben, der Tod floh ihn, ſo oft er ihn auch in ſeiner Krankheit heran gebetet, und Selbſtmord verbot ihm die heilige Religion, die von früh an in ſeine Bruſt gelegt worden. — Der Unglückliche hatte dieſe lange Zeit in ſeinem düſtern Kloſett geſeſſen nur mit den hohnlachenden Geſpenſtern ſeiner Erinnerungen in grauenhafter Geſellſchaft. Heute trieb ihn der dringende Befehl des Conſuls, im Pleno des Rathes nicht zu fehlen, heraus, denn die Gewohnheit übte dennoch ihre alte Gewalt über den Schwachen aus.

Als er ſo mit den Blicken am Boden haftend daher ſchlich, ſchritt haſtig ein Mann in ſeinen Weg, und er erkannte in ihm den Jugendfreund, den reichen Wechsler Boldowinus Unzel, von deſſen hochbegüterter Familie ſogar eine Gaſſe der Stadt die Unzelinger-Straße genannt wurde, bis ſie ſpäter den Namen der Selewinder-Straße bekam. Mit Unruhe und erhitztem Geſicht vertrat ihm der Wechsler den Weg und ergriff heftig ſeine Hand.

„Wohin gehſt Du, Helmold?“ fragte der Freund. „Ich ſuchte Dich in Deiner Wohnung, um gar Wichtiges zu bereden. Deines Dieners Wort leitete mich auf Deine Spur und glücklich, daß ich Dich fand. Komm mit mir; mein gewichtiges Geſchäft erlaubt keine Säumniß.“ —

„Was iſt denn wichtig noch auf Erden?“ antwortete faſt tonlos der bleiche Mann. „Aber Du wareſt immer ein guter, treuer Menſch; Abends will ich gern mit Dir reden, und Dir rathen, wenn ich kann, und wenn die Sache Dein Wohl betrifft. Geht ſie mich an, ſo laß ſie fallen. An mir iſt nichts mehr zu beſſern oder gut zu machen. Alle, Alle haben mich ja fallen laſſen.“ —

„Menſch! Mann, was iſt aus Dir geworden und was mit Dir geſchehen?“ ſtaunte entſetzt der tiefbewegte Freund.

„Ein entwurzelter Baum,“ entgegnete ſchmerzlichweich Helmold von Steenbeck, „am Wege liegend, der Vernichtung Raub, ein Spott der Bettelbuben. Aber laß mich jetzt, ich muß auf das Theatrum, der Rath iſt verſammelt, und iſt das Herz des Menſchen auch zu Aſche und Kohle gebrannt, der Bürger ſoll bis zum letzten Athemzuge ſeine Pflicht thun.“ —

„Ein guter Bürger biſt Du, und willſt doch dahin, wo die erſte Bürgerpflicht verletzt wird, wo man Bürgerelend bereitet?“ fragte Boldowinus mit Heftigkeit. „Nein, Du weißt nicht, was dort geſchieht, ich leſe es in dem Staunen Deiner trüben Augen. Was hältſt Du für die erſte Pflicht des Bürgers, Helmold?“ —

„Treue der Vaterſtadt, Treue dem Landesherrn, den Gott ſetzte und der ſie beſchützt, Treue jedem geleiſteten Gelübde, ſey es Handſchlag oder Eidſchwur!“ entgegnete Steenbeck mit Aufwallung und Feſtigkeit.

„Dann wirſt Du nicht hinauf gehen, wo die Fremden und der eitle, in Stolz berauſchte Conſul alle dieſe Pflichten unter die Sohle ſtampfen;“ fuhr mit Erhizzung Unzel fort. „Rebellion iſt auf ihren Zungen, und ſie wiſſen ſelbſt nicht, was ſie thun. Dem Pöbel die Ketten nehmen, heißt Tiger und Hyäne aus dem Käfig laſſen. Sie wollen im Eigennutz ſich groß machen und werden ſich verderben; der Lüneburger und ſeine Verbündeten werden brechen ihren ſchwachen Thron, und das wäre die gelindeſte Strafe für ſie, oder das Volk ſelbſt wird ſie ſtürzen und zerſtampfen, wenn es ſich betrogen ſieht mit dieſem unreifen Freiheitswahne. Brunsvics Exempel ſollte die Thoren verwarnen. Nein, ich laſſe Dich nicht hinauf, denn ich liebe Dich und Deine Ehre! Du wirſt gezwungen den Rebelleneid ſchwören müſſen, oder ſie würden den Widerſpenſtigen einkerkern bis nach vollführter That. Nein, müßte ich Dich zwingen, ſo würde ich in Freundespflicht es thun. Mein wackerer Helmold ſoll nicht Theil haben an dem heraufbeſchworenen Geſpenſt des blutigen Bürgerkrieges, nicht Theil haben an der Sünde des Mordbrandes, der über unſere Stadt kommen wird. Deine Kränklichkeit muß Dich bei dem Ohm entſchuldigen, und ich führe Dich zu meinem Hauſe, wo Du finden ſollſt, was Du nicht erwarteſt, wo Du einen beſſern Sitz einnehmen kannſt, als Dein Ohm Dir zugedacht.“ —

Freundlich nahm er den Erſchrockenen und Verwirrten an den Arm, und leitete ihn langſam um die Kirche hin zu der Unzelinger Gaſſe, und Helmold ließ

ſich ziehen wie ein Kind, nur als ſein mattes Auge hinüberſtreifte über den Hökenmarkt und er Judithens Fenſter erblickte, überzog eine flüchtige Glut ſeine Wangen; „Gottes Fluch über die verwünſchten Templer, die mit den Seelen Handel treiben;“ murmelte er und ſchritt ſchneller und kraftvoller weiter.

Im Hauſe des reichen Wechslers angekommen fand er zu ſeiner Verwunderung das Geheimzimmer deſſelben nicht leer zum verheißenen, ſtillen Zwieſprach; drei Fremde waren dort; in dem Einen erkannte Helmold ſofort den Capellanus Eckhard von Sanct Gallen, die Andern ſchienen zwei Kriegesleute in das grobe Wams der Söldner gekleidet, ſcharf bewehrt und das Angeſicht mit wildgewachſenen Bärten beſchattet. Der Capellan ſaß am Tiſche, Briefſchaften vor ſich; der Eine Kriegsmann ſiegelte mit großen Wappen die Papiere. Der Andere, anſcheinend der Jüngere, lag nachläſſig hingeſtreckt im großen Lehnſeſſel des Hausherrn, das lange Schwert zwiſchen den Knieen, und ſah mit ſtrengem, finſterm Blick auf die Eintretenden, ohne zum Willkomm ein Glied zu rühren.

„Glück auf zum neuen Leben!“ rief der kleine Prieſter, hinter dem Tiſche mit kurzen Schritten hervorkommend und Helmolden die Hände reichend. „Seyd mir gegrüßt unter den Geſunden! Wär's doch wahrlich Schade geweſen, wenn Honovers wackerſter Senator des Fiebers Raub geworden wäre, und noch dazu an einem ſo jämmerlichen Gift hätte erbleichen müſſen, am

Biß der tollen Füchſe, die ſich am Löwenroder Berg ihren ſtinkenden Bau gegraben.“ —

„Wie wißt Ihr, frommer Herr?“ fragte Helmold betroffen.

„Erlaubt!“ ſprach Boldowin zu Dem im Lehnſeſſel geneigt, indem er dem jungen Rathsmanne einen Stuhl unterſchob.

„Der Herr, welcher der Allwiſſende iſt, leitet ſeine Diener auf die Fährte der Böſen, damit ihre Anſchläge zu nichte gehen und ihr Hochmuth gezüchtigt werde;“ fuhr der Capellanus fort. „Ich war ein unſichtbarer Beiſitzer der verruchten Verſammlung und ſpielte den Burggeiſt, ſie zu verwarnen. Aber ſie haben nicht hören wollen, ſo müſſen ſie fühlen; dem verſtockten Sünder wird nicht Vergebung, und Feuer und Schneide ſollen ſein Gewiſſen wecken, daß die Seele nicht verderbe zuſammt dem Leibe.“ —

Der Kriegsmann im Seſſel raſſelte mit ſeinen Waffen und verzerrte ingrimmig den bartbedeckten Mund, als der Prieſter alſo geredet.

„So habt Ihr dem geſtrengen Herzog Anzeige gemacht?“ fiel der Senator ängſtlich ein. „Habt ſeinen Zorn heraufgelockt zum zerſchmetternden Ungewitter für dieſe gute Stadt, und werdet den Guten, den Verführten mit dem Böſen verderben? O mein Herr Gott, welche Schrecken müſſen ſich anjitzo gebähren, und welch Ende wird kommen! Habt Ihr das auch bedacht, frommer Vater?“ —

„Fluch und Tod über die, welche das böſe Wet-

ter heranlockten, den Tod durch die Sünde!" entgegnete heftig der Capellan. „Aber nur ſie ſollen büßen, wenn auch ſchauerlich und nach übervollem Maaße der Gerechtigkeit." —

Der Wechsler winkte dem Prieſter mit den Augen, und bog ſich freundlich zu dem Freunde, deſſen Kopf geſenkt hing und der den Boden anſtarrte.

„Daß das Verderben nicht den Schuldloſen mit betreffe, darum eben ſind wir hier zuſammen, darum habe ich auch Dich herbeigerufen;" ſagte er mit mildem Tone. „Die Guten und Getreuen haben ebenfalls ihren Bund geſchloſſen gegen die Abgefallenen, und wahrlich die beſten Männer ſind dabei. Die Brüder von Rinteln ſtehen uns zu, Herrmann und Adolph, die Vettern von Steinhauß, der weiſe Senior Meiger, der Türk und die Seldenbutts reichten uns die treuen Hände. Den Krieg vermeiden, Blut ſchonen, die Friedenshäuſer der Bürger ſichern, Frauen und Töchter vor Schimpf und Unbill wahren, das ſind unſere Entſchlüſſe, und darum gedenken wir vor dem Ausbruche der Rebellion den geheimen Brand zu erſticken. Der erlauchte Herzog iſt nahe; er kennt alle ſeine Getreuen, auch Du biſt genannt vor ſeinen Ohren unter ihnen. Heute ſchon kamen ſeine Reiter zur Nienburg an, und noch in dieſer Nacht müſſen ſie zum Schirm und Schutz der Redlichen die Stadt beſetzen." —

„Ohne Blutvergießen wollt Ihr wirken;" antwortete kopfſchüttelnd der Senator. „Wie ſollte das angehen? Die Mauern ſind faſt vollendet; die Quar-

tiere liegen voll Söldner, welche den Kampf verſtehen; die Ordensritter ſind kriegskundige Führer; alle Thore und Warten ſind ſcharf beſetzt. Ihr werdet das Pflaſter der Gaſſen mit Blut und Hirn beſprengen und die Märkte mit Leichen anfüllen." —

„Darum eben riefen wir Dich," fiel Boldowin mit Ausdruck ein, „denn Du nur kannſt den Kampf enden, ehe denn er begann. Biſt Du nicht Commandant der Miliz, müſſen Deine Compagnien nicht zur Stelle ſeyn, wenn Du rufſt; kannſt Du nicht die Wachen von den Thoren ziehen, und mit ihnen die Führer und Rädelsmänner umſtellen und einfangen? Sind die Söldner ohne Haupt, verlaufen ſie ſich wie Schafe, wenn der Wolf einbricht, und Hirt und Hund fern ſchlafen." —

„Aber mein Bürgereid?" fragte Helmold ſcharf und mit innerer Unruhe.

„Du ſchworeſt ihn in des Conſuls Hand Deinem Herzoge!" ſagte Unzel ſchnell.

„Und ich löſe ihn Dir und nehme einen neuen und reinern von Dir in meine eigene Hand!" tönte da die dumpfe Stimme des Wappners im Lehnſeſſel und mit Hoheit trat er vor den Sitzenden hin.

„Ihr ſeyd?" ſtammelte Helmold in banger Ahnung ſich vom Sitz aufreißend.

„Otto, Dein Herzog und Dir gnädig gewogen!" ſprach der Kriegsmann fort und legte die Rechte auf des Zitternden Schulter.

„Um Gott! Ihr waget Euch?" ſtotterte der

Rathsmann, indem er das Knie bog vor dem hochgewachſenen, in ſeiner Erregung und ſeinem Zorn wie ein Rachengel leuchtenden Fürſten.

„Was wagen?“ fuhr der Herzog mit lauter Hohnlache auf und ſtieß hart mit der klingenden Schwertſcheide den Boden. „Bin ich denn hier nicht in meinem Hauſe und ſoll der Mann zagen in ſeiner eigenen Kammer? Meinen Vater Johannes trugen ſeine Unterthanen meilenweit zu Grabe; was habe denn ich gethan, daß ich nicht an gleiche Treue und Liebe glauben dürfte? Warum ſeyd Ihr, wackerer Junker, nicht zu mir gekommen? Unter meinen Lüneburgern hättet Ihr Euch ein ſtärkeres Herz gewonnen. Ich und mein tapferer Schwager, der Oldenburger dort, haben uns mit dem ſtarken Eiſen ſchon aus einigen funfzig Lauenburgern heraus gehauen, und ſollten uns vor den Partiſanen der eigenen Lehnsleute fürchten?“ —

„Gnade!“ bat da der Junker von Steenbeck. „Es iſt mein Ohm, mein Wohlthäter, der als ein Verführter an der Spitze der Meuterei ſich findet. Soll ich ſelbſt die Hand heben, ihn zu verderben, ihn, der mich erzog, kleidete, ernährte?“ —

Der Herzog ſah finſter auf den ſchönen, bleichen Mann, in deſſen Augen die reine, treue, vom Unglück tief geſchlagene Seele ſchwamm.

„Steht auf, mein Getreuer!“ ſagte er dann mit weichern Tönen. „Beugt ſich der Conſul vor mir in Reue, wie Ihr jetzt thatet aus Liebe zu dem Thörichten, bei meinem Wappen! ſo ſoll ihm ein verzeihen-

der, gnädiger Fürſt gegenüber ſtehen. Ich weiß Alles; die Ritter des rothen Kreuzes ſind die Hetzer der Unterthanen gegen die angeborenen Herrn, ſie ſind die Hummeln, welche ſich einniſten in jeden fleißigen Bienenſtock. Auf ihrem Haupte brenne das Feuer meiner Rache. Fanget mir ſie ein, laſſet keinen von ihnen entkommen, und die Strafe, die ich über ſie verfügen werde, ſoll meinem Zorne genügen, und meine verleiteten Landeskinder ſollen ihre Buße in dem Schauder finden, dieſe Strafe anſehen zu müſſen." —

„Nach Mitternacht ſammeln wir uns im Hauſe des Adolphs von Rinteln;" beſtimmte Boldowinus; „von da ziehen wir aus; Du befehligſt die Wachen und die Miliz uns zu folgen, dann kannſt Du heimgehen und auf dem weichen Bett den Ausgang erwarten. Wir umzingeln das neue Ordenshaus und fangen die Ritter. Das Uebrige wird der erlauchte Herr mit ſeinen Reitern vollführen."

„Und ich gebe das Zeichen mit dem Glöckchen der Sanct-Gallen-Kapelle zur Frühmette läutend;" ſetzte der Kapellan hinzu.

„Nein!" rief da Helmold von Steenbeck ſich mit auffallender Erhitzung aus ſeiner geſunkenen Haltung in Manneskraft erhebend; „nicht ruhen will ich auf dem Schragen, wenn es gilt, dem geehrten Landesherrn Bürgertreue und männlichen Sinn zu beweiſen. Ich habe ſein Herzogswort für des reuigen Ohms Leben. Es gilt den Sturz der Templer, der teufliſchen Verführer! So werde ich ſelbſt die Wappner befehligen,

und wenn ſie knirſchen in meinen Banden, vielleicht neuen Lebensmuth, wenigſtens die letzte Freude meines Daſeyns gewinnen." —

6.

Eine Nebelnacht, wie ſie die Jahrzeit mitbrachte, deckte die Stadt. Die erſten Stunden des fünf und zwanzigſten Septembers des Jahres Chriſti 1292 waren verronnen, und fern vom Berge klang fein und wimmernd das Kapellenglöckchen. Wohlbewaffnet trafen Helmold und Boldowin bei den ritterlichen Brüdern von Rinteln ein, und der Erſtere trieb mit beſonderer Haſt zum Beginnen des Werkes. Der Ritter Adolph ließ ſich nur noch von ſeinem Diener Johannes das feine Panzerhemd über das Wams werfen, dann verließ das Doppelpaar der jungen, muthigen Männer das Haus und trat in die finſtern, todten Gaſſen hinaus.

Der Diener blieb in der Hauspforte und horchte auf die Schritte der ſich eilig Entfernenden. Als Alles wiederum ſtill geworden, verlebendigte ſich die dürre, lange Geſtalt des ſtummen Knechts. „Was war mir denn das?" fragte er ſich ſelbſt. „Zum Tanzgelag oder Schmauſe pflegt man nicht nach Mitternacht zu gehen, noch weniger im Eiſenhelme und mit dem Schlachtſchwerte. Der bleiche Senator ſprach von dem Ordenskomthur, bei dem mein Zwillingsbruder Stalldienſt nahm, und ſeine Mienen dazu ſahen recht fu-

rios und erſchrecklich aus. Sollten ſie einen Mordanſchlag gegen die fremden Herrn im Sinne haben? Und mein armer, unſchuldiger Andreas käme mit in die Patſche? Nein, ich wäre ein gar zu ſchlechter Bruder, verwarnte ich den Armen nicht. Ich wecke ihn und nehme ihn mit in mein Bett. Giebt es nichts, ſo ſpringt er früh wieder hinaus, und weder ſein, noch mein Herr erfahren davon." —

Eilig ſtolperte er durch das Dunkel, und ſuchte das Ziel, das er ſich geſteckt. — —

Die vier getreuen Söhne Honovers waren indeß auch nicht ſäumig geweſen. Der Herr von Steenbeck weckte zuerſt die Corporale und ließ durch ſie die Miliz aus ihren Wohnungen in den kleinen Quartieren auf den Markt beſcheiden. Dann gingen die Junker von Thor zu Thore, zogen die Wachen an ſich, und ließen an jeder Warte nur zwei Wächter in den aufgeſchloſſenen Pforten, die Jeden, der die Parole ſpräche: Freunde des Geſetzes! einzulaſſen befehligt wurden. Auf dem Marktplatze trafen dann Alle wieder zuſammen, ordneten dort die vorgefundene Stadtmiliz zu den mitgebrachten Mauerwächtern, und führten ohne Geräuſch den ganzen Trupp zu dem Hauſe, welches von den Ordensrittern in Beſitz genommen war. Helmold von Steenbeck ſchritt vor dem Zuge; er fühlte das Klopfen aller Pulſe, das bis dahin ihm ſo fremde Gefühl ſchadenfroher Rachluſt hatte ſein ganzes Weſen ergriffen, und erſetzte in höchſter Anſtrengung der Nerven die Kraft, welche ihm die Krankheit entriſſen.

In der Stille wurde das Haus förmlich umſtellt, und als der Kreis dicht geſchloſſen worden, gingen die vier Anführer an der Spitze eines auserwählten Trupps näher hinan, ſchnell den Thorweg zu ſprengen und die Feinde in ihren Betten zu überraſchen. Aber mit Erſtaunen ſchaueten ſie ſich unter einander an, als ſie die Thorflügel unverſchloſſen fanden, als ſie Geräuſch und Roſſesſtampfen in der Tiefe des Hofes hörten und ihre Augen dunkele Menſchengeſtalten erblickten, die ſich mit Windlichtern in unverkennbarer Unruhe hin und wieder her bewegten.

„Sie ſind verwarnt!“ fliſterte Herrmann von Rinteln. „Aber wir kamen glücklich früh genug, die verrätheriſche Warnung zu nicht zu machen.“ —

„Wappner, die Partiſanen geſenkt!“ commandirte Steenbeck, indem er ſein Schwert zog und das Barett feſt in's Geſicht drückte. „Laßt keinen lebend hindurch, bei Eurem Bürgereide, der heraus zu brechen verſuchen ſollte.“ —

Mit einem Fauſtſchlage warf er jetzt beide Thorflügel vollends aus einander, und trat in das düſtere Gewölbe, in welchem ſchon die dumpfhallenden Tritte mehrerer Roſſe hörbar wurden, die langſam vom Hofe her herankamen. Der Commandant faßte ſogleich Poſto mitten im Wege und ſtreckte ſein Schwert voraus. „Halt da!“ rief er mit kräftiger Stimme. „Im Namen des Herzogs Otto von Lüneborch gebe ſich gefangen, wer in dieſem Hauſe athmet. Denke Keiner an Entrinnen, denn hundert ſcharfe Eiſen bedräuen den Ausgang. Wer ſein Leben

liebt, ſtrecke die Waffen, und ergebe ſich der Gnade des Herzogs.“ —

Die Roſſe wurden von den Reitern angehalten. „Verflucht!“ tönte des Ritters Trezy feine Stimme. „Die bürgerlichen Hatzhunde ſind eilfertiger geweſen, als wir, und heulen draußen und zeigen das ſcharfe Gebiß. Komthur, was zu thun?“ —

„Löwen auf die Hunde!“ donnerte da des Komthurs Stimme. „Alle zu Roß! Schwerter vor! Sporen in den Wanſt! Bauch zur Erde hindurch! Es gilt die ritterliche Freiheit und die Ehre des rothen Kreuzes.“ —

Ein verworrenes Geräuſch von Waffenklang und Stimmengemurmel tönte im Hofe einige Augenblicke, dann brauſete gewaltiger Roſſesſturz aus dem Gewölbe hervor. Die weißen Geſtalten hoch auf den ſchnaubenden Hengſten brachen unaufhaltſam heraus aus der dunkeln Halle, erſchienen draußen im Halblichte der Nacht, fuhren, wie ein Sturmſtoß den Eichwald nieder wirft, ein in den Kreis der Miliz, die Partiſanen krachten auf den Harniſchen, die Schwerter blitzten, ziſchten rechts und links wie Blitze nieder, und durch die Stürzenden gewann der wilde Komthur auf ſeinem ſchlagenden verwundeten Hengſte Raum und ſpornte das herrliche Thier, ſo wie er Luft fühlte, ohne umzuſehen die Marktſtraße hinab, dem nächſten Stadtthore zu; die meiſten ſeiner Ritter theilten ſein Glück und folgten dem Klange ſeiner Hufe. —

Betäubt ſtanden die ſtädtiſchen Edeln, und riefen

die verſprengte Miliz zum Standhalten auf und trieben ſie zur Verfolgung der Flüchtigen mit Wort und Klinge. Aber wer konnte die ſchnellen Roſſe einholen in düſterer Nacht? Boldowinus eilte beſonnen in das Haus, ließ feſt nehmen, was er noch im Hofe und in den Ställen von Ordensgeſinde mit Fluchtanſtalten beſchäftigt vorfand, mit den erbeuteten Windlichtern eilte er dann zu dem Platze des ſchnell beendigten Kampfes zurück und erhellte die Straße. Der Gewinn war nicht genügend. Zwei Templer wälzten ſich von den Partiſanen der Wächter durchſtoßen ſterbend im Blute; den wüthenden Junker Herrmann von Daſſel hatten zwei herculiſche Armbrüſtler vom verwundeten Gaule geriſſen und hielten den Brüllenden mit nervichten Fäuſten gefeſſelt; der Baumeiſter Thiedericus ward geknebelt vom Hofe hergeſchleppt, mit ihm der bebende Magiſter Henricus und der heulende Knecht des Junkers von Rinteln. Doch der Verluſt wurde ſchmerzlich zugleich beleuchtet; denn acht brave Bürger ſtöhnten ſchwer getroffen liegend auf dem Pflaſter, und mitten im Thorwege fanden die Freunde mit Entſetzen den ſchon entſeelten Helmold von Steenbeck; durch ein breites Ritterſchwert war ihm mit furchtbarem Todesſchlage der Schädel bis zum Auge geſpalten, und die Hufe der über ihn hin ſtürzenden Streitroſſe hatten ſeinen Körper zerſchlagen und zerfetzt auf eine ſchauervolle Weiſe. Beſtürzt ſtanden die Gefährten bei dem Anblicke, der noch grauenvoller wurde im ungewiſſen Lichte der flackernden Fackeln; eine augenblickliche Todesſtille entſtand, das tiefe, ſchmerzliche Gefühl andeu-

tend, welches jede Bruſt ergriffen; alle Häupter erſchienen entblößt, auch die rauheſten Hände zum Gebet gefaltet; da ſchmetterten fern, dann näher und jetzt überall die Heerestrompeten der eingedrungenen Panzerreiter des Herzogs, und die wilden Kriegstöne weckten die Erſtarrten, und riefen ſie fort zu dem Rächer und Gewalthaber, welcher ihrer Botſchaft und ihres Armes wartete.

7.

Wenn die ſchrecklichſte Naturerſcheinung, die Einzige, bei der nicht an Flucht und Entkommen zu denken iſt, wenn ein gewaltiges Erdbeben eine friedliche Stadt aus dem Schlafe weckt, — die ſchwankenden Betten ſtoßen die Schläfer aus; ſie flüchten hinaus aus den krachenden, ungetreuen Wänden; die Thurmglocken tönen von ſelbſt; Mauern und Dächer praſſeln nieder, die hohen Kirchen berſten, die Thürme ſtürzen ein, nirgends ein Zufluchtsort, denn auch der Grund birſt, und öffnet verſchlingende Abgründe, und Flammen und Rauch, erſtickende Schwefeldämpfe und ſiedendes Waſſer quellen hervor aus dem geöffneten Rachen der Unterwelt! — ja wenn dieſes furchtbarſte aller Ereigniſſe einer Stadt Verderben und Vernichtung dräuet, kann der Schrecken kaum größer ſeyn, als der war, welcher am genannten Septembermorgen die ſchlafenden Bürger aus ihren Betten riß, und zu den Fenſtern trieb Dichter Nebel

deckte die Straßen und hielt den Tag zurück; am düstern Himmel jagte ein erwachter Sturm schwarze, grauenhafte Riesenwolken vorüber, von selbst klangen die Glokken der offenen Kapellenthürmchen im Windstoße, und unten war die ganze Stadt voll fremdartigen Gelärms, Trompetenschmettern, Roßgetrappel und Geklirr der Harnische und Gürtelketten. Ueberall sah der ängstlich lauschende Bürger dichte Reiterhaufen halb nur erkennbar und darum Schrecken-dräuender hin und her ziehen und halten auf den Plätzen und an den Ecken der Gassen; Thüren wurden eingeschlagen, dumpfe Fluchworte schallten fernher, Geschrei und Gewinsel schien zu antworten, und wagte ein kühner Hausvater zur Beruhigung seiner Familie sich aus seiner Thür, schreckten sogleich Donnerworte der bärtigen fremden Panzerträger und ihre geschwungenen Schwertklingen ihn hinein zu seinem Heerde.

Endlich erschien der von Angst und Sorge herauf gebetete, schleichende Tag. Hoffnung und Vertrauen kam mit ihm in die eingeschüchterten Bürgersleute; einzeln trieb die Neugier sie aus ihren Spelunken; Nachbar trat zum Nachbar; dreister geworden durch die Gesellschaft wagte man sich weiter, und die nächtliche Beunruhigung schien aufgehört zu haben, das erste Ungewitter hatte sich der tödtlichen Blitze entladen, aber auf all den erblichenen Gesichtern war deutlich die Spannung der Furcht zu finden und bei ihr das Bewußtseyn, daß die eingetretene scheinbare Ruhe noch manches Furcht-

barere bergen möchte und in jedem Augenblicke ein neuer Ausbruch des Zerſtörenden dräue.

Kein freier Raum war in der Stadt, den nicht fremde Kriegsleute beſetzt hielten, theils hoch auf mächtigen Roſſen, theils abgeſeſſen auf die baumlangen Speere gelehnt. Alle trugen die Feldbinden des Lüneburgers und von den braungelben, vielbenarbten Geſichtern las man deutlich die Characterzüge damaliger Kriegsleute, den Morddurſt, die Gier nach Plünderung, Raub und Mordbrand. —

„Der Herzog iſt da und mit ihm ſein Zorn auf die Stadt. Er wird ſie ſeinen Rotten Preis geben. Der hohe Rath iſt die Nacht aus den Häuſern geriſſen worden und liegt in Ketten in den Kerkern des Stadthauſes und in den Verließen des Schloſſes. Entkommen ſind durchs offene Thor die Ordensherrn, auch mehrere ſchuldige Edelherrn über die Mauern geſprungen und in das Biſchofsland geflüchtet. Der wüthende Herzog ſitzt ſchon zu Gericht auf dem Rathſaal.“ — So fliſterte Einer dem Andern zu, und doch beſiegte die Neubegier unwiderſtehlich ihre Seelenangſt, zum Marktplatz ſchlichen ſcheu die Bürgersleute, und wer dort das Haus eines Bekannten wußte, ſchlüpfte hinein, am Fenſter oder vor der Dachluke einen ſicheren Schauplatz zu finden. Aber was man dort erblickte, mußte die Beunruhigung nur ſteigern. Das ſogenannte Speelhus, ein großer Vorbau des damaligen alten Rathhauſes, auf welchem alle bürgerlichen Hochzeiten, Banketts und Tanzfeſte gefeiert wurden, und das ſich mit einer freien

Tribüne gegen den Markt öffnete, zeigte ſich von mehreren blankbepanzerten Trabanten bewacht, welche breite Streitärte in den Fäuſten trugen; von dem Geländer wehete die große Leibfahne des Herzogs mit dem blauen Löwen im gelben Schilde und dem ſpringenden weißen Roſſe an der gekrönten Säule. Den gelben Sandplatz, den Nachlaß der Bauleute, umſtand eine doppelte Reihe finſterer Hellebardirer, und rund um die Mitte des Marktes ſchloß ſich ein Reiterkreis mit gezückten langen Schwertern; doch am gewaltigſten ſchüttelte die Glieder der Schuldbewußten ein Blick auf die ſteinerne Laube, den bekannten Platz des Halsgerichtes, denn der gefürchtete Meiſter Peter lehnte an dem runden Pfeiler in ſeinen ſchwarzen Mantel gehüllt, unter dem das ſchwere Beil hervorblinkte, und die gefühlloſen Gehülfen ſeines Gewerbes weilten mit ihren entmenſchten Geſichtern hinter ihm. —

Der Herzog Otto von Lüneburg befand ſich wirklich ſchon oben auf dem ſogenannten Theatro, dem Sizzungsſaale des Senats, aber nicht mehr in dem ſchlechten Wamſe des Söldners, ſondern den gekrönten Helm auf den dunkeln Locken tragend und über der ſchweren Silberrüſtung mit dem Fürſtenmantel von Goldbrokat geputzt. Nicht ſitzend, ſondern ſtehend lehnte er am grünen Tiſche, die Scripturen und dicken Geſetzbücher lagen herabgeworfen unordentlich am Boden, und an ihrer Statt hatte er ſein blitzendes Schwert dräuend auf die Tafel gelegt. Vor ihm ſtanden gebückt und unterthänig die treugebliebenen Vorſtände der Bürgerſchaft und Zünfte

Boldowinus Unzel, Herr Meiger und die von Rinteln an ihrer Spitze, und an ihrem Flügel, der Kapellanus Eckhart, der ſie geſammelt und eingeführt.

„Eure Stadt verdiente eine derbere Züchtigung;“ fuhr der Erzürnte in ſeiner Rede fort, die mit einigen niederſchmetternden Fluchworten begonnen hatte; „denn Niemand Meinesgleichen würde es ungewöhnlich finden, wenn ich Eure Häuſer der Erde gleich machte, damit kein Enkel den Platz mehr erkenne, wo rebelliſche Mordpläne der Aufrührer gegen ihren Fürſten gebrütet wurden. Die Frömmigkeit habt Ihr zur Larve gebraucht, Ihr Gottloſen, und unter dem Vorwande kirchlicher Bauten ohne unſer Wiſſen und Willen Mauern errichtet uns zum Trotz und gegen unſere Hoheitsrechte. Verrätheriſch habt Ihr unſer Schloß Löwenrode mit einem Ueberfalle bedroht, die eigene Veſte gegen uns zu beſetzen. Einem fremdländiſchen, uns verhaßten Orden habt Ihr Raum gegeben und Wohnung in der Stadt; habt flüchtige Majeſtätsverbrecher, die dem Zorne unſeres geliebten und verehrten Vetters entronnen, bei Euch beherberget und geſpeiſet, und ihre Weiterflucht begünſtigt. Uebergenug der Verbrechen, von denen Jedes den Tod herauf beſchwört! Aber hat uns Gottes Hand herbei geführt zu rechter Zeit, zu fangen die Strafbaren und ſie zu Schanden zu machen, ſo hat uns Gottes Licht auch zugleich erkennen laſſen die Getreuen und Standhaften, und um der wenigen Gerechten willen wollen wir Gnade für Recht verhängen, und wollen ſchonen die Verführten und weniger Befleckten. Man

beliebt uns den Guten oder Strengen zu ſchelten, doch wir wollen beweiſen, daß wir Milde zu der Strenge zu miſchen wiſſen. Eure Beſchwerden haben wir geleſen und beachtet; wohl denn, Ihr ſollt Eure Mauern feſt machen, und die Burgritter der Nachbarſchaft ſollen auf unſern Befehl Euch durch Brief und Siegel zuſchwören, abzuſtehen von aller fernern Moleſtie der Saumroſſe, Güterfuhren, Aecker und Heerden; aber unſere Krieger ſollen bleiben innerhalb Eurer Stadt, und ihnen ſoll die Bewahrung Eurer Warten vertrauet ſeyn. Eure Bürger ſollen hinauf in das Schloß, was ihr Fürwitz als Beſitzthum begehrte, aber gleich Fröhnern ſollen ſie es neu aufbauen und wehrhaft machen, und die von Alten, die von Reden und von Honenſee ſollen oben am Berge ſitzen und Ihr ſollet ihnen doppelt Borchlehn zahlen und ſie ſollen als Kaſtellani wachen über Eure Treue, und Herr Ludolph von Eſcher ſoll als Gograf Eurem Gerichtsbanne vorwalten. Eure Privilegien wollen wir neu beſiegeln, aber Habe und Gut, Bewegliches wie Unbewegliches derer, die dem Blutbann verfielen oder durch Flucht ſich unſerer Gerechtigkeit entzogen, ſoll unſerm herzoglichen Schatze verfallen ſeyn jetzt und für immer. Aufgelöſet iſt durch uns, in der Kraft und Gewalt, die uns Gott verliehen, Euer Senat und was mit ihm zu Rathe ſaß; wir befehligen Euch, eine neue Obrigkeit zu erwählen für dieſe Stadt ohne Aufſchub und unter unſern Augen, und hoffen Eure Wahl werde ſolche treffen, die unſers Vertrauens ſich würdig machten und uns Bürgſchaft leiſten mögen für Eure künftige

Treue und den Gehorsam und Frieden dieser unserer Stadt. Und so bleiben wir Euch bis auf weiteres gewogen und entlassen Euch als Euer gnädiger Herzog.“ —

Tief beugten sich die Vorstände der Bürgerschaft; gedemüthiget, doch mit weniger klopfenden Herzen zogen sie vom Saale hinab, und der erhitzte Fürst trat einige Minuten hinaus auf die Tribüne, sah mit gedankenvollem, düsterm Blick eine Weile auf den Platz und die Sandstelle und das Volksgewimmel am Rande der Häuser hinab, dann ging er entschlossen zurück, nahm seine alte Stellung ein, und winkte Einem seiner Ritter. Und bald darauf erschien ein neuer Zug vor ihm, erkiesen aus Bewohnern dieser Stadt, jedoch von ganz anderm Character und in betrübterem Aufzuge. Von Bewaffneten umkreiset, mit auf den Rücken gebundenen Händen, nur halbbekleidet, wie man sie aus den Betten gerissen oder im Hause gefunden, traten langsam die Häupter der Rebellion herein, der alte Consul an ihrer Spitze. Acht und dreißig waren der Gefangenen, den templarischen Priester und den Knecht des Junkers von Rinteln mit eingerechnet.

Eine dunkelrothe Gluth gleich dem Wiederscheine einer Feuersbrunst am Nachthimmel stieg auf Herzog Ottos Gesicht, und zu zweien Malen ging er rasselnd in seinem Waffenschmucke mit heftigen, schallenden Schritten an der langen Reihe herab, und sein Auge schoß Blitze bei der Tod verkündenden Musterung. Fest wurzelte sein Eisenfuß dann vor dem Consul Goddenstadt,

der zwar blaß und hohläugig vom nächtlichen Schreck, jedoch in ungebeugter Stellung vor ihm ſtand und furchtlos den Blick des erbitterten Herrſchers erwiederte.

„Du wareſt dabei, toller Graukopf,“ fuhr der Fürſt ihn an, „dabei als die Stadt uns die Huldigung brachte; Deine Hand ſchwur für Alle uns den Bürgereid, und Dein Gewiſſen erbebte nicht, als dieſelbe Hand den Brand des Aufruhrs entzündete, ihn zu ſchleudern gegen unſern Thron, gegen unſere geheiligte Fürſtenſtirn.“ —

„Wo iſt der Aufruhr?“ fragte muthvoll der Conſul zurück. „Welche Glocke dieſer Stadt hat Sturm geläutet? Wie heißt der Bürger, der einen lüneburgiſchen Wappner niederſchlug oder Einen der löblichen Ritter, die uns Brod und Erwerb ungeſtraft verkümmerten, mit dem ſcharfen Bolzen vom ſtolzen Roſſe ſchoß? — Im Gottesfrieden ſchlief die Stadt. Eure Reiter ſind es, die den Tumult herein brachten und die bürgerliche Sicherheit mit Füßen traten. Iſt hier von Aufruhr die Rede, ſo ſeyd Ihr ſelbſt der Aufrührer und der Allmächtige wird zu Gericht ſitzen über Euch und uns.“ —

Zum grimmen Hohnlachen verzerrte ſich des Herzogs Mund. „Brav geantwortet, alter Sünder!“ ſagte er verächtlich. „Du ſpielſt die Rolle des dünkelvollen Gaſſenritters gut bis zum Ende. Du möchteſt mir die Mühe machen, Euch noch einmal vorzuerzählen die Unzahl Eurer Verbrechen. Euer Gewiſſen mag ſie Euch

nennen, längſt hat meine Seele ſich daran geſättigt, und es gilt hier nur die Sühne und Vertilgung durch gerechte Buße.“ —

„Ich bin aus edlem Blute;“ antwortete kalt Herr Volkmar; „der Braunſchweiger Blut iſt kaum reiner und adeliger. Meine ritterlichen Hände ſind gebunden durch Eure Schergen. Ihr habt mit der Liſt des Fuchſes Euch eingeſchlichen in unſer Eigenthum; das Schwert der Gewalt liegt dort hingeworfen auf der Tafel des Geſetzes; thut was Euch beliebt, aber bedenkt, daß vor des Kaiſers Throne auch Ihr Rechenſchaft zu geben habt, und als Lehnsmann das deutſche Reich auch Euch für Unbill zu ſtrafen vermag.“ —

„Mahnt Ihr mich an kaiſerliches Exempel?“ fuhr der Herzog auf. „Wiſſet Ihr nicht, daß ich vor kaum dreien Jahren zu Erfurt dabei ſtand, als unſers kaiſerlichen Großvaters Majeſtät gleiche Verbrechen gegen ſeine Krone ohne Aufſchub ſühnen ließ durch die Vernichtung der Verbrecher? Ihr ſollt erfahren, daß ich, wenn auch jung, ſolche Beiſpiele achte, und ſolchen Mordbrand, wie Ihr entzündet, zu löſchen weiß mit dem rechten Waſſer. Der Duſing, den Dein Hochmuth nach Fürſten-Weiſe zu tragen ſich erdreiſtete, ſoll Dir zum Galgenſtricke werden, an dem Du erſticken magſt gleich dem gemeinſten Gaudiebe.“ —

„Wir fürchten uns nicht vor denen, die nur den Leib tödten;“ antwortete ernſt der alte Ritter. „Nur Gerechtigkeit fordern wir und nicht den übereilten Spruch der Willkühr. Unbill allein haben wir abwenden wol-

len. Als Väter dieſer Stadt blieb unſere höchſte Pflicht: Erhaltung der Privilegien und Sicherung des Eigenthums. Mochten wir ſtehen am Ziel oder fallen vor dem Sturme ungerechter Gewalt, pro libertate Civitatis geſchah das Eine, geſchieht das Andere, und unſer Gedächtniß mußte geehrt werden im Siege wie im Sturze. Wo ſind die Beweiſe gegen uns? Wo iſt der Kläger, der es wagt, ſich mit einer Beſchuldigung ſolcher Schmach würdig uns gegenüber zu ſtellen?" —

Der Herzog warf einen ſcharfen, durchdringenden Blick auf den kühnen Sprecher. „Ihr habt rebelliſche Satzung in meinem eigenen Ritterſaale gehalten;" ſprach er langſam und gedehnt; „der Geiſt jener alten Veſte ſtand unter Euch, und hinterbrachte mir jedes meuchleriſche Wort. Aber auch lebende Zeugen bekannten auf Euch. Euer eigener Neffe, Helmold von Steenbeck, läugnete Euer Verbrechen nicht ab." —

Alle Geſichter der Gefeſſelten wurden bleich wie der Wandkalk, nur des Conſuls Wangen färbten ſich dunkelroth und mit der Aufwallung des heftigſten Ingrimms rief er: „Führt mir den heuchleriſchen Buben vor; ſtellt mir ihn gegenüber, daß er im Blick des Wohlthäters, der die Schlange am Buſen wärmte, zuſammenſinke, und widerrufe, was er gelogen." —

Mit Haſt trat der Fürſt zu einer Bahre, welche zur Seite ſtand, und riß das deckende Lailach herunter, und enthüllte den blutbedeckten Leichnam des jungen Senators, deſſen rothe Todeswunden weit aufklafften.

„Da habt Ihr ihn!" donnerte er mit wildeſter

Heftigkeit. „Iſt dieſer treue Zeuge auch ſtumm geworden, ſein geſchlagener, entſeelter Leib ſpricht lauter gegen Euch, als irgend ein lebendiger Kläger gekonnt. Er ſtarb den ſchönen Tod der Bürgertreue, und Ihr ſeyd ſein Mörder. Für Dein Leben, Du unbußfertiger Sünder, bat er knieend. Ich ſagte es zu, wenn ich den Reuigen gefunden. Aber Dein teufliſcher Hochmuth war jener frommen Gnadenbitte unwerth. So habe, was Du Dir bereitet! Führt ſie hinab, und thut nach meinem Befehle.“ —

Abwandte ſich der Zornglühende, und wollte den Saal verlaſſen. Der Conſul ſagte kein Wort ferner; ſein Antlitz war bleich geworden wie das eines Todten, ſein Kopf ſank gegen die Bruſt und er ſchloß in tiefſter Seelen-Erſchütterung die Augen. Aber in den Haufen der Uebrigen kam eine wirre Lebendigkeit. Der Knecht Johannes ſank heulend in die Kniee. „Nur ein Leibeigener bin ich und Eures Zornes unwerth, hohe Gnaden!“ jammerte er. „Uebergebt mich der Stachel-Geißel meines Herrn, aber ſchenkt mir den Kopf.“ —

„Deine Untreue entzog mir die beſten Opfer meines Gerichts und koſtete dieſem Edeln das Leben. Büße Deine Dummheit, Du elender Wurm!“ ſprach verachtungsvoll Herr Otto.

Magiſter Heinrich und der Templer von Daſſel drängten ſich jetzt hervor mit trotzigen Geberden. „Ihr könn't uns nicht richten,“ ſchrie der Erſte, nur unſer Ordensmeiſter und der Papſt ſtehen ob uns als Herrn über Leben und Tod.“ — „Als ich dieſes Kreuz an

meine Bruſt nahm, hörte ich auf der Unterthan irgend eines weltlichen Herrn zu ſeyn; " rief der Zweite. „Wagt es nicht dieſes geweihte Zeichen zu beſchimpfen, und zittert vor der Rache des heiligen Bundes!" —

Mitleidig wandte ſich der Fürſt noch einmal zurück. „Aufruhrprediger und Du unmündiger, verwahrloſeter Knabe! Kennt Ihr den Leuen, deſſen Gebrüll in Euren Sandwüſten jedes Menſchenherz erbeben macht, ſey es Ritter oder Hirt? Kennt Ihr den Heldenvater, der den Löwen zwang und ihn mit ſich führte am Leitſeil wie einen demüthigen Hund? Den Urenkel des Löwenfängers ſeht Ihr vor Euch, und Ihr wähnet, er könne das Gezücht der Füchſe und Schlangen fürchten? Obriſt! Laßt die eigenen Glocken ihres ſtolzen Doms die Muſik machen zu dem letzten Tanze dieſer Hochmüthigen! Hinab zum Tode mit ihnen, denn ihr Trotz zertritt jedes Fünkchen des Mitleids." —

Schnell entfernte er ſich durch die Pforte, welche zum Innern des Hauſes führte, und ſeine gereizten Vaſallen vollführten mit blutgieriger Haſt, was der Herr geboten.

Der einzelne Mord mitten in einer Stadt, aus Raubluſt oder in trunkener Leidenſchaftlichkeit g ın, erſchüttert ſchon das Gemüth des ſtillen Bürgers; ie mußte das blutige Schauſpiel, welches jetzt begann, auf die Tauſende wirken, die wehrlos und verzagt ſtumme Zuſchauer der fürchterlichen Rache werden mußten, welche Willkühr und Fürſtengrimm vollführen ließ! Herab führen ſah man gleich gemeinen Dieben die Vornehmſten

und Reichſten der Stadt zu dem Sandboden auf dem Marktplatze. Alle knieten nieder und der Magiſter Henricus betete laut für Alle. Dann ſchleppte man ſie einzeln zu dem Steinblocke, auf dem das Gebetbuch des wahrſagenden Meiſters Xyriacus gelegen, wenn der Fromme ſeine Geſellen zur Morgenandacht vor der gefährlichen Tagesarbeit verſammelte. Als das Haupt des Conſuls zuerſt fiel unter dem Beile des Nachrichters, entſtand plötzlich in der Grabesſtille ein wildes Geſchrei des Volks und eine heftige toſende Bewegung gegen die Mitte des Marktes; aber die bärtigen Reiter klirrten bedeutſam mit den Schwertern, und ließen die Streithengſte ſtampfen und ſich dichter ſchließen, und die alte Erſtarrung des Entſetzens kam über das Volk zurück, die Verſteinerung des Meduſenhauptes, als jetzt die Feldtrompeten ſchmetterten, indeß ein Hellebardirer den zuckenden Kopf auf ſeine Partiſane pflanzte, und den langen Schaft in den Boden ſtieß Der Magiſter Civium trat dann auf den Blutplatz und erlitt die gleiche Schmach; nach ihm Alle die, welche bei der Bürger-Verſammlung auf Löwenrode zugegen geweſen und ſchon genannt wurden, mit ihnen zuletzt auch die gefangenen Ordensverwandten und der Leibeigene. Als acht und dreißig Leichname am Boden lagen, acht und dreißig blutträufelnde Häupter vom hohen Speergatter ſchauerlich niederſahen auf den rothgefärbten Stein, da ſchloß die Scene ein donnernder Hurrah-Ruf der rohen Kriegsmänner; „Gleichen Richtertod allen Verräthern und Rebellen!“ rief die weittönende Schreckensſtimme des

befehlenden Obriſten, und ſchüchterte jedes Wort des Unwillens und der Trauer von den Lippen der Bürger tief in die verſchloſſene Bruſt hinunter. — —

8.

Doch der ſchwarze Geiſt dieſes Tages war noch nicht ganz verſöhnt; die große, an das Licht getretene öffentliche Untreue des Verſtandes und der Ehrſucht hatte ihre Strafe gelitten und Jammer und Trauer in die meiſten Familien gebracht; die geheime, verſteckte Sünde, die ungeſehene Untreue des Herzens und der Liebe ſollte auch gebüßt ſeyn, ehe noch dieſe blutige Sonne hinter die Berge ſank.

Der nächtliche Lärm in der Stadt hatte auch das Daſſelſche Haus geweckt; da aber der Sohn mit dem Knechte lange ſchon gegenüber im Ordenshauſe Wohnung genommen, und Frau und Fräulein nur mit einer alten Magd beiſammen waren, ſo mußten ſie Unruhe und Sorge bezwingen, denn die durch die Straßen ſprengenden Reiter erlaubten der weiblichen Furcht keine Eröffnung des Hauſes, und die unbeſtimmten Nachrichten, die der Zwieſprach vom Fenſter aus mit gleichgeängſteten Nachbarsleuten ihnen zuführte, dienten nicht dazu die Aufregung ihrer Gemüther zu ſänftigen.

Juditha fühlte ſich vor Allen beunruhigt. Die Magd hatte ſie aus dem Schlafe gerufen; bei dem dü-

ſtern Lampenſchimmer der Nacht ſchien das Haus noch öder als ſonſt, draußen raſete Sturm am Himmel, dräuendes Menſchengetümmel auf Erden, ſie wußte ſich in einen gefährlichen, heimlichen Liebeshandel verſtrickt; der edle Mann, der ihr zugethan geweſen mit ächtem Freundesſinne, lag krank durch ihre Schuld, und die ſchönen Abende, die ſeine Geſellſchaft ſonſt beflügelt, waren arm geworden und langweilig, ſeit er ſich nicht ſehen laſſen. Für ein ungewiſſes, trügeriſches Glück hatte ſie den wohlthuenden, ſichern Beſitz hingegeben; Alles das wurde ihr klarer als je zuvor in den trägen ſchleichenden Stunden dieſer Schauernacht, und ihr ſchlummerndes Gewiſſen wachte auf, und vermehrte die Qualen der Ungewißheit. Beſondere Ereigniſſe mußten in der Stadt obwalten, und doch erſchien weder der Bruder noch der Geliebte zum Schutz der einſamen Frauen. Wäre Helmold von Steenbeck noch der Freund des Hauſes geweſen, längſt hätte er ſich gezeigt, das wußte ſie ja durch die Erfahrung, bei vorigem Feuerlärm oder Hagelſchlag oder ſonſtigen plötzlich ſchreckenden Ereigniſſen.

Mit ſolcherlei Gedanken ſich ſelbſt marternd lief ſie von Fenſter zu Fenſter, bis die Nacht in Dämmerung verſchmolz und dieſe dem Tageslichte endlich Raum machte. Der erſte Blick auf das Sanct Georgs Haus gegenüber brachte jetzt auch nichts Erfreuliches. Kein menſchlich Weſen zeigte ſich an den Fenſtern; der Geliebte fehlte zum gewohnten Morgengruß; dagegen ſtanden Pforte und Thor weit offen, und vor dem Hauſe lag ein todtes Roß, und hingeworfene Waffenſtücke, und zerbro-

chene Speere deuteten auf einen ſchweren Kampf, den der Platz geſehen. Die alte Magd mußte hinüber, nach dem Bruder zu forſchen, und ihn herzurufen. Die lahme Iris brachte nichts zurück, als die Nachricht, daß die Templer einen grimmen Streit mit der Bürgerſchaft gehabt und ſämmtlich mit ihrem Komthur in der Nacht die Stadt verlaſſen hätten. Bleich ſaß das Fräulein neben der ſcheltenden Mutter, deren Zorn den Wildfang von Sohn traf, weil er die Mutter vergeſſen und wieder ohne Abſchied, wie ſchon vormals, geſchieden war. Bange Stunden verliefen wiederum, und zu dem Groll der Frau Gertrudis miſchte ſich eben ſo herb, wenn auch wortlos, der Tochter Gram über den treulos geflohenen Herzensmann. —

Da tönte das Armenſünderglöcklein von der Kirche her; vom Markte herab ſtrömende Menſchenhaufen ſchrien Zeter, und einzelne Worte, die zu dem Mädchen herauf ſchallten, deuteten auf etwas Ungeheures, und die Horchende hörte Namen nennen, welche ihr die liebſten geweſen im Leben. Die namenloſe Angſt ihres gepreßten Herzens nahm ihr die Beſinnung, ſie konnte nicht länger bleiben in den beengenden Wänden, unbemerkt entſchlüpfte ſie der Mutter, eilte durch Hof und Thorweg hinaus, und wagte, Sitte und Jungfrauenzucht vergeſſend, ſich in das Gewühl der menſchenvollen Gaſſen. Sie kam zum Marktplatze, aber dichter, undurchdringlicher ward hier das Gewühl; unverzagt drückte ſie ſich langſam vorwärts; Keiner ſchien ſie zu beachten, Jeder war mit wichtigern Gegenſtänden beſchäftiget.

Jetzt hatte ſie ſich bis zur Mitte des Platzes vorgeſchoben, durch eine Lücke der in Erſtarrung Gaffenden trat ſie hinaus und — — das Gräßlichſte, was ihrem Auge je im Leben erſcheinen konnte, ſtand vor ihr da. Auf dem nächſten Speere blutete noch der warme Kopf des Bruders, dicht daneben ſchauete des ſchönen Thiedericus bleiches Haupt in ſchmerzlicher Verzerrung der geliebten Züge zu ihr hernieder. Sie wähnte, ein böſer Traum äffe ſie, und drückte die Augenlieder feſt zu; als ſie aber zum zweiten Male die Augen aufſchlug, das Schreckensbild noch auf derſelben Stelle dräuete, da that ſie einen gellenden Schrei und ſank ſinnlos mitten im Volke nieder. —

Mitleidige Bürger hatten die Unglückliche aufgehoben und in das nächſte Haus getragen. Als ſie auf einem weichen Bett ſich wieder fühlte und ihr Bewußtſeyn zurückkam, ſah ſie eine Magd mit ihrer Erweckung beſchäftigt, und eine junge Edle mit angenehmen, bekannten Geſichtszügen ſaß neben ihr, drehete einen Roſenkranz von Korallen zwiſchen den weißen Fingern, und hatte mitleidig und ſchmerzlich die getrübten großen Augen auf ſie geheftet.

„Hole Wein, Henrica;“ ſagte die Sitzende zu der Magd; „die Kranke bedarf der Stärkung!“ und die Magd verließ ſogleich gehorſam das Kloſett.

„Wo bin ich? Und was geſchah mit mir?“ fragte wild umherſehend die Erwachte, indem ſie ſich vom Bett empor hob.

Milde reichte ihr die Fremde die Hand, ſie aufzu-

richten, und jetzt erkannte ſie mit Erſtaunen in derſelben Domicilla, das Fräulein von Winthem.

„Armes Mädchen,“ redete die vermeinte Feindinn ſie an mit den ſanfteſten Tönen des Mitgefühls, „wie muß uns das Schickſal erſt jetzt in ſo harter Stunde zuſammen führen, uns, die wir doch ſchon längſt zuſammen gehört hätten! An Einem Tage haben wir das Liebſte verloren, und leer iſt die Welt für uns geworden, ſo leer, daß wir nur auf Drüben hoffen dürfen, und nur der ſeligmachende Glaube uns tröſten kann. Ja, Du allein wirſt mich verſtehen, wie ich Dich verſtehe, und willſt Du, ſo wollen wir von jetzt an nie mehr uns trennen, wollen weinen mitſammen, wollen beten und das Gedächtniß der Verlorenen feiern, bis der Engel zum Wiederſehen hinüber winkt.“ —

Langſam ſtand Juditha auf, die ſtarren Augen feſt auf die ſchwärmende Rednerinn gerichtet.

„Wie meint Ihr das? Wovon ſprecht Ihr?“ fragte ſie mit irren Mienen.

„Seyd Ihr denn nicht das Fräulein von Winthem, Helmolds Braut, die Tochter der ſtolzen Frau Mechthildis?“ —

„Mutter Mechthild büßt ſchon in harten Krämpfen des Schreckens!“ jammerte Domicilla. „O wären dieſe harten Mütter nicht zwiſchen uns getreten, wie glücklich hätten wir alle ſeyn mögen! Ja, ſtaune mich nicht ſo an, Du geliebte Schweſter; ich wußte ja Alles, kannte die Liebe des ehrlichen Helmold zu Dir, und hoffte der Kluge würde ſeine Feſſeln zu löſen wiſſen

ohne Aufſehen, und mich zugleich frei machen, denn ich liebte ja Deinen Bruder Herrmann mit erſter, unlöſchbarer Zuneigung. Nun iſt mein heißgeliebter Buhle in ſein eigen Verderben gerannt und als Schlachtopfer des Fürſtengrimms gefallen, und Dein Helmold liegt erſchlagen von den Schwertern der Templer, und unerweckbar iſt Dein Lieber ſo wie der Meine. O wir ſind beide ein Paar arme, unglückliche Mädchen!" —

„Helmold? Auch Er dahin, der Treue, Schuldloſe? Entſetzlich! und Er durch mich?" — ſo rief Judith a heftig und faßte ſich in das lange, losgegangene Flechtenhaar mit Wahnſinnsgeberden.

„Sie ſagen, er ſtarb einen ſchönen Ehrentod! Doch das iſt ein leidiger Troſt und erweckt ihn nicht!" entgegnete Domicilla, den lieblichen, frommen Madonnenkopf ſenkend und die Thränenaugen in das Tüchlein bergend. — Eine ſchwere, ſtille Pauſe unterbrach den ſchmerzlichen Zwieſprach. Judith a war in die Kniee geſunken, und hatte das Geſicht tief in die Decken des Bettes gedrückt; jetzt raffte ſie ſich mit Heftigkeit auf, ſtieß das Fräulein gewaltſam zurück, und ſtürmte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe. Domicilla rief ihr nach, flog ihr nach, ſchickte ihr nach, doch ſie war im Volke längſt verſchwunden. —

Am Abend zogen die Fiſcher weit unter der Stadt den ſchönen Leichnam der Unglücklichen aus den trüben, unheimlichen Wogen des Leineſtromes. — — —

Wie eine Niobe ſteinern, ſtumm und klagelos ſaß Mutter Gertrudis drei Tage lang zwiſchen den Särgen

ihrer Kinder, und wollte die Opfer ihrer weiblichen Rachſucht nicht von ſich laſſen. Gewaltſam mußte man ſie von ihnen trennen, aber der Augenblick, wo man die Leichen ſtill und im Abenddunkel forttrug, wurde auch der letzte ihres geiſtigen Lebens, und ſie ſtarb nach Jahren erſt in dem Irrenkämmerchen des Kloſters der barmherzigen Beginen-Schweſtern. — —

Die Entſcheidung bei Hochkirch.

Eine Erzählung aus dem ſiebenjährigen Kriege

von Friederike Lohmann.

Als zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges die braven ſächſiſchen Truppen im Lager bei Pirna entwaffnet wurden, die Soldaten gezwungen in die Reihen ihrer Feinde traten, die Offiziere aber ihr Ehrenwort geben mußten, nicht gegen Friedrich zu dienen, kehrte der Hauptmann von Piſtor nach Dresden zurück, das er voll trüber Ahnung verlaſſen hatte, um in jenem Felslager ein entmuthigendes Schickſal zu erwarten. Es gab in der entwaffneten Armee mehrere Individuen, die das gegebene Wort zu brechen nicht für ehrlos hielten; er beneidete ſie um ihre Ueberzeugung, aber er konnte ſie nicht theilen, und ſeine ehrwürdige Mutter gab ihm Recht. Er beſchloß alſo, die Welt, die ihn jetzt ſchwer verletzte, bei den Wiſſenſchaften zu vergeſſen, und ſein mäßiges Vermögen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu mehren, bis er den früheren Beruf wieder ergreifen dürfe. Nachdem dieſe Hoffnungen in ſeiner Seele Wur-

zel gefaßt hatten, ſchloß ſich ſeinen Träumen eine noch ſchönere auf, der ruhige Beſitz der Geliebten, mit der ihn eine frühe Jugendneigung verband. Mariane Ellinger war die Geſpielin ſeiner verſtorbenen Schweſter, und ſchien von jeher gleichſam das dritte Kind der Frau von Piſtor, ſie hatte keine Mutter, die alte Frau bald keine Tochter mehr, und das innige Verhältniß ward noch inniger durch Marianens und Leos Liebe. Anſpruchslos in ihrer Erſcheinung, eine kleine gekrümmte Geſtalt mit einer leiſen ſchüchternen Stimme, fremd in der Welt, aber Freundin aller Menſchen, waltete Frau von Piſtor wie ein guter Geiſt in ihrem Kreiſe, und es ward den Liebenden leicht ſich ihr zu vertrauen, weil nie eine Mutter mehr verſtand, die Gefühle der Jugend zu würdigen. Vor Marianens Vater blieb dagegen das Bündniß noch unter ſeiner Hülle; er hätte die Tochter errathen müſſen, um ihr Herz zu öffnen, doch obgleich Piſtor bis zum Ausmarſch der Truppen ein gerngeſehener Gaſt in ſeinem Hauſe war, obgleich die luſtige Mariane nach Leos Abreiſe ſehr traurig wurde, und vier andere Augen tief in ihre Bruſt ſchaueten, ſchien der ſorgenvolle Geſchäftsmann blind für ihre Gefühle.

Auf einem wichtigen Poſten, als Haupteinnehmer öffentlicher Gelder, ſtand der * * Rath Ellinger ſeiner gediegenen Rechtlichkeit wegen in großer Achtung, ſowohl bei ſeinem Landesherrn, als ſeinen Mitbürgern. Sein Charakter hatte etwas Finſteres, man näherte ſich ihm mit einiger Scheu, that aber Unrecht daran, denn er zeigte denen, die ſich von dieſer Außenſeite nicht ſchrek-

ken ließen, nicht blos unbeſtechliche Gerechtigkeit, ſondern auch Milde. Seine Kinder liebte er ſehr, bewies es jedoch mehr durch Thaten als Worte oder Liebkoſungen. Aeußerungen der Zärtlichkeit, Lobſprüche, wurden ihnen nur ſelten, deshalb hatte ein Lächeln über Marianens muntre Einfälle, eine häusliche Stunde, die er ihr und ihren kleinen Schweſtern ſchenkte, doppelten Werth. Was er ſprach, war ohne Schmuck, ohne Wendungen, was er wollte, dabei blieb es unabänderlich, da es keine verdeckte Schwäche gab, die man gegen ihn brauchen konnte, und die Liebe der Kinder nicht ganz frei von Furcht war. Seit der preußiſchen Beſitznahme vertieften ſich die Furchen auf ſeinem Geſicht, ſeine Laune ward mürriſch — wenn er ſich gegen den König ausſprach, von den feindlichen Autoritäten redete, geſchah es mit Bitterkeit, mit eben ſo großem Haß gegen den Feind, als offner Anhänglichkeit gegen ſein Herrſcherhaus; die Nothwendigkeit des Verkehrs mit der neuen Regierung, der Verdruß, ſeine Einnahmen in ihren Schatz fließen zu ſehen, verfolgten ihn in ſein Haus, er ſah alles mit andern Augen an, tadelte öfter, oder ſprach gar nicht, und ſah mit finſtern Blicken umher, daß die luſtigen Stimmen der kleinen Mädchen bis zum Flüſtern gedämpft wurden. Indeſſen blieb Marianens Leben, trotz dieſer Wolken, ziemlich ungetrübt, ſo lange ſie ſich über die bedenkliche Lage der Sachſen, im Pirnaiſchen Lager täuſchen konnte. Die Tugend hat einen Schatz von gutem Muth, ob ſie auch immer daraus ſchöpft, er verſiegt nicht; Marianen beſonders war ein reiches

Erbe davon zu Theil geworden. Ernſt und unzugänglich war ihr Vater von jeher geweſen, ſo lange ſie denken konnte, bemühte ſie ſich mit abwechſelndem Erfolge, ihn durch ihre Heiterkeit zu zerſtreuen; jetzt fühlte ſie die Nothwendigkeit doppelt, nicht auch ein trübes Geſicht zu haben. War er einmal hart und unfreundlich gegen ſie, oder die Kinder, ſo hütete ſie ſich, Empfindlichkeit zu zeigen, ſie wußte, er danke ihr im Stillen das ruhige Ertragen, werde aber durch Widerſpruch und Leidenſchaftlichkeit zu einem Zorn gereizt, den ſie fürchtete. Nur gegen Eine Perſon des kleinen Haushalts litt dies eine Ausnahme. Seit Mariane lebte, war eine betagte Jungfer in der Familie, Anfangs als Gehülfin der kränkelnden Frau, nach ihrem Tode als Pflegerin der Kinder. Mit Mutterliebe hatte Juſtine die Mädchen erzogen, ihre Geſundheit gehütet, ſie in Krankheiten bewacht, die tauſend kleinen und großen Opfer gebracht, die des Kindes Hülfloſigkeit von hingebender Treue empfangen muß. Ellinger ſchätzte dies Verdienſt nach ſeinem ganzen Werthe. Er war gegen Niemand nachſichtiger, gefälliger als gegen Juſtinen, und achtete ihr Wirken ſo hoch, daß er ihren Mangel an Bildung, ihren Eigenſinn, ihre Alterſchwäche freundlich ertrug, ſogar heftige Vorwürfe geduldig anhörte, wenn er etwas ihr Mißfälliges gethan, etwas ohne ſie über die Kinder beſchloſſen, oder ihnen, nach Juſtinens Begriffen, weh gethan hatte. Ich kann ſie — ſagte er oft — für die ſchlafloſen Nächte und die hingeopferte Ruhe ihres Alters nicht belohnen, kann es ihr nicht be-

zahlen, daß meine Kinder geſund an Seel und Leib heranwachſen; ſie bedarf nichts, als die Freiheit ſich auszuſprechen, und die ſoll ſie haben, ſo lange ſie lebt, mag ſie reden wie und was ſie will. Nach dieſem Grundſatz durfte Juſtine den Hausherrn freimüthig tadeln, wo es außer ihr keine Stimme gewagt hätte, ſie würde es aber auch ohne ſeine Erlaubniß gethan haben. Keine Rückſicht hatte jemals ihren Mund verſchloſſen, wo ihr Herz voll war, ſie kannte weder Furcht noch Bedenklichkeit, wenn der Fluß der Rede über die Zunge ſtrömte. — Dazu — meinte ſie, habe uns Gott die Sprache gegeben, als Vorzug vor der unvernünftigen Creatur, daß wir einander ermahnten, und nicht abließen, in den Irrenden hinein zu reden, bis er der Wahrheit die Ehre gäbe, möge auch, was er irrt, uns ſelbſt nicht brennen noch verwunden. — Und die Männer — dachte ſie, die hochmüthigen Männer müſſen und ſollen uns wenigſtens hören; ſie haben Degen und Federn, und Uebermacht von Kindheit an, wir aber haben Zungen, die wollen wir denn brauchen, und uns nicht fürchten, mögen ſie ſich noch ſo wild geberden! — Durch ein dunkles Gefühl geleitet, ſagte ſie indeſſen dem Herrn ihre Wahrheiten nur unter vier Augen, aber wenn ihr Herz ſolcher Erleichterung bedurfte, ſchien Einer ihrer vornehmſten Lebenstriebe gehemmt, und ſie umſchlich ihn in großer Unruhe, bis es gelang, ihn in der Einſamkeit zu überraſchen.

Juſtine hatte das vier und ſiebenzigſte Jahr zurückgelegt, aber es fehlte ihr nicht an Kraft und Rüſtigkeit.

Sie war früh am Morgen auf, im netten Anzuge, mit Contuſch und Rock vom feinſten Zitz, zierliche klappende Pantöffelchen an den Füßen, eine ſtattliche Dormeuſe über dem grauen, gepuderten Haar. Ihre ſchwarzen Augen blickten friſch und lebhaft über eine gekrümmte Naſe hin, ſie drangen nicht mehr in die Ferne, waren aber in gehöriger Nähe nicht leicht zu täuſchen. Sie gab oft Winke, wie ſie in ihrer Jugend ein ſehr hübſches Mädchen geweſen ſey, die Kinder konnten ſich das nicht denken; das vorlaute Lottchen zupfte Marianen bei ſolcher Erzählung, und flüſterte ihr zu: Glaubſt Du das, Marianchen? ich nicht. Die gute Juſtine ſieht doch leibhaftig aus, wie Hofmarſchalls alter Papagei. — Mariane fand heimlich den Vergleich treffend, gab aber Lottchen einen ernſten Verweis, und nun verzog das Kind keine Miene wieder. — Galt es, die Nachläſſigkeit der Dienerſchaft zu verbeſſern, Flecken vom Fußboden zu tilgen, Spinngewebe zu vernichten, oder das blanke Geräth ſpiegelhell zu machen, ſo beſchämte Juſtinens Hand noch immer das jüngſte Mädchen, und ſie war hoch verwundert, wenn ſie eine verlorne Maſche am Strumpf nicht wieder finden konnte, wenn Mariane ſie ſuchen mußte. Der enge Bezirk des Hauſes war ihre Welt, ſeit vier Jahren kam ihr Fuß nicht mehr auf die Straße, es wäre ihr eben ſo möglich geweſen, ſich zu einer Reiſe nach Rom, als zu einem Gange über die Brücke zu entſchließen, die ſie aus ihrem Fenſter ſah.

Doch, ſo lange wir leben, macht die Welt ihre Rechte über uns geltend, auch Juſtine wurde durch die

Kriegsereigniſſe noch einmal zur Theilnahme an Welthändeln aufgeregt. Sie war eine Preußin und ſtolz auf ihren König, der zwar vielen weh that, an Marianens Thränen, an Piſtors Gefahr Schuld hatte, aber dennoch, ſelbſt in dem gedrückten Lande bewundert, ja angebetet ward. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte ſie in Wuſtrau auf dem Schloſſe gedient, wo der General Ziethen geboren wurde, und war ſeine Wärterin geweſen. Der kräftige Knabe hing ſehr an ihr, der reifende Mann vergaß das nicht, er fand ſie nach vielen Jahren in Spandau wieder, als er ſchon in den Reihen der Krieger ſtand, und beſchenkte ſie mit einer gehenkelten Goldmünze, die ſie noch jetzt um den Hals trug. Später, ehe das Schickſal ſie zu Ellingers führte, war ſie noch einmal von ihm aufgeſucht worden; der ſtattliche Huſarenoffizier, der ſich mit ſeiner hohen Pelzmütze unter der niedern Thüre bücken mußte, blieb, zur Verwunderung der Nachbarn, eine volle Stunde bei Juſtinen, ließ ſich von ihr Anekdoten aus ſeinen früheſten Jahren erzählen, und als er ſchied, und ſie ihm lange mit Thränen nachſah, hatte er zwanzig Louisdor unter ihr Nähzeug geſchoben. Die gute Alte hatte ihr Leben nur für Andere gelebt, die Sterne ihres Daſeyns waren die Kinder, die ſie heraufgezogen, die Menſchen, denen ſie gedient hatte; des vornehmen Kriegsmanns Dankbarkeit glühte am hellſten in ihr Alter hinein, ſie konnte anfangs kaum glauben, daß er General, ein Liebling ſeines Königs ſey, als ſie es glauben mußte, weinte ſie vor Freuden, und ſonnte ſich ſichtbar in ſeinen Strahlen. Ich bin nur ein ſchlech-

tes altes Mädchen, ſagte ſie, aber wenn ich den Junker Joachim nicht ſo treu gepflegt hätte, wäre er vielleicht jetzt kein großer General, und unſer König hätte keinen Ziethen. Niemand weiß, was für kleine Tropfen ins Waſſer fließen, ehe es ein breiter Strom wird. Kinderwärterinnen, ſage ich, ſind wichtiger in der Welt, als man glaubt. Die großthuenden Mannsperſonen ſehen uns über die Achſel an, aber ich ſage: „Bedenkt nur, daß Ihr einmal hülflos waret, und Eure geraden Gliedmaßen nächſt Gott Eurer Wärterin dankt.“ Mein General, ſegne ihn Gott, hat das immer erkannt.

Juſtine wurde nun die eifrigſte Zeitungsleſerin im Hauſe. Früher gab es für ſie keine Lektüre, als das Geſangbuch und den Calender, deshalb ging das Leſen ſchwer von Statten, beſonders die Kriegs-Berichte mit den vielen bedenklichen Namen und Ausdrücken. Mariane und Lottchen machten alſo die Vorleſerinnen, zögerten ſie aber einmal zu lange, ſo ſaß die Alte mit der Brille vor dem Blatte, verfolgte die Zeilen mit dem Finger, und bewegte buchſtabirend die Lippen, ein Anblick, über welchen die kleine Luiſe mit ſtolzer Ueberhebung lächelte. Größeres Vergnügen gaben ihr mündliche Kriegsberichte. Ein alter Bürger, ihr Gevatter, König Friedrichs warmer Anhänger, kam faſt täglich, brachte ein gutes Priſchen in ihre Doſe und eine Menge wahrer und falſcher Nachrichten. Da jedoch Juſtine eben ſo gut ſächſiſch als preußiſch geſinnt war, that ihr dieſer Enthuſiaſt oft nicht minder weh, als Ellinger, beſonders wenn er die Gefangennehmung der Truppen

vorherſagte, denen ſie, um Piſtors willen, einen ehrenvollen Abzug wünſchte.

Außer dem Hauptmann beſuchte noch ein anderer junger Mann das Haus, der Calculator Börner, der unter Ellinger bei der Caſſe arbeitete. Seine lange Geſtalt hatte etwas Steifes, Ungelenkes, ſein ſchmales blaſſes Geſicht empfahl nur der durchdringend kluge Blick, dagegen ſtieß ein Zug von Satyre, der auch in ſeinem Geſpräche der Grundton war, Manchen zurück. Ellinger kannte ihn lange, hatte ihm viel Dienſte geleiſtet, eben ſo viele Beweiſe des Dankes erhalten, und glaubte ſeinen Charakter vollkommen erforſcht zu haben. Der ſpielende Witz, der Börnern zu Gebote ſtand, erheiterte die Abendſtunden ſeines älteren Freundes, aber er war nicht weniger bereit zu ernſter Unterhaltung; es gab kein Fach, in welchem er ſich nicht mit Leichtigkeit bewegte, er konnte Alles mit großer Beredtſamkeit vertheidigen, wußte ſelbſt Scheingründe ſiegreich ins Feld zu ſtellen, blieb keiner Frage eine Antwort ſchuldig, und verſtand doch zu rechter Zeit, der Meinung Anderer zu weichen. In ſeinem Weſen war nichts Jugendliches, er gefiel daher mehr den Alten, als ſeines Gleichen, mehr den Vätern, als ihren Töchtern. Doch hörte Mariane ihm gern zu, lachte über ſeinen treffenden Witz, und vermißte ihn, wenn er ausblieb, weil der Vater ihn ſo lieb hatte. Juſtine konnte ihn nicht leiden, eben ſo offen wie ſie den Hauptmann begünſtigte, zeigte ſie ſich

als Börners Widerſacherin. „Das weiß ich nicht,“ ſagte ſie zu Marianen, „was der Vater an dem hat. — Meine Augen ſind die ſchlechteſten im ganzen Hauſe, den Wolf im Schafspelz werden ſie doch gewahr. Und ich merke noch was, das Andere nicht merken. Ich bin ihm auch ein Dorn im Auge, ja, mir zur Kränkung trägt er allemal die ganze Straße an den Füßen mit herauf, und beſchmutzt mir den gebürſteten Teppich.“

„Glaube das nicht, Juſtine,“ ſagte Mariane, „Börner ſcheint nicht viel auf Zierlichkeit zu halten.“

„Das iſt wahr,“ erwiederte die Alte. „Weiß er doch nicht, wie er die langen Glieder tragen ſoll, ſeine Kleider ſtehen ihm an, als gehörten ſie jemand Anderem, ſein Jabot und ſeine Manſchetten ſind vergelbt und zerknittert, daß es mir in den Fingern zuckt, ſie unter die Platte zu nehmen. — Der Hauptmann iſt ein ganz anderer Mann. Ich habe mich immer gefreut, wenn er ſo freundlich mit mir war, als hätte er mir Großes zu danken. Er glaubt vielleicht nicht, wie die alte Juſtine ſein Glück wünſcht. Du darfſt nicht roth werden, Marianchen, was ich weiß, weiß ich lange, und niemand ſoll es erfahren.“

„Ach, Juſtine,“ ſeufzte das Mädchen, „es geht den Sachſen traurig im Lager. Ich zittre, daß ſie gefangen werden, und zittre noch mehr, wenn ſie ſich durchſchlagen. Wer weiß, ob wir Piſtor wieder ſehen.“

Dieſe Beſorgniſſe wurden endlich entſchieden, die Liebenden ſahen ſich wieder, ſahen ſich faſt täglich, da Mariane viel bei Frau von Piſtor, Leo öfter als ſonſt

in Ellingers Hauſe war. Gleiche Kränkung drückte beide Männer, Piſtor trug indeſſen ſein Schickſal ruhiger, er arbeitete viel, indem er unter fremdem Namen über hiſtoriſche und kriegswiſſenſchaftliche Gegenſtände ſchrieb — eine neue Thätigkeit, die ſeinen Geiſt von der Gegenwart abzog, da hingegen Ellingers Geſchäfte fortwährend mit ſeinem Verdruß zuſammenhingen. Je mehr indeſſen Leo die Stunden in Marianens Familienkreiſe als wirkſamen Troſt empfand, je größres Bedürfniß wurde es ihm, ſeine Liebe von ihrem Vater gebilligt zu ſehen. Sobald er alſo den erſten günſtigen Erfolg ſeiner Thätigkeit erntete, beſchloß er mit Ellinger zu ſprechen. Marianen erſchreckte und überraſchte der Gedanke, ſie war nicht ganz ohne Furcht vor dem entſcheidenden Schritt; ſeit ſie Leo wieder hatte, ſeit er etwas ruhiger geworden war, ſchien ihr ihre Lage glücklich genug, um nichts daran verrücken zu wollen, und eben jetzt, da des Vaters Stimmung täglich finſterer wurde, da er oft um geringere Anläſſe hart ſeyn konnte, fehlte ihr der Muth, das Vertrauen zu ſeiner Güte. Leos offner männlicher Sinn kannte keine ſolche Bedenklichkeit, allein er ſah ihre Angſt, wollte ihr die peinliche Erwartung erſparen, und ging deshalb an einem Sommerabend, als Mariane auf einem nahen Weinberge war, zu dem alten Ellinger.

Juſtine hatte den Hauptmann kommen ſehen, ſie war gewohnt, daß er zum Abendeſſen blieb, und trat ihm verwundert in den Weg, als er nach einer halben Stunde, raſch mit glühendem Geſicht, an ihrer Thür

vorüber ging. Piſtor bedachte ſich einen Augenblick, dann ergriff er ſchnell ihre Hand und ſagte: „Liebe Juſtine, Sie haben Marianen erzogen, Sie ſind ihr Mutter geweſen, und wiſſen lange, wie ich ſie liebe. Eben habe ich ihren Vater um ihre Hand gebeten, bin aber ſo abgewieſen worden, daß mir keine Hoffnung bleibt, daß ich dies liebe Haus nicht mehr betreten kann. Sagen Sie das Marianen, liebe Juſtine, ſie weiß nichts von meinem Vorhaben, ſie wird jetzt mit meiner Mutter den ſchönen Abend genießen. Sagen Sie es ihr vorſichtig, erſetzen Sie ihr heute die Mutter. Ich werde ewig derſelbe ſeyn, auch ohne Ausſicht auf Glück!“

„Dem Alten will ich zuerſt die Wahrheit ſagen,“ unterbrach ihn Juſtine heftig, „jetzt gleich, ſonſt drückt es mir das Herz ab. Es iſt kein Auskommen mehr mit ihm, Roß und Mann fürchten ſich vor ſeinem grimmigen Geſichte, nur ich nicht; ich will ihn fragen, warum er des Kindes Glück ſtört. Er thut mir jetzt alle Tage gebranntes Herzeleid an, ich denke dann: rede Du, ſpotte Du, Du haſt Deine Sorgen und biſt am ſchlimmſten dran. Wenn er aber die Kinder angreift, bricht er mir das Herz, und da muß ich ihm ins Gewiſſen reden.“

„Thun Sie das nicht, liebe Juſtine,“ ſagte der Hauptmann, „es iſt vergebens, und Sie werden ſich eine üble Stunde bereiten.“

„Ei was! ich fürchte mich nicht,“ erwiederte ſie. „Was wahr iſt, muß ich ſagen, und wenn ich vor Kaiſer und König ſtünde, und wüßte, daß es mein Letztes wäre

es muß alles vom Herzen herunter. Wenn ein Stäubchen ins Auge kommt, da thränt es, und thränt, bis das Stäubchen weg iſt, und wenn ich ein Unrecht ſehe, hat meine Zunge nicht Ruhe, bis ſie es ausgeredet hat. — Helfen wird es freilich nichts — nein — das weiß ich. Er iſt ein König Pharao, der ſein Herz verſtockte. Das darf mich aber nicht irren, ich thue, was ich nicht laſſen kann."

Der Hauptmann drückte Juſtinen ſtumm die Hand, wehrte ihre Begleitung ab, und ging. Männlicher Stolz hatte bisher ſeine Standhaftigkeit erhalten, aber als ihm an der Treppe die Kinder entgegen kamen, Luischen ſich an ihn hing, und ihn nicht loslaſſen wollte, Lottens Aehnlichkeit mit Marianen ihn lebhafter als je anſprach, da fühlte er ſeine Augen naß werden, küßte Beide wie ein ſcheidender Bruder, und ging ohne Lebensluſt und Hoffnung durch das Menſchengewühl in ſein einſames Haus zurück.

Juſtine ſah ihm nach, und ordnete in Gedanken den unendlichen Reichthum von Worten, deren keines verloren gehen ſollte. Dann ſchritt ſie glühend auf Ellingers Zimmer los. Er ſaß mit finſterm Geſicht am Tiſche, den Kopf in die Hand geſtützt, und warf einen Blick auf die Eintretende, der Jeden andern entmuthigt hätte. Juſtinen ſtörte er nicht, allein eine Unordnung im Zimmer, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit des windigen Bedienten brachte ſie doch aus ihrer Bahn. Mechaniſch fing ſie an, die herumliegenden Sachen wegzuräumen, bis ſie ſich auf einmal aus einer gebückten Stel-

lung aufrichtete, und mit bewegter Stimme ſagte: „Sie ſitzen da, als wäre nichts geſchehen, und haben doch das letzte Bischen Glück und Ruhe eben aus dem Hauſe gejagt. Was ſoll denn die arme Mariane für einen Mann freien, wenn der nicht gut genug iſt? Was iſt denn an dem Hauptmann zu tadeln?“

„Woher wiſſen Sie, was in meinem Zimmer verhandelt wird?“ fragte Ellinger ſcharf.

„Ei auf rechtlichem Wege gewiß,“ antwortete Juſtine. „Der Herr Hauptmann ſelbſt hat es mir geſagt, er weiß, wie mein Herz an den Kindern hängt, wie ich lange ſchon zu Gott bitte, er möge dies Liebesband ſegnen. Grüßen Sie Marianen, Sie ſind wie ihre Mutter! ſagte er. O! er hat Recht, an meinem Herzen ſoll ſie ſich ausweinen. Was lange vergeſſen und verſchmerzt iſt, wird auf einmal lebendig, ich fühle meine Jugend wieder, mit allem Kummer, den keine Seele getheilt hat. Da waren auch Dornen, die Menſchen gepflanzt hatten in ihrem Dünkel, und ſie zerriſſen mein Herz. Aber der Herr zählt die Thränen der Vergeſſenen, Verlaſſenen, die vielen, die ungeſehen fließen. Was ſoll denn Marianchen für einen beſſern Mann freien? Soll ſie auch einſam bleiben in der Welt, weil es die Menſchen beſſer verſtehen als der liebe Gott? Was kann denn eine Chriſtenſeele an dem Hauptmann ausſetzen?“

„Der Hauptmann iſt ohne Tadel,“ ſagte Ellinger, „aber meine Grundſätze verbieten ſeine Verbindung mit Marianen. Ich begreife wohl, daß Sie des Mädchens

Parthei halten, und gegen mich ungerecht ſeyn müſſen, ich muß mich ſogar darüber freuen, denn es beweiſet Ihre Liebe zu meiner Tochter. Auch werde ich keinen Verſuch machen, Ihr Urtheil zu berichtigen, nur überzeugen Sie ſich, daß hier nichts zu ändern iſt.“

„Mag das ſeyn,“ ſagte ſie, „ich will mein Herz ausſchütten. Grundſätze! das iſt ein vornehmer Ausdruck, ich nenne es Eigenſinn. Eigenſinn heißt es, wenn eine arme Frau auf ihrem Sinn beſteht; es iſt doch daſſelbe Ding, das die Männer Grundſatz tituliren. Solche Grundſätze haben ſie alle, Einer wie der Andere, die Weiber müſſen ſich ſchmiegen, opfern und entſagen, ihren Willen unterthan geben, ihre Neigungen bezwingen. Je wilder das Mannsgeſicht drein ſieht, je freundlicher ſollen ſie lachen, je härter er droht, je leiſer ſoll ſie ſchmeicheln und bitten. Wenn das unſer Loos iſt, ſo laßt uns wenigſtens der Liebe folgen, die das Schwere leicht macht, hindert keine glückliche Ehe, denn was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht trennen.“

„Schöpfen Sie Athem, Juſtine,“ ſagte Ellinger ſpöttiſch, „ich unterbreche Sie nicht. Sie wiſſen, daß ich an Ihren Ton gewöhnt bin.“

„Es hilft nichts,“ fuhr ſie fort, „Höflichkeit iſt gut, Wahrheit beſſer. Sie werden immer mürriſcher und härter. Was mich ſelbſt angeht, darüber will ich nicht klagen. Ich fühle es zwar, wenn meine Landsleute unbarmherzig geſchmäht werden, man hat doch auch ein Herz fürs Vaterland. Es kränkt mich auch, daß mein unſchuldiger Hang zur Ordnung und Reinlich-

keit beſpöttelt wird, und ich ſehe die ſtille Wuth genau, wenn ich wiſche oder räume, fegen und waſchen laſſe. Mochten Sie mit mir umgehen, wie Sie wollten, ſo lange Sie nur die liebe Jugend der Kinder ungetrübt ließen, ertrug ich es gern. Nun hat Ihr harter Sinn mein letztes Glück angegriffen. Wenn Mariane ſang, daß es durchs ganze Haus erſcholl, oder mit den Kleinen lachte und ſprang, als wäre ſie ſelbſt ein Kind, da konnte ich alle böſen Geſichter vergeſſen. Das iſt nun aus! Singen und Tanzen wird ihr vergehen.“

„Sind Sie fertig?“ fragte Ellinger aufſtehend, „meine Geduld iſt zu Ende. Es thut mir leid, aber ich werde niemals in Piſtors Verbindung mit Marianen willigen. Die Gründe ſoll ſie von mir ſelbſt hören.“

Juſtine war nach den letzten Worten von dem einzigen Feinde ihrer Beredtſamkeit überwältigt worden, Thränen erſtickten ihre Stimme, ſie weinte noch heftiger, als die ſchwache Hoffnung verſchwand, mit welcher ſie den Sturm auf Ellingers Herz begann. „Alles werden Sie mir nicht abſchlagen wollen,“ ſagte ſie ſchluchzend, „ich habe durch meine Mutterſorgen doch auch Theil an Ihren Kindern. Sie ſollen Marianen heute nichts ſagen, und nicht grilliger ausſehen als gewöhnlich, ich will erſt mit ihr reden; ich bin auch jung geweſen, und weiß, wie es ihr ums Herz iſt.“

Ellinger gewährte das gern, denn die Thränen der Alten waren ihm noch unangenehmer als ihr Geſchwätz. Als Juſtine die Thür öffnete, ſtand Börner dicht vor ihr, ſie glaubte, er ſähe mit Schadenfreude in ihre ver-

weinten Augen, und habe wohl Alles liſtig mit angehört. Deshalb konnte ſie eine höhniſche Anſpielung nicht unterdrücken, indem ſie ihn einzutreten nöthigte. Börner ſchien ſie nicht zu verſtehen, ſeine kalt lächelnde Miene blieb dieſelbe, ſeine Befliſſenheit, den Hausherrn zu unterhalten, war noch größer als ſonſt. Auch gelang dies der unermüdeten Geduld, mit welcher er den Gegenſtand des Geſprächs wechſelte, und einſylbige Antworten durch eigene Lebhaftigkeit erſetzte, die Wolken auf Ellingers Stirn wurden leichter, und der neue Verdruß wich in den Hintergrund.

Der Mond war ſchon aufgegangen, über den ſtillen Fluthen der Elbe ſchwamm ſein freundliches Silber, und ein luftiger Schleier legte ſich um die blauen Berge am Horizont, da Mariane mit einer Schaar junger Mädchen nach der Stadt zurückkehrte. Sie war fröhlich, im Nachgenuß des ſchönen Tages, ja es dünkte ihr, als könne ihre Bruſt kaum ſo viel Hohes und Herrliches faſſen, wie ihr heute in Gottes Natur zu Theil geworden war. Den Vater, die Kinder und Börner fand ſie ſchon bei Tiſche, ſetzte ſich und erzählte, nahm keinen Theil an dem Mahle, ſorgte aber mit liebenswürdiger Wirthlichkeit um ſo mehr für die Andern. Sie ward es nicht gewahr, daß ihr Vater bei ihren Scherzen, bei ihrer Freude, ſtiller und düſterer wurde, und wenn ſie auch zuweilen einem durchdringenden ſonderbaren Blicke von Börner begegnete, der heute kein Auge von ihr wandte, dachte ſie ſich doch nichts dabei. Nun verließ ſie der Gaſt, ſie ſagte dem

Vater gute Nacht, an jede ihrer Hände hing ſich eine Schweſter, und ſo ging der fröhliche Lauf nach Juſtinens Zimmer. „Mariane,“ ſagte Lottchen, „der Hauptmann war da, will er verreiſen? Er nahm Abſchied von uns, und — Du wirſt es nicht glauben — es kam mir vor, als ob er weinte.“

„Wunderliches Kind,“ erwiederte Mariane, „das werde ich Dir freilich nicht glauben. Solch ein Mann weint nicht, wie ich und Du. Ich denke, er würde ſelbſt den Abſchied von Ellingers Lottchen ſtandhaft ertragen.“

„Es iſt kein Menſch vor Thränen ſicher,“ ſagte Juſtine leiſe, „darüber darf man nicht ſpaßen.“

„Ach da haſt Du Recht, liebe Juſtine,“ antwortete Mariane, „ein einziger ernſtlicher Gedanke an ſolche Möglichkeit möchte mich wohl lange vor allem Muthwillen bewahren. Sollte ich jemals Thränen in Leos Augen ſehen, ſie würden mich mehr erſchüttern, als aller Jammer ſchwächerer Menſchen. Seine Kraft iſt ſo ſchön, ſie hat ſich in großer Kränkung bewährt; die Thränen eines ſolchen Mannes müßten ſchwere Bedeutung haben.“

Juſtine war ungewöhnlich ſtill, ſie brachte die Kinder zur Ruhe, und trat dann zögernd wieder ins Zimmer, voll Angſt vor dem nächſten Augenblick. Mariane ſah ſo glücklich, ſo lieblich aus, unter dem Schleier ihrer reichen aufgelöſten Haare, die ihre Hand ordnete, blickte ihr Auge wahrhaft ſelig in den hellen Mond, und wandte ſich jetzt freundlich nickend nach der alten Freun-

din. „Ich bin heute recht von Herzen froh geweſen,“ ſagte ſie, „ich muß Dir davon erzählen. Hundertmal dachte ich an Dich, und wünſchte, Du wäreſt einmal draußen in Gottes Welt, Du entbehrſt mehr als Du denkſt. Wenn meine Hoffnungen wahr werden, da ſollſt Du einmal in Ruhe unter ſchattigen Bäumen ſitzen, ganz nach Deiner Neigung, in ſolcher Luft, wie ſie Dir wohl thut, zwei Schritte von einem Gartenſtübchen, wo Du gleich dem kleinſten Zuge entwiſchen und das kleinſte Sonnenblickchen genießen kannſt. Nicht wahr, Herzens Juſtine, darauf darf ich mich freuen?“

„Ach Kind, Du brichſt mir das Herz,“ ſagte die Alte, „wir werden ſolches Glück nicht erleben.“

„Warum denn nicht?“ fragte das Mädchen, „Du biſt noch rüſtig, Du haſt Dich nur im Hauſe eingeſponnen wie ein Seidenwürmchen. Die liebe Mutter Piſtor war heute mitten unter uns jungen Mädchen, alle meine Freundinnen drängten ſich um die herrliche Frau und beneideten mich, weil ſie am traulichſten mit mir umging. Wie es dunkelte, faßte ſie meinen Arm, ſie hatte ſich den ganzen Tag uns hingegeben, unſere Luſt getheilt, es mochte ihr nun nach Sammlung verlangen — ſie führte mich an ihr Lieblingsplätzchen, unter einen großen Nußbaum, der gleich einem Familienvater die Arme über niederes Geſträuch und Gras und Blumen ausbreitete. Da ſaßen wir lange, die weite Ausſicht vor uns, Hand in Hand, ſtumm und glücklich. Es war alles voll abendlicher Ruhe. Der Bogen von Gold, der in Weſten die Wolken umſpann, ward klei-

ner und kleiner, ein ſanftes Dämmerlicht deckte die Ferne zu. Blauer Wald ſchloß ſich dunkel an hellgrünes Korn, am Rande des Buſches trieb die bunte Heerde, auf dem Elbſtrom zitterte der letzte Sonnenſtrahl. Ich könnte das Strömen und Fluthen ſtundenlang anſehen, ohne es müde zu werden, es bringt mir dunkle feierliche Gedanken, und führt ſie mit ſich fort, ehe ich ſie recht erkenne. Heute neigte ſich die Sonne in das kühle Bett, als wäre es ein wohlthätiges Leben, das nun Raſt fände, und das Rauſchen der Wogen klang mir wie ein Wiegenlied für die ganze müde Erde. Der lieben Mutter mochte es auch ſo ſeyn, denn als ſie endlich die Stille mit Worten unterbrach, ſah ich wohl, daß ſie den Abend ihres Lebens mit dem feierlichen Bilde vor uns verglich. Das Leben vergeht ſo ſchnell, ſagte ſie, ehe wir es wähnen, haben wir die Ausſicht hinter uns, der wir lange entgegen gingen, und der Mond geht da auf, wo noch vor kurzem alles im Sonnenlicht ſchwamm. Aber je tiefer der Abend ſinkt, je heller wird es in der Seele! Wie die Sinne ſtumpf werden für manches, was die Jugend reizt, öffnet ſich ein neuer Sinn den tauſend Wundern der Natur, was im Raſen blüht, was im Staube ſich freut, in Lüften ſchwebt, im Laube des Haines rauſcht, das redet lauter von Gottes Gegenwart, je näher wir dem Ziele ſind!“ —

„Sie ſprach dann von unſeren Hoffnungen, von Leos Glück, und wie ſie einen Traum habe, den ſie mir vertrauen möchte. Ihr kleines Gut bei Meißen, an waldigem Berge gelegen, der Wohnplatz ihrer Kindheit,

würde mehr Ertrag geben, wenn wir es ſelbſt bewohnten, Leo würde die Kränkung ſeiner Ehre in ländlicher Einſamkeit beſſer verſchmerzen, als hier, wo jeder Blick ihn daran mahnte, wenn auch nur durch mitfühlende Theilnahme. Sie fragte mich: ob ich die Stadt vergeſſen könne, ob ich eine kleine Wirthſchaft auf dem Lande führen wollte, bis der Krieg vorüber wäre, und Piſtor ſeine neue Laufbahn antreten könnte. Du denkſt ſchon, was ich antwortete! Wo Er iſt, und wo es ihr wohlgefällt, da bin ich glücklich. — So ſaßen wir denn und träumten ſüß! Sie ſchilderte mir Alles, die Wohnung, den Garten, den Berg, die Ausſicht, auch das kleine Stübchen mit Einem Fenſter, wo im Sommer meine Juſtine als Gaſt leben ſoll, von mir bedient und gepflegt. — Aber Du weinſt ja, und recht ernſtlich. Mein Gott, was iſt Dir denn wiederfahren?"

„Denke ich denn nur an mich?" rief Juſtine, „Dir, Du armes Kind, iſt ein Leid geſchehen, und jetzt mußt Du es von mir erfahren." Sie ſtand auf, ſchloß das erſchrokkene Mädchen in die Arme, und erzählte ihr Alles, oft von Thränen, oft von heftigen Klagen gegen den harten Vater unterbrochen. Mariane war ganz ſtumm, kein Wort ging über ihre Lippen, ſie lag bewegungslos an Juſtinens Bruſt, die ſie beſchwor, ſich auszuweinen, auszuſprechen: Worte und Thränen wären gleich dem Regen beim Gewitter, und nichts in der Welt ſo ängſtlich, als ſolches Schweigen. Aber Mariane hatte noch keinen klaren Gedanken, Juſtinens Heftigkeit that ihr nicht wohl, ſie bat nur mit leiſer Stimme: „Laß mich ganz ruhig, Du gute

treue Seele, wenn Du meine Mutter wäreſt, Du könnteſt jetzt nichts weiter für mich thun. Und geh zu Bette, ſey ſo gut! ich bleibe noch hier, wenn ich Dich nicht ſtöre.“

Juſtine legte ſich nieder, ſchlafen mochte ſie nicht, ſie lauſchte durch den Vorhang, und ſah Marianen noch nach Mitternacht am Fenſter ſitzen, den Kopf in die Hände geſtützt, ſie räusperte ſich, huſtete und machte mancherlei Geräuſch, immer in der Erwartung, das arme Mädchen ſollte Troſt im Geſpräch finden. Endlich war ſie doch eingeſchlummert, und nichts unterbrach die Ruhe der Nacht, als das einförmige Picken der Wanduhr. Es ſchlug Eins, der Mond war untergegangen, die Finſterniß ſchreckte Marianen aus ihren Gedanken auf. „Wie war Dein Licht ſo ſchön,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „nun iſt es todt! Süßes Glück der Hoffnung, Jugendmuth und Frohſinn, wollt ihr ſchon jetzt mich verlaſſen?“ — Leiſe auf den Zehen ſchleichend ging ſie ins Nebenzimmer, blickte wehmüthig auf die ſchlafenden Schweſtern, und ſuchte ihr Lager, zum erſtenmal ohne Erwartung des Schlummers.

Am andern Morgen war Marianens erſter Gedanke eine Erklärung mit ihrem Vater. Die Pflicht, ſich ſeinem Willen zu fügen, war ihr in den Kämpfen dieſer Nacht klar geworden, vorher aber wollte ſie verſuchen, ob Bitten und Thränen vielleicht ſein Herz rühren könnten. Ueber die Furcht, mit welcher ſie ihm ſeit langer

Zeit nahete, erhob ſie heute der Schmerz und das Gefühl, ſie handle für die heiligſte Angelegenheit ihres Lebens. Blaß und zitternd trat ſie zu ihm ins Zimmer, ſie hatte bedachtſam überlegt, was ſie ſagen wollte, doch der erſte Blick in ſein Geſicht änderte Alles. Mitleidig, ja zärtlich, wie ſie es ſich nie erinnerte, ſah er ſie an, und ſie lag in ſeinen ausgebreiteten Armen, und weinte heiße Thränen, die die überlegten Worte aus ihrem Gedächtniß wegwuſchen. „Es iſt mir leid, mein armes Kind, es iſt mir herzlich leid," ſagte er, „aber es kann nicht ſeyn! Ueberzeuge Dich, daß die Liebe die wahrſte iſt, die zu Deinem Beſten ſelbſt einen kurzen Schmerz für Dich wählt."

„Vater! lieber Vater!" ſagte Mariane, „es iſt das Glück meiner Jugend, die Hoffnung meines ganzen Lebens, was ich verlieren ſoll. Hören Sie meine Bitten! Verſchließen Sie mir Ihr Herz nicht! Um meiner Mutter willen flehe ich Sie an; wenn ſie noch bei uns wäre, würde ſie für mich ſprechen. Es iſt nicht möglich, daß Sie Leos Verdienſte verkennen, er iſt der beſte Mann, den je ein Mädchen wählte, ich liebe ihn, ſeit ich mich ſelbſt begreifen lernte, und werde ihn immer lieben. Vater! ich möchte Viel ſagen, und bin ſo arm an Worten, aber Angſt und Thränen ſprechen doch auch!"

„Mariane," erwiederte Ellinger mit verdüſtertem Geſicht, „Worte und Thränen können mir wohl ſchmerzlich weh thun, aber hier nichts ändern. Daß ich im funfzigſten Jahre anders über die Liebe denke als Du, begreift ſich leicht, weniger wirſt Du mir glauben, daß meine

Anſicht die rechte iſt. Leidenſchaft iſt vergänglich, ob ſie ſich gleich Unſterblichkeit zutraut, ein langer Lebensweg mit offenen Augen zeigt uns tauſend Beiſpiele davon. Haſt du Dich Jahrelang mit Hoffnungen genährt, ſo hätte ein offnes Geſtändniß gegen Deinen Vater Dich vor der gefährlichen Täuſchung bewahren können. Dem Mädchen vergebe ich die Heimlichkeit, dem Manne nicht, der das Mädchen zu gewinnen ſucht, ehe er weiß, ob ſie ihm angehören darf. Dieſen einzigen Fehler gegen mich ausgenommen, achte ich Piſtor hoch, es iſt nicht ſeine Perſönlichkeit, ſondern ſein Stand, ſeine Verhältniſſe, was Eure Verbindung trennt. Ein Adeliger, ein Offizier bekömmt keine meiner Töchter, das iſt mein Grundſatz. Eben jetzt ſpricht das Schickſal unſerer braven Armee laut für mich. Die Ehre, dies ſchimmernde Trugbild, das Einzige, was ſo viel Elend überſtrahlen muß, hindert dieſe Krieger, für ihren König gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu kämpfen; während der niedrige Soldat ſich den Feſſeln entreißt, und die Reihen der Preußen verläßt, wo er kann, muß der adelige Offizier müßig zuſehen, wie ſein Vaterland blutet. Und wenn er ſich waffnen darf, dann ſollte er lieber kein Weib zurücklaſſen, das ihm nachjammert, oder meine Tochter ſoll doch dies zitternde unglückliche Geſchöpf nicht ſeyn. Die Schlacht bei Prag hat eben jetzt tauſend troſtloſe Witwen gemacht. — Zudem iſt Piſtor arm, ſein kleines Vermögen kann heute oder morgen der Krieg verſchlingen, Nahrungsſorgen aber tödten Liebe und Frieden. Sagſt Du mir, daß er ar-

beitet und gewinnt, ſo entgegne ich Dir, wie eben Schriftſtellerei mir ein ſo unſicheres Fahrzeug ſcheint, um Weib und Kind einzuſchiffen, als das ſtolzere Kriegsſchiff.“

„Du haſt nun meine Gründe gehört, die war ich Dir ſchuldig, mein Wille iſt ganz feſt, und ich wünſche von nun an über dieſe Sache zu ſchweigen. Wenn ich todt bin, biſt Du frei, es läuft gegen meine Anſichten, die Freiheit meiner Kinder durch Gelübde zu binden. — Mein Tod alſo giebt Dir das Recht, die Verbindung anzuknüpfen, die jetzt gelöſt iſt.“ —

Dieſe Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf Marianen, ſie gelobte Gehorſam und Ergebung, ſie fragte jammernd, womit ſie ſolche Härte verdiene, und ſchwur, der väterliche Wille ſolle ihr heilig ſeyn, ſo lange ſie lebe. Das alles ſagte ſie ſo heftig und überſpannt, wie ſie niemals geſprochen hatte, ſelbſt der Vater fühlte ſich von ihrem Schmerz erſchüttert. Nachdem Beide etwas ruhiger geworden waren, kam noch ein ſchweres Räthſel zur Sprache. Wenn Piſtor Ellingers Haus mied, und die Ehre ihm gebot, Marianen nicht aufzuſuchen, ſollte ſie ſich auf immer von ſeiner Mutter verbannen, die alte Frau nicht mehr ſehen, ihr die Beſuche entziehen, die ſeit ſo vielen Jahren eine liebe Gewohnheit geworden waren? Ellinger wagte nicht, dieſe Frage nach ſeinem Wunſche zu entſcheiden, und Mariane mochte nicht verſprechen, was ihr zu halten unmöglich ſchien. War doch ſchon jetzt der einzige Troſt,

der in ihrer Seele dämmerte, das Wiederſehen der Mutter, die gemeinſchaftliche Klage! Daß eine leiſe Hoffnung auf fortdauerndes Bündniß mit dem Geliebten ſich in ihre Sehnſucht miſchte, geſtand ſie ſich ſelbſt nicht, und eben ſo wenig die Schwierigkeit, zwiſchen Pflicht und Liebe getheilt, auf ebener Bahn zu wandeln.

Das Schickſal erſparte ihr indeſſen die harte Probe. Auch Frau von Piſtor hatte mit ihrem Sohne eine traurige Nacht durchwacht und mit ihm gelitten, was ſie auf Erden nicht mehr zu leiden fürchtete. Sie ſah ſein Glück zerſtört, ſie wußte, er werde den Verluſt ertragen, aber niemals Erſatz finden. Wie ihr Lebensweg voll Sorgen geweſen war, hatte ſie auch oft erfahren, daß eine höhere Hand, gleichſam aus den Wolken reichend, das Unmögliche wirklich gemacht, das Aufgegebene zu Stande gebracht hatte; ſie bewahrte deshalb noch eine ſtille Hoffnung, doch die lag tief in ihrer Bruſt und gründete ſich nur auf Zeit und Glauben. Für dieſen Augenblick ſchien ihr Nichts rathſamer, als Ergebung, Unterwerfung unter den väterlichen Willen, und, um dies der armen Mariane zu erleichtern, Trennung der Liebenden. Sie ſchlug ihrem Sohne deshalb vor, das Gut bei Meißen zu beziehen, er willigte ein, ohne Ahnung, mit welchen ganz anderen Erwartungen ſie an jenem Abend mit Marianen an dieſen Aufenthalt gedacht hatte. Es wurde alles überlegt, alles geordnet, ein ſchwerer Tag ging langſam hin. Aber Piſtors blieben doch beneidenswerth gegen Ellinger und Marianen, ſie waren einig, trauerten mit einander, nahmen und ga-

den Troſt, jedes bekämpfte ſich ſelbſt, um dem Andern nicht weher zu thun. Leo war nicht blos ein unerſchrokkener Soldat, er beſaß auch die Tapferkeit der Seele, die den Mann ziert, ſeine Mutter dagegen wandelte im kindlichen Glauben durch Sturm und Sonnenſchein, und beide, ihrem Geſchlecht eigenthümliche Tugenden dienten jetzt vereinigt, ihnen über die rauheſte Strecke des Lebensweges zu helfen. Als Mariane nach zwei Tagen der Sehnſucht in ſpäter Abenddämmerung einen Beſuch wagte und Frau von Piſtor im Garten allein fand, wirkte ſchon die Nähe der alten Frau und ihre beruhigende Stimme wohlthätig auf ſie. Dieſem armen gedrückten Herzen glaubte die Mutter ihren heimlichen Hoffnungsſchatz zeigen zu müſſen, damit es einen Stern hätte, ſich zu laben. „Traue auf Gott, mein Kind," ſagte ſie, „was geſchehen ſoll, kann kein ſterblicher Wille ſtören. Thue jetzt, was Du mußt, ihm überlaß die Zukunft. Ach ich habe in dieſen Tagen viel um Euch Kinder gelitten. Wie aber mein Mutterherz liebt, ſo liebt doch auch Dein Vater, wenn er uns gleich ſchmerzlich kränkt. Daran laß uns denken! Bleibe ein gutes Kind! Bewahre Dein reines Gemüth vor Bitterkeit, laß Deine Liebe zu einem guten Manne der Engel ſeyn, der Deine Pflicht erleichtert!"

Einige Wochen waren noch zur Ordnung ihrer Angelegenheiten nöthig, dann verließen Piſtors die Stadt eben als die Schlacht bei Collin geſchlagen war. Ellinger war mit ihrem Entſchluß ſehr zufrieden, ſah Marianen ihre Traurigkeit väterlich nach, und hoffte eben

ſo feſt auf die Wirkungen der Zeit, wie die Matrone. Auch ſchien ſeine Erfahrung faſt Recht zu behalten, denn ehe die Weinleſe heran kam, hatte ſich Marianens Jugendmuth über den drückenden Gram erhoben, ſie konnte wieder lächeln, ſcherzen, mit den Kindern fröhlich ſeyn, ihr Geſicht hatte ſeine friſche Farbe wieder, ihr Gang ſeine raſche Lebendigkeit. Aber ſie hatte deshalb nicht vergeſſen; das harte Wort des Vaters war nur in den Hintergrund gerückt, von der Hoffnung Strahlen verdrängt. Briefe an Frau von Piſtor, denen ſie alles vertraute, was ſie dachte und that, Antworten von ihr, die ihr die Häuslichkeit ihrer Lieben bis zur Anſchauung mittheilten, machten ihr Glück.

Der Herbſt wich dem Winter, dieſer brachte trotz des Krieges viel geſellige Freuden, und ſo ſehr der Vater ſonſt ſolchen Zerſtreuungen abhold war, ſo ſehr ſie in dieſer Zeit gegen ſein Gefühl ſtreiten mochten, jetzt forderte er Marianen ſelbſt auf, Einladungen anzunehmen, machte ihr Geſchenke zum Ballſtaat, und war unzufrieden, wenn ſie wenig Intereſſe an Putz und Tanz nahm. Juſtine dachte anders. Als ſie Marianen zum erſten Balle kleiden half, ſprach ſie laut gegen die liſtige Verführung. „Laß Dich nicht blenden, Marianchen,“ ſagte ſie, „halte feſt an der Treu, denke an Deinen Liebſten. Das wäre mir ein Tauſch! Ei ſeht doch, wenn mir Einer aus klarem Eigenſinn einen braven Mann verweigert, und will es mit einem rothen Schlender bezahlen, mag er auch noch ſo ſchön mit todten Blumen und Flor und Tand angeputzt ſeyn. Der Herr

Börner iſt auch von der Parthie, höre ich. Der wird um Dich herumſchwänzeln, wie eine glatte Katze, gieb Acht, ich ſage es Dir. Seit der Hauptmann abgewieſen wurde, trägt er ſein gebücktes Haupt viel höher, der garſtige Horcher! Ich weiß, was er will, aber wenn Du das thuſt, wende ich mich im Grabe um."

„Was will er denn?" fragte Lottchen, „wohl gar Marianen? Das habe ich lange gedacht. — Die mag ihn nicht, und ich möchte ihn auch nicht."

„Schweig, Jungfer Vorlaut," ſchalt Juſtine. „Von ſolchen Sachen muß ein Mädchen wie Du noch gar nichts wiſſen. Zu unſerer Zeit ſchlugen wir die Augen nieder, wenn nur das Wort Heirath genannt wurde. Die Welt wird immer ſchlimmer."

Mariane ſagte nichts, aber ſie vergaß Juſtinens Bemerkung eben ſo wenig. Sie konnte es nicht leugnen, daß Börner ſich an ſie drängte, ihr auffallenden Vorzug bewies, ſie mit Blicken und Schmeicheleien, mit Gefälligkeiten aller Art verfolgte. Sonſt war ſie zu unbefangen, jetzt oft zu traurig geweſen, um viel darauf zu achten; zuweilen fand ſie ſich wohl von ſeiner Aufmerkſamkeit beläſtigt, doch das hielt ſie ſich nicht zu Gute, ſchrieb es auf ihre Verſtimmung, und zwang ſich zu doppelter Freundlichkeit. Juſtinens Warnung erſchreckte ſie, ſie dachte nach, und fand Urſach, ihr recht zu geben. Seit ihrem Unglück begegnete ſie oft einem ſeltſamen freudigen Blitz in Börners Augen, beſonders wenn Piſtors Name zufällig genannt wurde, oder irgend eine Wendung des Geſprächs ihr Herz traf, und das Blut ver-

rätheriſch in ihre Wange trieb. Schadenfreude, oder Haß gegen Piſtor malte ſich in dieſem Blicke. Einmal hatte er ſogar über das Mißgeſchick der Truppen geſpöttelt, und das höhnende Witzwort: „ſächſiſches Piquet“ gebraucht. Sie konnte das nicht ruhig hören, und erhob zitternd ihre Stimme, ihm zu ſagen, wie dies Erliegen der Armee keine Schande bringe, ſondern ihr langer Widerſtand in ſolcher Bedrängniß noch von ſpäten Zeiten geehrt werden würde. Ein Verweis von ihrem Vater, ſobald ſie allein waren, ſtrafte ihre Dreiſtigkeit. — „Du hatteſt nicht Unrecht,“ ſagte er, „aber es ziemt ſich nicht für ein junges Mädchen, es ziemte ſich am wenigſten für Dich, die Waffen im politiſchen Kampfe zu tragen, Du weißt, wie lieb mir Börner iſt, ein unbeſonnenes Wort darf ihm bei uns keine Unhöflichkeit zuziehen.“ — Alles das fiel Marianen jetzt aufs Herz. Sie wunderte ſich über ihre Blindheit, da ſelbſt Lottchen ſchärfer geſehen hatte, und von dieſem Augenblicke ward ihr der gleichgültige, oft beluſtigende Geſellſchafter faſt unerträglich.

Das Schickſal, das jetzt mit zermalmenden Schritten über ganz Europa ging, warf indeſſen einen ſeiner unerwarteten Sonnenblicke auf den ſchleichenden gebückten Börner. Ein entfernter Vetter ſtarb, und hinterließ ihm bedeutendes Gut, er ward auf einmal ein reicher Mann, vor dem ſich Viele neigten, deſſen Verſtand und Witz heller ſchimmerten, deſſen ſonſt als natürlich geachtete Schmiegſamkeit nur liebenswürdige Humanität, anſpruchsloſe Beſcheidenheit war. Wirklich über-

hob er ſich auch des neuen Vorzugs nicht, ja er nahm ein noch demüthigeres Weſen an, nur Marianen trat er immer näher, und wenn ſich gleich Ellinger der Veränderung durchaus nicht bewußt war, ſchien doch Börners Stellung gegen die Familie unwillkührlich etwas anders zu werden, ſeit das Glück ihn ſo ſehr begünſtigt hatte. Mariane glaubte eine ſchwarze Wolke über ihr Haupt herziehen zu ſehen, aber der Gehorſam, mit welchem ſie ihrem Glück entſagt hatte, dünkte ihr hier ein Frevel gegen ſich ſelbſt, und ſie beſchloß feſt und treu zu bleiben, möge es auch die härteſten Opfer koſten.

Ellinger ſah die wachſende Annäherung Börners mit ganz andern Gefühlen. Ihm konnte kein Schwiegerſohn willkommener ſeyn, nur des jungen Mannes Armuth hatte bis hieher ſolchen Gedanken entgegen geſtanden. Als daher Börner eines Abends, nachdem er den Nachmittag mit Ellinger gearbeitet hatte, ein augenblickliches Gehör forderte, und im Tone heißer Leidenſchaft, der ihm eigentlich fremd ſchien, um Marianens Beſitz bat, umarmte ihn der Vater ſehr gerührt, und erklärte, es werde ſein Alter beglücken, wenn Mariane in das gewünſchte Bündniß willigte. Er hielt es indeſſen für Pflicht, ſeinem jungen Freunde Marianens Herzensangelegenheit zu entdecken, und die Ungewißheit, wie weit ſie ſich über jene Hoffnungen beruhigt habe. — Börners Geſicht überflog bei der Erzählung derſelbe wunderliche Ausdruck, mit welchem er einſt Juſtinen an Ellingers Thür entgegentrat, und ihr zu dem Argwohne An-

laß gab, er habe ihre Unterredung mit ihrem Herrn gehört.

„Suchen Sie nur das Mädchen zu gewinnen," ſagte Ellinger. „Sie haben dazu meine volle Einwilligung, ich betrachte ſie gern als meinen Sohn. Sollte ſie noch an der erſten Liebe hängen, ſo wollen wir ihr Zeit laſſen, ohne deshalb unſern Wunſch aufzugeben. Daß ſie mich erfreuen wird, daß ſie wieder einen Lichtſtrahl auf mein verdunkeltes Leben werfen kann, will ich ihr ans Herz legen. Zwingen kann ich ſie nicht, jede Art des Zwanges, in welchem Gewande ſie erſchiene, wäre gegen mein Gefühl."

Die Thür eines Nebenzimmers war während dieſer Unterredung offen geweſen, hieher hatte ſich Lottchen mit Gellerts Fabeln geflüchtet, während Juſtine, durch einen Beſuch ihres Gevatters zerſtreut, ſie am Nähpulte nicht vermißte. Mitten in der anziehenden Lektüre hörte Lottchen Börners feurige Erklärung, ſie ſchlug das Buch zu, vergaß die kranke Frau ſammt dem Schneider, der eben zu ihrer Beluſtigung die Heilung vollzog, und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Wie ſie alles vernommen hatte und Börnern gehen hörte, ſchlich auch ſie hinaus, ſuchte Marianen überall, und trat endlich zu Juſtinen ins Zimmer. Da ſaß der Gevatter Neumann, und erzählte ſo lebhaft und anſchaulich, daß Juſtinens Hände im Schooße ruheten, ihr Auge, weitgeöffnet an ſeinem Munde hing, und des Mädchens Eintritt ſie wie aus einer andern Welt zu-

rück rief. Ein unwilliger Blick empfing Lottchen, die haſtig fragte: „Wo iſt denn Mariane?

„Ausgegangen;“ war die Antwort. „Und wo warſt denn Du?“

Der Gevatter, der ſich ungern unterbrechen ließ, überhob Lottchen der Antwort, indem er fortfuhr, die Verheerung von Küſtrin zu ſchildern, wozu er ſich der grellſten Farben bediente, beſonders entwarf er das Bild der fürchterlichen Coſacken, mit aller Uebertreibung einer rohen erhitzten Einbildungskraft. Dann ging er zur Stärkung ſeiner Zuhörerin auf den Ruhm des Königs Friedrich über, und die Begeiſterung, die dieſer Held damals ſo vielen Gemüthern einflößte, machte ſein unbedeutendes Geſicht lebendig und beſeelt. „Das iſt kein Wunder, wertheſte Gevatterin,“ rief er aus, „daß ſolch ein König ſolche Soldaten hat. Wie Sie mich hier ſehen — ich bin ein friedlicher Mann, aber wenn ich recht an ihn denke, ich glaube, ich könnte ſelbſt mit dreinſchlagen. Ueberlegen Sie nur die Schlacht bei Leuthen! Dreimal ſo ſchwach war er wie der Feind, bei ihm Mangel, bei jenem Ueberfluß, ſeine Leute hatte der Marſch erſchöpft, die Andern hatten Ruhe genoſſen. Das konnte alles nichts ausrichten gegen ſein Genie und ſeinen Blick. Angegriffen — und geſiegt. — Und die Sterbenden, als ſie am Boden lagen, riefen ihren Brüdern noch zu: Fechtet wie brave Preußen, an uns iſt nichts gelegen, wir ſterben für den König!“

Juſtine trocknete die Augen. „War denn mein General Ziethen auch dabei?“ fragte ſie. „Du lieber Gott,

hätte ich das denken ſollen, als ich ihn auf dem Arme trug. Aber ich ſagte oft: Junker Joachim — ſagte ich —"

„Er iſt überall dabei, wo der König iſt," unterbrach ſie Neumann, „dieſesmal hat er die Feinde bis Böhmen gejagt, 2000 Gefangene und 3000 Wagen erbeutet. Es ſind überhaupt nach meiner Berechnung" — —

„Junker Joachim ſagte ich," fiel ihm Juſtine wieder ins Wort, „wird einmal ein Offizier. Denn erſtens". —

„Mit Vergunſt, wertheſte Gevatterin," ſagte Neumann, „ich muß nun fort. Es hat ſieben Uhr geſchlagen. Noch ein Prischen, und eine ſchöne gute Nacht!" — Er ging, Lottchen ſaß ſtill im Winkel.

„Wo warſt Du denn?" fragte Juſtine noch einmal, „wer auf Dich achten ſoll, dem muß der Himmel Falkenaugen beſcheeren."

„Ich war in der grünen Stube," antwortete Lottchen kleinmüthig, „ich las ein Bischen, und dabei habe ich etwas erfahren, das Marianen angeht."

„Nun das gefällt mir nicht übel!" rief Juſtine, „leſen ſtatt zu arbeiten, und kundſchaften ſtatt zu leſen! Nun ſo laß doch hören, ich bin begierig."

„Es iſt etwas, wovon ein Mädchen wie ich, nicht reden darf," antwortete Lottchen ſchnippiſch, „ich denke aber, weil Mariane es wiſſen muß, und weil ich es doch einmal gehört habe, kann das heute nicht gelten. — Börner will Marianen heirathen, der Vater hat Ja geſagt, und wird die arme Mariane bitten, daß ſie ſein Alter erfreuen ſoll. Was kann ſie da thun, Juſtine?

Börner iſt häßlich, aber wenn der Vater das ſagte, müßte ich ihn wahrhaftig nehmen. Er ſieht jetzt ſo elend und kummervoll aus.“

„Das darf nicht geſchehen!“ ſagte Juſtine, „ſo lange noch Athem in mir iſt.“ In großer Bewegung verließ ſie das Zimmer, und ſtand blitzſchnell in der Wohnſtube vor Ellinger, erhitzt und zornig wie ein Vogel mit ſträubenden Federn. „Herr Rath!“ rief ſie aus, „wenn Sie das thun, ſchüttele ich den Staub von meinen Füßen, und nehme den Wanderſtab! Das iſt ein Rabenvater, der ſein Kind zur Ehe zwingt. Lottchen hat gehört, wie Sie dem Börner Ihr Wort gegeben haben, aber dagegen rede ich, bis meine Zunge lahm wird. Es ſoll am jüngſten Tage nicht heißen, ich hätte ſie geſchont, nein gewiß nicht, ich will Ihrer ſeligen Frau erzählen können, wie ich meine Pflicht erfüllt habe. Börner iſt ein Heuchler, ein Schmeichler, ein Spötter; glatt wie eine Schlange, falſch wie ein Fuchs, beſchmutzt anderer Menſchen Leumund mit ſeinem Witz, und Ihre Teppiche mit ſeinen Stiefeln, ehrt das Alter nicht, kann Niemanden gerade anſehen!“ —

„Zwingen Sie Ihre Tochter, den ſchlechten Mann zu heirathen, ſo morden Sie Leib und Seele des armen Kindes, und mich bringen Sie mit Jammer unter die Erde. Die ganze Welt iſt ein Trauerhaus. Alle böſe Geiſter ſind los, und rücken auf uns an, kein Menſch iſt ſeines Lebens ſicher. Von Sengen und Brennen, Plündern und Todſchießen, Betteln und Flüchten hört man am Tage und träumt man Nachts, wie

man ſich ſonſt vor dem böſen Feinde fürchtete, denkt man jetzt an den wüthenden Coſacken, und den gräulichen Croaten in ſolcher Zeit ſollte jeglicher Chriſt barmherzig ſeyn gegen den Andern, ſintemal er nicht weiß, wenn ſein Stündlein kommt — geſchweige ein Vater gegen ſein Blut.“

Während Juſtine mit unzähligen Thränen und ſteigender Heftigkeit die letzten Worte ſprach, war Mariane eingetreten, ſie ſtand erſtaunt, bald ihren Vater, bald die Alte anblickend, und Ellinger fühlte die Nothwendigkeit, ihr den Auftritt zu erklären. Sie erſchrak, und äußerte zum erſtenmale in ihrem Leben entſchloſſenen Widerſpruch, zwar durch kindliche Bitten um Vergebung gemildert, aber doch überraſchend genug bei ihrem ſanften, furchtſamen Sinn. Juſtine hob ihr Haupt in die Höhe; der Vater ſprach unbewegt weiter. „Er wolle und werde ſie niemals zwingen, nicht einmal überreden,“ ſagte er, „und damit ſey Juſtinens unbeſonnene Rede beantwortet. Das dürfe er nicht verhehlen, daß dieſe Heirath ſein Alter beglücken könne. Sein Haar würde weiß, der Druck der Zeiten und manche heimliche Sorge, die Niemand kenne, mache ihn vor den Jahren alt, ein kräftiger Stab für die Pflanzen um ihn her wäre längſt ſein Gebet geweſen, da er ahne, wie Stamm und Krone des väterlichen Baums bald genug in den Staub ſinken könne. Mariane ſey arm, ihre Geſchwiſter arm, der Kinder Stütze zu werden, lege Gott jetzt in ihre Hand. Sie möge nicht raſch entſcheiden, er fordere nur ihr Verſprechen, ſich einige Zeit zu

prüfen, Börnern nicht abzuweiſen, denn er liebe ſie ſo ſehr, daß er ihre früheren Gefühle achten wolle.“ — „Juſtine wird Dir ſagen, was ſie von Börner denkt,“ fuhr er fort, „es wäre vergebens, das Gegentheil zu erwarten — höre alſo auch Deines Vaters Meinung. Er iſt ein unbeſcholtner, redlicher Mann, ein heller Kopf, ein zuverläſſiger Freund, frei von Schwärmerei, einfach und gediegen. So kenne ich ihn, und glaube nicht zu irren. Er iſt im Beſitz meines höchſten Vertrauens, Ihr wißt, ich werfe das nicht weg. Uebrigens bitte ich Dich, ſprich Dich nicht aus, bis Du ganz entſchieden biſt, am wenigſten gegen mich. Meine Seele liegt unter einer Laſt von Sorgen, die ich allein trage, und ich möchte Dir nicht gern mehr als einmal ſagen: „daß Du mich zum Theil davon befreien kannſt.“

Die Thüre öffnete ſich, ein Geſchäft nahm den Vater in Anſpruch, die Kinder kamen herein und verlangten nach Juſtinen, Mariane fand ſich allein gelaſſen, die größte Wohlthat, die ſie jetzt wünſchte. Sie war wie vernichtet, ihr Muth gebrochen, ihre Ruhe gemordet. Mußte ſie den Bitten des alternden Vaters widerſtehen, wie ſollte ſie Frieden haben; und mußte ſie nachgeben, wie ſollte ſie die kommenden Tage und Jahre ertragen, die ſchwarz und freudenlos vor ihrem Blicke aufſtiegen?

Es iſt nichts unbegreiflicher, als das feſte Beharren, mit welchem ſelbſt ſtolze Männer zuweilen ein Bündniß

zu erringen ſuchen, das ſie weder ehren noch beglücken kann. Börners dringende Werbungen, die unzarte Sicherheit, durch des Vaters Beifall erzeugt, die Eiferſucht, die Marianens Schritte verfolgte, ihren Briefwechſel mit Frau von Piſtor ausſpähete, ihre Mienen, ihr Erröthen bewachte und anklagte, verbitterten dem armen Mädchen die kurze Sommerfreude. Sie wich ihm aus, wenn es möglich war, gelang es ihm aber, ſie allein zu finden, ſo folterten ſie Bitten und verſteckte Drohungen, deren Sinn ſie nicht begriff, die wie ſchwarze Geſpenſter ihre Tage und Nächte verdunkelten. „Sie möge ſich hüten," ſagte er oft mit einem eiſig kalten Lächeln, „er habe ihre Ruhe, ihr Glück in ſeiner Gewalt, und ſey zu allem fähig, wenn ſie ihn verwerfe." Forderte ſie, von ſolcher Qual ermüdet und gereizt, ihn zur Erklärung auf, ſo hüllte er ſich in Räthſel, deren wahrſcheinlichſte Löſung zu furchtbar war, um ihnen weiter nachzuforſchen. Dann blieb Marianen nur der einzige Troſt, wie das kalt proſaiſche Weſen des Mannes, und der höhniſche Blick, mit welchem er ſie anſah, der Raſerei des Selbſtmordes widerſprach. Ihrem Vater konnte ſie dieſes Leiden nicht klagen, er würde ihr nicht geglaubt haben; in ſeiner Gegenwart war Börner ernſt, beſcheiden, demüthig wünſchend, aber doch leidenſchaftslos, wie ein vernünftiger Mann, die ängſtigende, aufregende Rolle ſpielte er nur gegen ſie, und ſie ſchämte ſich zu geſtehen, was ſie in ſchwarzen Stunden fürchtete. Oeffentliche Noth geſellte ſich zu dieſen geheimen Leiden. Die Reichstruppen hatten den

Sonnenſtein belagert und eingenommen; General Daun näherte ſich Dresden, das ſchwach beſetzt war, um ſo kräftigere Maasregeln glaubte der preußiſche Commandant nehmen zu müſſen. Er erklärte: er werde die Vorſtädte abbrennen, und ließ unter allgemeinem Wehklagen die Häuſer mit brennbaren Stoffen füllen. Alles kam in Bewegung, der Hof, der Magiſtrat, die Einwohner baten um Schonung, man glaubte das Schloß und die königliche Familie gefährdet. Da der Commandant unbeweglich blieb, ergingen nun die Bitten an den öſtreichiſchen Feldherrn, aber Anfangs vergebens. Tage des Schreckens ſchlichen langſam vorüber, bis Daun endlich ſeinen Anſchlag auf Dresden aufgab, die brennbaren Sachen wieder aus den Häuſern genommen wurden, und die Ruhe in die bedrohte Stadt zurückkehrte.

Um dieſe Zeit war Mariane mit einer Freundin auf eben dem Weinberge, wo ſie ihren letzten ſorgloſen Abend genoſſen hatte. Die Trauben fingen an zu reifen, der Herbſttag war ohne Wolken, mancherlei ländliche Geſchäfte hatten den Tag erheitert. Die Mädchen ſammelten das Obſt ein, füllten die Körbe, und ſandten ſie zur Stadt, ſuchten die beſten Trauben aus, und das letzte Gemüſe von den Beeten. Als die Sonne unterging, gab es für Marianen nichts mehr zu thun, ihre Geſpielin mahnte ſie an, das Plätzchen am Berge zu beſuchen, das ihr ja ſo lieb ſey, und verſprach bald nachzukommen. Mariane ging. Ach, es war noch ganz ſo ſtill und ſchön hier, wie ehedem, ihre Seele aber war

umſchleiert. Das Rauſchen des Waſſers zu ihren Füßen ſchien heute eine Trauermuſik, und begleitete harmoniſch die Gedanken der Wehmuth, in die ſie ſich tiefer und tiefer einwiegte. Da kam ein Schritt durchs Gebüſch am Berge, ſie blickte auf: Piſtor ſtand vor ihr. Ein Freudenſchrei empfing ihn; er ſetzte ſich zu ihr unter die breiten Aeſte des Nußbaumes, es war ihr, als ſey es ein ſchöner Traum. Jetzt erſt fühlte ſie, wie Mittheilung und Vertrauen das Herz erleichtert, wie die Gegenwart, die Stimme, der Blick, ſo viel mehr gilt, als ein geſchriebenes Wort. — Eine halbe Stunde an ſeiner Seite, in ſeinem Schutze, und ſie dünkte ſich wieder die frohe glückliche Mariane, obgleich Thränen ihr Auge benetzten, ſie faßte wieder Muth und Hoffnung, und gelangte zu einer Sicherheit des Gefühls, die ſie lange entbehrt hatte. — Indeſſen verſchwanden die blitzenden Strahlen auf den Wellen, die Freundin kam, an den Heimweg zu mahnen, umarmte Marianen herzlich, und ſah faſt ſo glücklich aus, als ſie ſelbſt. „Du haſt gewußt, daß er kommt!“ flüſterte Mariane. „Freilich!“ antwortete Jene, „ich wußte es, aber die Mama nicht.“

Wie ſchön war der Weg in der abendlichen Kühle, da er nun neben ihr ging, und jedes Wort eine vertraute Beziehung, einen geheimen Sinn hatte. Nur zu bald erreichten ſie die Stadt, es war dunkel geworden, die beiden Andern ſchieden an ihrer Wohnung, Leo nahm Marianens Arm, ſie gingen mit unausſprechlichem Behagen durch die dämmrigen Straßen hin. Plötzlich erſchien ein Begleiter an ihrer Seite, der mehrere Schritte

dicht neben Marianen blieb, ſie dreiſt anſah, laut und höhniſch mit ihrem Namen grüßte, und dann ſchneller voran ſchritt. Mariane hatte Börner erkannt, ein Theil ihres Glücks war vor ſeiner Stimme entflohen, ſie nahm eilig von ihrem Freunde Abſchied, und mochte kaum der Hoffnung Raum geben, ihn noch einmal bei ihrer Geſpielin zu finden.

Als ſie ins Wohnzimmer trat, brannte ſchon Licht, der Vater war nicht zu Hauſe, Börner ſaß bei einem Buche und erwartete ihn. Er ſtand auf, kam ihr entgegen, und redete ſie mit Vorwürfen an, die von allem Schein erkünſtelter Feinheit entkleidet, ein empörend niedriges Gemüth aufdeckten. Mariane ſtaunte, ihr Muth wuchs, und auf die trotzige Frage: ob Sie ihm gleich ihr Wort geben wolle, oder nicht? — glaubte ſie das peinliche Verhältniß mit Einem Schlage löſen zu können. Es war kein Zweifel mehr in ihr, über Recht und Unrecht dieſes Schrittes, denn wie er jetzt, mit dem hämiſch-boshaften Geſicht vor ihr ſtand, erkannte ſie, es ſey unmöglich, mit ſolchem Manne den heiligen Bund zu ſchließen, wenn ſie auch nie geliebt hätte. Sie ſprach alſo ihr Nein ernſt und feſt aus, und bat ihn nur ſich zu erinnern, wie ſie ihn niemals täuſchen gewollt, ſondern auf ſeinen eigenen Wunſch dieſen ſchwankenden Zuſtand geduldet habe, der ihrer offenen Seele zuwider ſey.

„Ich werde alſo dem Herrn von Piſtor aufgeopfert!“ ſagte Börner kalt. „Mögen Sie den Stolz nicht bereuen, mit welchem Sie meine ſtandhafte Liebe von ſich weiſen.

Sie wiſſen nicht, wie ſehr Ihr Schickſal in meiner Gewalt ſteht, wüßten Sie es, Sie würden mich nicht aufs Aeußerſte treiben. Ich beſitze ein Zauberwort, das volle Rache in meine Hände giebt. Dieſe Warnung iſt nur für Sie, ſollten Sie ſie jemand mittheilen, ſo würden Sie mich zwingen zu thun, was eine unſelige innere Stimme von mir verlangt. Wollen Sie mich aber von der Verſuchung retten, ſo verzeihen Sie, was mich Eiferſucht ſprechen ließ, und geben Sie mir die früheren Hoffnungen zurück.“

„Denken Sie nicht ſo klein von mir,“ antwortete Mariane, „daß ich aus grundloſer Furcht einen überlegten Entſchluß ändern könnte. Ihre Drohungen verſtehe ich nicht, ſie laſſen mich ruhig, ſie befeſtigen nur meinen Willen. Thun Sie, was Sie mögen. Gott hat mich in ſo glückliche Umgebungen geſtellt, mit ſo tugendhaften Menſchen verbunden, daß ich von keiner Seite etwas fürchten kann. Schweigen will ich aber, ich verſpreche es Ihnen, es würde mir leid thun, wenn ein unbeſonnenes Wort Sie um die Achtung meines Vaters brächte.“

Ellingers Eintritt machte dem Geſpräch ein Ende, Mariane konnte ſich entfernen. Zum erſtenmale vergaß Börner jetzt ſeine geſchmeidige Unterwürfigkeit, er klagte mit Heftigkeit über Marianens Entſcheidung, und verlangte: Ellinger möge die väterlichen Rechte für ihn geltend machen. Der alte Mann wies ihn erſt in ſeine Schranken zurück, äußerte zwar Kränkung und Schmerz über die verlorne Hoffnung, wiederholte aber:

er könne die Tochter nicht zwingen, ja er würde aufhören, den Mann zu achten, dem eine erzwungene Ehe noch wünschenswerth scheine. Hierauf trennten sie sich mit stillem Verdruß. Doch dieser Saame des Unmuths war gar bald aus dem offnen Gemüth des Einen verschwunden, während er in der Brust des Anderen Wurzel faßte, und eine giftige Pflanze trieb.

Mariane schlief die ganze Nacht nicht. Immer tönten Börners Worte vor ihren Ohren. Was konnte er meinen? Ueber sie selbst vermochte er kein Unheil zu bringen, nur durch die, die sie liebte, konnte er ihr Herz verwunden. Ihre Einbildungskraft rang mit furchtbaren Bildern. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater jenesmal von Sorgen sprach, deren Last ihn allein drücke, wie er sagte: Börner hat mein ganzes Vertrauen. — Namenlose Angst faßte sie, sie strebte vergebens, sich durch den Gedanken zu stärken: es könne kein Unrecht an dem Vater zu finden seyn, seine Seele, sein Wandel könne keinen Flecken haben. Zuweilen ergriff sie die Reue, daß sie nicht alles gewagt hatte, den Sinn des Räthsels zu lösen, Zweifel quälten sie: ob sie sich dem Vater entdecken solle, vor dessen erstem Wiedersehen ihr ohnedem bangte. Endlich fand sie Ruhe, indem sie Gott um Schutz gegen wahres und eingebildetes Schrecken anrief, und mit dem Grau des Morgens hatte der Schlaf ihre Augen zugedrückt. Beim Frühstück war Ellinger kalt und finster, er ging aus, ohne einen freundlichen Abschied von ihr. — Um Mittag kamen zwei preußische Offiziere, ein Civilbeamter,

und vier Mann Soldaten. Sie fragten nach dem ** Rath; auf Juſtinens höfliche Auskunft verlangten ſie die Oeffnung ſeines Zimmers, und machten Miene, ſich der Schlüſſel, der Papiere zu bemächtigen. Die Töchter waren ohne Faſſung, Juſtine zeigte nicht die mindeſte Furcht, und ſchickte ſich an, das Eigenthum ihres Herrn zu vertheidigen. Wirklich gewann ihre kecke Sprache wenigſtens einige Augenblicke, und mitten in dieſer Verwirrung trat der nichts ahnende Hausherr über die Schwelle. Mariane flog weinend in ſeine Arme, er war blaß, doch männlich und gefaßt. Auf Befehl des Königs und des Commandanten wurden ſeine Schriften in Beſchlag genommen, er mußte die Schränke öffnen, die Herren durchſuchten Alles, gaben aber keine Antwort auf ſeine Fragen; ſo ſtand er ſtumm, die Arme über einander geſchlagen, und verfolgte in furchtbarer Spannung die Bewegungen der Suchenden.

„In dieſem Schranke befindet ſich ein geheimes Fach,“ ſagte Einer der Männer, „wollen Sie es öffnen, Herr ** Rath?“

„Wenn es ſo wäre,“ antwortete Ellinger, „ſo beantwortet die Beſtimmung des Behältniſſes Ihre Frage. Meine Geheimniſſe können mir nur durch Gewalt entriſſen werden.“

„Im Namen des Königs alſo!“ rief der älteſte Offizier dem Beamten zu, „öffnen Sie das Fach, es verwahrt die fraglichen Schriften.“ Ellinger ſah die verborgene Feder weichen, die Scheidewand aufrollen, die Papiere in den Händen des Offizianten, Marianen ſchien es, als

ob die Geſtalt ihres Vaters in dieſem Augenblicke von krampfhaftem Zittern ergriffen würde, ſeine Hand faßte die Lehne eines Stuhls, ſein Geſicht zuckte, aber er ermannte ſich ſogleich. Juſtine ſtand von fern und begriff nicht, wie ihr Herr das Alles ſo geduldig anſehen konnte, ſie wollte mehr als einmal ſprechen, ein gebietender Blick von Ellinger ſchloß ihren Mund.

Jetzt war das Geſchäft geendet. Der älteſte Offizier wandte ſich zu dem Rath, und ſagte: „Sie ſind ein Gefangener, Herr Ellinger. Der Commandant will indeſſen, daß Sie, bis zur Entſcheidung des Königs in Ihrem Hauſe bewacht werden. Wir wünſchen, Ihre Papiere möchten die Schuld vermindern, deren man Sie anklagt.“

„Das werden ſie nicht,“ erwiederte Ellinger. „Aber ich bin ſtolz auf das, was Sie meine Schuld nennen. Für meinen Landesherrn, für meine Königin iſt es geſchehen.“

„Der König von Preußen iſt jetzt Ihr Landesherr,“ ſagte Jener hart. „Was Sie ihm entzogen haben, iſt in den Händen ſeiner Feinde gegen ihn genutzt worden, und hat wichtige Folgen herbeigeführt; zufällig trifft dieſe Kunde mit Ihrer Anklage zuſammen, und erſchwert Ihr Schickſal.“

„Ich will nicht ſtärker ſcheinen als ich bin,“ ſagte Ellinger, „mein Schickſal bekümmert mich, weil ich Vater bin. Es iſt indeſſen Gottes Schickung, denn ich handelte nach meiner Ueberzeugung. Jetzt erſchüttert mich etwas Anderes noch mehr. Wer iſt mein Ankläger? Ich hoffe,

ich darf auf dieſe Frage von einer freiſinnigen Verwaltung Antwort hoffen.“

„Calculator Börner heißt der Mann,“ erwiederte der Major. Ellinger bedeckte das Geſicht mit den Händen, Mariane umfaßte ihn, ſie fühlte, wie er zitterte, ſie fühlte mit ihm. Die Offiziere verließen das Haus, aber die Wachen, die zurückblieben, erinnerten jeden Augenblick an den ſchrecklichen Schickſalswechſel und die ungewiſſe Zukunft. — —

Man unterſuchte nun die Schriften, deren Daſeyn nur Ellinger und Börner kannten, und fand klare Beweiſe, daß Ellinger Mittel gewußt hatte, einen großen Theil ſeiner Einnahmen dem Könige von Polen und der Königin zu erhalten, die ſich damals faſt aller Quellen ihres Reichthums beraubt ſahen. Unglücklicherweiſe ward Friedrich zugleich durch aufgefangene Briefe belehrt, dieſe Schätze wären in den Händen ſeiner Feinde Waffen gegen ſein Intereſſe geworden. Die Beamten des beſetzten Landes waren allerdings für ihn in Pflicht genommen, Ellingers Vergehen fand alſo vor ſeinem Richterſtuhl keine Entſchuldigung, obgleich er that, was ihm Pflicht war und ſich aus reiner Liebe für ſein Fürſtenhaus der Gefahr Preis gegeben hatte. Nach einigen Tagen banger Erwartung brachte der abgeſandte Courier den Befehl: den **Rath Ellinger nach Spandau in ſtrengen Gewahrſam zu bringen. Die Ausführung ſchien jedoch für den Moment unmöglich, denn ſeit jenem

Morgen lag der Rath an den Folgen heftiger Gemüthsbewegung krank.

Die armen Kinder verließen das Bett ihres Vaters keinen Augenblick, sie konnten nichts weiter thun, als durch verdoppelte Zärtlichkeit seine Lage erleichtern, und sie hofften in ihrer Unschuld, man werde sie nicht von ihm trennen. Justine sah sich auf einmal zu ungewohnter Einsamkeit verurtheilt, denn ihr heftiger Kummer, den sie durch ungestümes Reden äußerte, bewog Marianen, sie von dem Kranken entfernt zu halten. Nur die kleine Luise war zuweilen bei ihr, und von dem Kinde erfuhr Mariane mit Verwunderung, daß Justine zwei Abende nach einander ausgegangen sey. Sie habe, erzählte Luischen, ein hübsches Kleid angezogen und einen kurzen grünen Pelz umgehangen, auch ihren Kopf dreifach verwahrt und sehr geklagt: wie sie nicht gedacht hätte, noch einmal mit ihren Füßen in das Getümmel zu gehen und sich die rauhe Herbstluft anwehen zu lassen. Marianen befremdete das, und am Morgen, nachdem sie die Nacht bei dem Vater durchwacht hatte, suchte sie Justinen auf. „Wie geht es denn," fragte die Alte bekümmert, „soll ich sein Angesicht gar nicht sehen? ich will stumm seyn wie ein Fisch, mit Gottes Hülfe."

„Es geht sehr gut," antwortete Mariane, „wenn wir uns nur darüber freuen könnten. Aber wenn er gesund ist, wird er von uns gerissen, und wir sollen nicht mit ihm. Du siehst auch blaß aus und recht eingefallen. Um Gottes willen mache mir nicht auch Angst. Du bist ausgegangen, Abends, in der Herbstluft, ist das auch

recht? Verſprich mir heilig, es nicht wieder zu thun. Wo warſt Du auch?

„Bei dem Gevatter," ſagte Juſtine. „Denkſt Du, es wäre ohne Urſach geſchehen? Es war mir ſelbſt, als ſollte ich in den Tod gehen, mir ſchwindelte auf der Straße und ich befahl dem Herrn meine Seele. Aber ich kam doch glücklich an und habe nur einen Schnupfen davon getragen."

„Du darfſt nicht wieder fort," rief Mariane, „es wäre unrecht von Dir, wenn Du noch mehr Angſt auf mich häufteſt. Ach Juſtine, was wird aus uns werden? Wenn in der Nacht alles ſtill iſt und ich mir den Vater im feuchten Kerker denke, kränklich und ohne ſeine Kinder! — da ergreift mich Todesangſt, und ich mache mir bittere Vorwürfe, weil das Unglück durch mich gekommen iſt. Ja ich denke oft in der Verzweiflung: ich hätte Börnern nicht abweiſen ſollen."

„Gott bewahre und behüte Dich," ſagte Juſtine mit der alten Lebendigkeit. „Das wäre wie in dem Lande, wovon ich gehört habe, wo die Mädchen einem abſcheulichen Ungeheuer geopfert werden. Ich weiß nicht, wo es gleich war, aber wahr iſt es. Ihr kennt ihn nun, den Böſewicht. Wenn mich der Herr erhält, will ich ihm ſchon einmal in die Ohren donnern, ſo lange liegt es mir auf der Bruſt, wie ein Mühlenſtein. Aber jetzt giebt es anderes zu thun." —

Nach Mittag, als Ellinger ſchlief, ſchlich Lottchen auf den Zehen herein, ihre Augen waren naß, und glänzten wie verklärt. „Ich habe Dir viel zu ſagen,"

hub ſie an — „das Beſte zuerſt. Ich ſchlug die Bibel auf, weil ich gar zu betrübt war, Juſtine thut das oft. Was meinſt Du, was da vor meinen Augen ſtand, wie mit feurigen Buchſtaben: Raguel ſprach: ich zweifle nicht, daß Gott meine heißen Thränen und mein Gebet erhört hat. Iſt das nicht ſchön, Mariane? Wir wollen auch nicht zweifeln.“

Mariane umarmte ſie und wiederholte die Worte. Sie fand einen Troſt darin, den der Ruhige nicht ahnet. „Dann iſt auch der Hauptmann hier geweſen,“ fuhr Lottchen fort, „und hat nach dem Vater gefragt, er geht nicht aus Dresden, bis er weiß, wie alles iſt. — Und — denke nur, Juſtine iſt ſchon wieder ausgegangen, angezogen wie zu einer Schlittenfahrt, und mit ſolchen Umſtänden, als käme ſie zeitlebens nicht wieder und dieſen Zettel an Dich hat ſie da gelaſſen.“

Mariane entzifferte die Schrift und las: „Mein Herzenskind, ich muß doch wieder fortgehen und werde wohl ein Paar Tage und ein Paar Nächte weg ſeyn, was gar nicht anders angeht. Ich glaubte, ich wäre eben ſo ſicher vor einem Gange die Treppen hinunter, als mein alter Nußbaumſchrank, den vier Männer nicht hinabſchleppen wollten. Nun der ſteht ruhig und ich wandele. Des Herrn Wille geſchehe! Habe keine Angſt um mich, ich bin warm angezogen und in alle Wege verwahrt. Und frage nicht nach mir. Wenn ich etwa nicht wiederkäme, iſt dafür geſorgt, daß Du mein Weniges erben ſollſt, aber es hat keine Noth. Sieh der Roſine ein Bischen auf die Finger, die wird froh ſeyn, daß ich

fort bin, ſieh auch Abends nach dem Lichte, die Dirnen ſchlafen, und laſſens brennen. Lottchen könnte morgen in der guten Stube abwiſchen, weil es eben Freitag iſt, und ſie ſoll auch die Schlüſſel verwahren, wo mein Eingemachtes ſteht, Ihr Kinder lacht zwar darüber, aber ich ſage: Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe. Nun lebe wohl, Marianchen, und bitte Gott, daß er meinen Gang ſegnet.

Der Vater war erwacht, er rief die Mädchen, Mariane glaubte eine ungewöhnliche Rührung in ſeinen Zügen zu leſen, ohne Zweifel hatte er Lottchens Worte gehört. Er verlangte Jemanden von der Wache zu ſprechen, weil er um den Beſuch eines Freundes und einige andere Vergünſtigungen bitten wollte. Die Kinder mußten ſich entfernen. Gegen Abend ſahen ſie einen alten Rechtsgelehrten kommen, mit dem der Vater zwei Stunden allein blieb, dann wurde Mariane wieder gerufen. Sie ahnete, was er für ein Geſchäft abgethan hatte, der Gedanke an die Trennung fiel ihr drückend aufs Herz, da ſie ihn außer dem Bette, angezogen und ziemlich kräftig fand; ſie fiel weinend um ſeinen Hals. — Da ging die Thüre nach leiſem Pochen auf und Piſtor trat herein. Mariane erſchrak, ihre Arme ſanken nieder, ſie zitterte und wagte nicht, den Vater anzuſehen. Aber welch ein Gefühl ſchmerzlicher Freude bewegte ihre Bruſt, als er Piſtor freundlich entgegen ging, ihm beide Hände reichte und ihn mit einer Bewegung anredete, die ſie niemals an ihm gekannt hatte. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind, und daß

ich Ihr Auge wie ſonſt finde," ſagte er. „Sie wiſſen mein Unglück. Ich bereue nichts; indem ich die Folgen trage, unterſage ich mir alles Grübeln über Geſchehenes, ja ich würde ſchwerlich anders handeln, könnte ich die vergangene Zeit zurückkaufen. Nur daß ich einem Heuchler vertraute, mehr noch — ihn liebte wie meinen Sohn, daß er meinen grauen Kopf überliſtete, vergebe ich mir nicht."

„Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichts," antwortete Leo, „die Redlichkeit hat kein Senkblei, das in die Tiefe ſolcher Argliſt reicht."

„Meine Kräfte kehren wieder," fuhr Ellinger fort, „man beſtimmt den Tag, wo ich reiſen ſoll, meine Kinder ſind ohne Schutz. — Habe ich Sie einſt beleidigt, junger Mann, ſo nehmen Sie die einzige Genugthuung, die ich geben kann. Ich will Ihnen meine Kinder vertrauen, meine Vaterſorgen will ich auf Ihr Haupt legen und ruhig meinem Schickſal entgegen gehen. Führen Sie Marianen treu durchs Leben und wachen Sie über ihre Schweſtern. Das Unglück hat über meine Grundſätze geſiegt, die bitterſte Erfahrung meines Lebens hat mich belehrt, wie ſehr ich irrte, da ich meinen Wünſchen nachgab. Ich hoffe, noch ehe ich Euch verlaſſen muß, Zeuge Eurer Verbindung zu ſeyn. Dann bringen Sie Marianen und die Kleinen zu Ihrer ehrwürdigen Mutter. Das Uebrige wird der Herr lenken."

„Ich will Ihr Geſchenk verdienen!" ſagte Piſtor, und eine Thräne benetzte ſein männliches Geſicht, indem er Ellinger umarmte. Dann nahete er ſich Marianne

und von tauſend namenloſen Gefühlen bewegt, fand ſie ſich an ſeiner Bruſt und die ſegnende Hand des Vaters lag auf ihrer Stirn. Einige Minuten gab ſie ſich dem Genuß der Liebe, des ſchönen Friedens hin, aber plötzlich durch ein Wort Ellingers über ihre ſtille Hochzeitfeier aufgeſchreckt, dachte ſie wieder an ſeinen Verluſt. „Nein, nein, wir wollen in ſolchen Tagen kein Feſt feiern," rief ſie aus. „Ich gehe mit Leo zu ſeiner Mutter, aber nicht früher als bis mein Vater frei iſt, können wir an unſer Glück denken. Gott wird meine heißen Thränen und mein Gebet hören, ich zweifle nicht. Es iſt eine Vorſtellung an den König abgegangen, von vielen Einwohnern Dresdens unterzeichnet, mit den wichtigſten Gründen ausgeſtattet."—

„Ich weiß das und weiß ſeit heute den Erfolg," ſagte Ellinger. „Die Bitte war vergebens."

„So bleibe ich Leos Braut, bis mir Gott den Vater wiedergiebt," erwiederte ſie feſt. „Hat er mir nicht eben jetzt geſchenkt, was ich niemals hoffte? wie ſollte ich ihm nicht ferner vertrauen."

„Amen, mein Kind!" ſagte Ellinger. „Thue was Dein Herz befiehlt. Und wenn Du eine Waiſe würdeſt, bevor wir uns wieder ſähen, dann denke, daß Dein f r e i e r Vater unſichtbar den Bund Eurer Liebe ſegnet."

Der König von Preußen ſtand im Lager bei Hochkirch, den Oeſtreichern gegenüber, in einer gefahrvollen Stellung, wie es ſein Feldherrenblick wohl erkannte,

da ihm der Feind bei Beſetzung der Berge zuvorgekommen war, von deren Beſitz die Haltbarkeit des Lagers abhing. Er wollte ſich indeſſen erſt zu einer beſtimmten Zeit zurückziehen, indem er auf die bekannte Behutſamkeit ſeines Gegners baute, und hatte den funfzehnten October zum Abzuge feſtgeſetzt. Am dreizehnten Morgens ritten etwa zehn Offiziere aus der Umgebung des Lagers dahin zurückkehrend durch den Frühnebel. Zwei waren weit voran, der Eine im ſchlichten Ueberrock, einen kleinen ſchlechten Hut auf dem Kopfe — der Andere im Huſarenpelz. Ihre Unterhaltung war belebt und heiter, ſie ſcherzten über die ungewohnte Nähe des feindlichen Lagers, ſelbſt über die Gefahr dieſer kühnen Annäherung. — Jetzt — ganz nahe an der Zeltſtadt, am Rande eines Grabens hinreitend, hörten ſie ſich von einer gellenden Stimme angerufen: „Mit Permiſſion, meine lieben Herren, Sie könnten mir wohl gütigſt zu ein Paar Worten mit dem Herrn General Ziethen verhelfen. Ich muß ihn ſprechen, und wenn er nicht da iſt, muß ich zum Könige ſelbſt gehen, ja wahrhaftig. Sehen Sie, ich bin eben nicht furchtſam, aber man will ſich doch nicht ſo geradezu unter das gottloſe Kriegsvolk wagen.“

Die Stimme gehörte einer kleinen alten Frau, die mitten im trocknen Graben, unter drei breitäſtigen Bäumen ſaß. Sie war vom Kopf bis zum Fuß in Pelz gehüllt, nur eine krumme Naſe und funkelnde ſchwarze Augen ſahen aus den Hüllen hervor. Der Nebel wob noch außerdem ſeinen geheimnißvollen Schleier über die Geſtalt.

„Mit Ew. Majeſtät Erlaubniß,“ ſagte der Huſar,

„will ich zurückbleiben und hören, was die Perſon begehrt.“

„Frage Er ſie nur,“ erwiederte der König, „Er hört ja, daß es mich angeht. Aber ich will mit der Fee Fanferlüſche nichts weiter zu ſchaffen haben. Frage Er ſie.“

Der Huſar gehorchte; die Alte raffte ſich mit wunderbarer Schnelligkeit auf, klimmte den Graben hinan und ſtand dicht vor den Reitern. „Sie werden ſich wundern, gnädiger Herr,“ ſagte ſie, ihre Kleidung ſtreichend und ſäubernd, „daß ein Frauenzimmer von meiner Art hier ſitzt, als ob es eine Zigeunerin wäre. Ja Du lieber Gott, Noth bricht Eiſen! Der furchtſame Haſe von Fuhrmann, den mein Gevatter ſo rühmte, riß aus, wie er ein Paar Flinten von fern blitzen ſah; her mußte ich, alſo machte ich das Stückchen mit meinen alten Füßen.“

„Nun was ſolls! was ſolls! nur kurz geſagt!“ rief der König. „Wir haben nicht Zeit ihre Aventuren anzuhören.“

„Ei Du lieber Herrgott, das klingt ja ganz gefährlich,“ ſagte unſere Freundin Juſtine, die beide Männer nach ihren Kleidern würdigte. „Wenns der gnädige Herr hier mit anhört, wirds für anderer Leute Ohren auch nicht zu viel ſeyn. Ich ſehe vielleicht jetzt ſchlecht aus, nun ja, ich gehe auf ungewohnten Wegen, aber es iſt Mancher mehr, als man eben denkt.

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Huſarenoffizier, in großer Verlegenheit, weil ein Wink des Kö-

nigs ihm gebot, ſein Incognito zu ehren. „Ich bin der General Ziethen ſelbſt.“

„Ach, mein Schöpfer! iſt das möglich! iſt das wahr?“ rief die Alte aus. „O Junker Joachim, o wertheſter Herr General, ich möchte weinen vor Freude und Rührung! Ich hätte Dieſelben nicht gekannt, nein gewiß nicht. Sie ſind doch auch ein Bischen alt geworden in der langen Zeit, und die alte Juſtine Wiedemann, nicht wahr, die iſt vertrocknet wie ein Nußkern vom vorigen Jahr. Ja ja, es iſt die alte Juſtine, Junker Joachim, die Dich gewartet hat, die Dich laufen lehrte mit gebücktem Rücken, die in den Pocken bei Dir blieb, obgleich ſie ſie ſelbſt nicht gehabt hatte, die Dich Nachts umher trug, wenn Du nicht ſchlafen mochteſt, und noch dazu vom Papa dafür geſcholten ward. Die iſt nun da und will ihren Lohn haben.“

„Rede frei,“ ſagte der General, „ich weiß recht gut, was ich Dir ſchuldig bin. Es freut mich, Dich noch einmal wieder zu ſehen. Kann ich etwas thun, Deine alten Tage zu erleichtern? ich wills gern.“

„Für mich nichts,“ antwortete ſie, „aber um meinetwillen für einen andern guten Menſchen. Ich denke, wer ein Wort reden kann mit den Gewaltigen der Erde, der ſoll es thun, und wer eine alte Schuld zu bezahlen hat, der ſoll nicht fragen, an welchen Nebenmenſchen er ſie abträgt. Ja ſo denke ich, und darum bin ich hier. Sie können mit dem Könige umgehen, ſo zu ſagen, wie ich mit Ihnen — nun, der hat jetzt ein großes Unrecht gethan, und das müſſen Sie ihm ſagen,

daß ers wieder gut macht. Ich wills ausführlich erzählen, und wenns dem andern Herrn zu viel wird, weil er mich so durchbohrend ansieht, da dächt ich, er könnte lieber weiter reiten, aus dem Conzepte laß ich mich nicht bringen, mit Gottes Hülfe. Sehen Sie, seit vier Jahren hat mein Fuß die Straße nicht betreten, und jetzt bin ich hier, so weit von dem lieben Dresden, mitten unter Soldaten und Zelten und Kanonen, in der Herbstluft und dem garstigen Nebel, und ganz außer mir über ein erbärmliches Nachtquartier. Das alles habe ich erlitten, weil ich hoffe, Sie werden dem Könige die Wahrheit sagen und er wird in sich gehen."

„Das ist ein kurioses Verlangen, mein lieber Ziethen," sagte der König lächelnd. „Es ist zwar nicht das Erstemal, daß Ziethen dem Könige die Wahrheit sagt, aber ich bin nur dubiös, ob der König in sich gehen wird."

„Ei warum denn nicht," eiferte Justine, „da müßte er der alte Friedrich nicht seyn, den alle Unterthanen anbeten und alle fremden Menschen, selbst die Feinde. Wenns ihm nur recht ordentlich vorgestellt wird. Er kann nicht dafür, daß so viel Blut und Thränen fließen, und so viel tausend Menschenkinder auf Schlachtfeldern umkommen, die ihren Eltern sauer geworden sind, und daß Unzählige ohne Obdach umherirren, oder Leute, denen es nicht vor der Wiege gesungen ist, am Wege in Gräben sitzen und denken, es ist ein schwerer Traum. Nein dafür kann er nicht. Sie haben ihn ja angefallen mit gesammter Macht, und es ist eine Freude, wie er sich wehrt und wie Gott ihm hilft. Aber wo er ein

Unheil abwenden kann, da muß er es thun, und das muß man ihm ſagen. Er will meinen Herrn, den ** Rath Ellinger in Dresden, auf die Feſtung ſchicken, weil er ſeiner Landesherrſchaft ein Bischen von ihrem rechtmäßigen Einkommen erhalten hat, iſt das recht? Soll es den treuen Diener nicht erbarmen, wenn er weiß, daß eine große Königin ihr gewohntes Glück entbehrt? — Wenn der Rath ſein Unterthan wäre, würde er da nicht ſeine Treue loben? — Wird er nicht wünſchen, daß die Seinen ihm anhangen, ohne Furcht vor eigener Gefahr? — Was du willſt, daß dir die Leute thun, da drücke auch ein Auge zu, wenns für deinen Feind geſchieht. — Ellinger hat drei liebe Kinder, die weinen und ringen die Hände, und flehen zu Gott, und es iſt ein ſtarker eifriger Gott. Hier ſteht der König unter dem offnen Himmel, und hat kein Dach über ſich, als ein Leinwandfähnchen, drüben ſind die Feinde mit ihren Todesgeſchoſſen, die können alle Augenblicke losbrechen, und Niemand kann ſagen, wer unterliegen wird. Er iſt ein großer König, aber weiß er, wie es morgen um ihn ſteht, wenn die Sonne heraufkommt? In ſolcher Lage muß der Menſch die Wagſchaale ſeiner Verſchuldungen nicht um ein einziges Härlein überfüllen, denn das Härlein kann ſie zu Boden ziehen.“

Mit unglaublicher Schnelligkeit war dieſe Rede von Juſtinens Lippen geſtrömt, jetzt hielt ſie erſchöpft inne, denn ſie fühlte doch, wie die Reiſe, die ſchlechte Nacht ihre Kraft verminderte. In dieſem Augenblicke langten die zurückgebliebenen Generale auf dem Platze an, man

nannte den König, Juſtine hörte ſtaunend, wer der einfach gekleidete Mann war, vor welchem ſie ſo offen geſprochen hatte. Doch es kam keine Furcht in ihre Seele, ſie empfand nur die Liebe für ihren angeſtammten König, ſeinen Ruhm, ſeine Größe, und daß ſie ihn nun ſah, nahe und ungeſtört, da es ihr in Dresden nie gelang, etwas mehr als ſeinen kleinen Hut, oder den Umriß ſeiner Geſtalt zu erblicken. Sie faltete die Hände, und trat dicht an des Monarchen Pferd. „Das iſt alſo mein König!“ ſagte ſie ſehr gerührt, „der große tapfre, herrliche Friedrich! Ja ich bin auch eine Preußin! Und wenn ich ein Mann wäre, möcht ichs gar nicht beſſer haben, als meine braven Landsleute, die für ihn fechten und ſterben.“

„Mit dem Ellinger kann es nicht anders werden, als ich befohlen habe,“ ſagte Friedrich. „Ich muß ein Exempel ſtatuiren. Der Mann hat ja gewußt, daß ich jetzt ſein Herr bin, und daß ich nicht mit mir ſpaßen laſſe. Die Feinde ſind weit weniger ſcrupulös, ſie haben die armen Magiſtratsperſonen von Cottbus als Geißeln fortgeſchleppt, und ſie obenein gemißhandelt. Wir müſſen ihnen zeigen, daß wir Repreſſalien nehmen können.“

„Mit Ew. Majeſtät Verlaub,“ antwortete Juſtine unerſchrocken, „die Rache will ſich Gott ſelbſt vorbehalten, und — das einzige Wort muß ich noch von mir geben, wenn es auch das letzte wäre, das über meine Zunge geht, — die Ruſſen ſind in Königsberg, und haben Alles in Beſitz genommen, da kann leicht ein

guter Preuße für Ew. Majeſtät thun, wie mein armer alter Herr für —

„Er wird wohl für die Sicherheit der Frau ſorgen, mein lieber Ziethen," ſagte der König, „da ſie ihm ſo attachirt iſt. Sie hat Bravour genug für eine Weibsperſon, mag aber doch machen, daß ſie wieder in ihre Heimath kommt. Nun: „ en avant, meine Herren!" —

„Das war alſo umſonſt," — rief Juſtine als die Reiter blitzſchnell aus ihren Augen verſchwanden und nur der General noch neben ihr hielt. „Nun, ich habe das Meinige gethan, und der Herr General werden wohl die alte Juſtine nicht hier im Graben ſitzen laſſen. Ich bin müde bis zum Sterben, ich fühle es nun erſt, da ich meinem Herzen Luft gemacht habe. Wenn ich lebendig wieder nach Dresden kommen ſoll, muß ich bis morgen ausruhen. Ach Gott, wenn das die Kinder wüßten, und die Leute, und ſelbſt der Herr, wie würden die über mich lamentiren."

„Du ſollſt in Hochkirch ein gutes Quartier haben," ſagte der General, „und morgen früh will ich für Deine Reiſe ſorgen. Bleibe nur hier, bis ich Dir jemand ſchicke, denn ich muß dem Könige folgen." —

Die Nacht ſenkte ſich über das Lager, eine merkwürdige, ſchickſalſchwere Nacht, die den hohen Geiſt des Königs noch der Nachwelt im hellſten Lichte zeigt, und ſeinem Ruhme, dem ſie Verderben drohte, neuen Glanz gab. Nie war Friedrich größer als im Unglück, das Unglück nahete ihm jetzt auf den Flügeln der Dunkel-

heit *). Die Oeſtreicher verließen ihr Lager, ihn zu überfallen, ihre Zelte blieben ſtehen, ihre Wachfeuer brannten fort, die Arbeiter an den Verſchanzungen waren thätiger als jemals, ſangen, und riefen einander zu, um die preußiſchen Vorpoſten zu täuſchen. Einige Huſaren entdeckten demohnerachtet Bewegungen des Feindes, es wurde im Zelte des Königs, wo Seidlitz und Ziethen ſich befanden, darüber gerathſchlagt, und obgleich Friedrich durchaus keinen Angriff vermuthete, gab er doch Befehl, daß einige Brigaden aufſtehen, einige Regimenter Cavallerie ihre Pferde ſatteln mußten. Gegen Morgen aber, da alles ruhig geblieben war, wurde der Befehl zurückgenommen, und der Soldat überließ ſich dem Schlafe.

Es ſchlug in Hochkirch fünf Uhr, war aber noch finſtere Nacht, als plötzlich der Feind vor dem Lager ſtand. Haufen von Soldaten meldeten ſich als Ueberläufer, ihre Zahl wuchs, bis ſie Feldwachen und Vorpoſten überwältigen konnten, und nun drang die öſtreichiſche Armee von allen Seiten ins Lager ein. Die Schlafenden wurden erſt durch den Schall ihrer eigenen Kanonen geweckt, die Finſterniß machte ihre Verwirrung noch ſchrecklicher. Selbſt der anbrechende Tag ſchien ſie nicht zu enden, denn ein dicker Nebel bedeckte die Kämpfenden. Aber die Kriegszucht des überfallenen Heeres wirkte hier Wunder, weil der Geiſt, der es ſchuf und führte, im Augenblick der Gefahr die Schaaren beſeelte. An ſeinen

*) Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs.

Platz flog der betäubte, halb ſchlafende Soldat, mit dem Gewehr, das er zuerſt erfaßte, warf er ſich den Feinden entgegen, die aus der Erde zu wachſen ſchienen, und ſchlug ſie an mehreren Orten zurück, bis die Uebermacht neue Vortheile errang. Das Dorf Hochkirch ſtand in Flammen, hier fochten die Preußen den blutigſten Kampf; der König ſelbſt führte friſche Truppen ins furchtbarſte Feuer, ſein Pferd ſank unter ihm, zwei Pagen fielen an ſeiner Seite, und nur durch die Tapferkeit der Huſaren entging er der Gefangenſchaft. Nach fünfſtündigem Kampfe zog ſich die überfallene Armee in bewunderungswürdiger Ordnung zurück, und der erſchöpfte Feind wagte nicht, ihren Marſch zu ſtören, den weder Kanonen noch Munition mehr beſchützten. —

Eine halbe Meile vom Wahlplatze lagerten ſich die Truppen, ſie hatten den größten Theil ihrer Bagage verloren, keinen Schutz gegen die rauhe Jahreszeit, als ihre karge Bekleidung. Die meiſten Generale waren verwundet, auch der König hatte eine leichte Verletzung. Er ſaß an einem hochlodernden Feuer, umgeben von ſeinen Kampfgenoſſen, unter denen er mit verhehltem Schmerz Manchen vermißte. Aber er bemühte ſich, den harten Unfall zu vergeſſen, ſein Geſicht zeigte muthige Heiterkeit, und er erwiederte den Morgengruß des Generals Golz mit den Worten: Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt, aber wir werden den Herren ihre Unhöflichkeit ſchon verweiſen. — Während die Wundärzte ſeine Wunde beſorgten, gab er Befehle, diktirte Ordres, und muſterte die Artillerie, wie ſie ſich in

geringer Entfernung ſammelte. „Wo habt Ihr Eure Kanonen?“ fragte er die nächſten Leute. Sie ſtellten ſich kerzengerade, und Einer ſagte mürriſch: „der Teufel hat ſie in der Nacht geholt.“ — „Seyd ruhig, Kinder,“ ſagte Friedrich, „wir wollen ſie ihm am Tage wieder abnehmen.“ — Und ein lautes Vivat tönte durch die Luft, wiederholte ſich wie ein Echo in den Bergen, und rief in manche zagende Bruſt neue Kraft und Hoffnung zurück.

„Die Fee Fanferlüſche im Graben hat doch Recht behalten, mein lieber Ziethen,“ ſagte der König nach einer Pauſe, „wir ſind heute in einer andern Situation, als geſtern. Ihre Worte könnten jetzt für Orakelſprüche paſſiren. Wo iſt ſie denn hingekommen?“

„Es iſt nichts mehr von ihr übrig,“ antwortete der General gerührt, „ſie war dieſe Nacht in Hochkirch, und die Bewohner des Hauſes, das jetzt in Aſche liegt, vergaßen die hülfloſe Fremde, als ſie ſich retteten. Das Leben der alten Frau iſt nichts wie Aufopferung geweſen, und ihr Tod, bei meiner Soldatenehre, ein Heldentod im Dienſte der Menſchheit.“

„Es thut mir leid,“ ſagte der König, „nun, ſie ſoll wenigſtens nicht umſonſt geſtorben ſeyn. Ich will über ihrem Grabe Pardon für den Ellinger ſprechen. Anders können wir ihren Muth nicht ehren. Erinnere Er mich an die Geſchichte, wenn wir wieder Ruhe haben, mein lieber Ziethen. Iſt Er nun mit mir zufrieden?“

„Ich danke Ew. Majeſtät für Ihre Gnade,“ ſagte

der General, „aber ich wünſchte doch, die ehrliche Juſtine könnte ſie ſelbſt erfahren.“

„Sehe Er nicht rückwärts, das taugt nicht für uns,“ erwiederte der König. „Dort liegt Viel, was mein Herz bekümmert, ich muß es verſchmerzen. Denke Er, daß ich Keith verloren habe. — Das Glück hat mir geſtern den Rücken gekehrt. Ein andermal wollen wir unſere Sache beſſer machen.“ — —

Es war ein heller Wintertag zu Anfange des Dezember; die Sonne ſpiegelte ſich in dem glatten feſtgefrorenen Elbſtrome, und leuchtete mit ſo warmen Strahlen in die Fenſter eines hochgelegenen Landhauſes, als wollte ſie, durch ihre Freundlichkeit, die Kürze des Beſuchs vergüten. In einem kleinen Saale zu ebner Erde war Frau von Piſtor geſchäftig, eine feſtliche Tafel anzuordnen, während Lottchen und Luiſe noch an den grünen Kränzen flochten, die der Gärtnerburſche zum Schmuck der weißen Wände benutzte. Ein luſtiges Feuer knackte in dem großen Ofen, und ſchuf, im Bunde mit der Sonne, eine angenehme Wärme, vor welcher die Eisblumen des Fenſters verblühten, und die künſtlichen Roſen auf der Tafel natürlich erſchienen. Ellinger ſah in die Ferne hinaus, und während das Landſchaftsbild im winterlichen Kleide ſein Auge ergötzte, erging ſich ſein Geiſt in den Zeiten, die vorüber waren, und ruhete mit behaglicher Rührung auf der Freude der Gegenwart aus. Oben in Marianens kleiner Stube

ſtanden Piſtor und die Braut Hand in Hand am Fenſter. Sie war ſchon im Hochzeitſtaate, in einem weißen Mohrkleide, mit hohem Beſatz von Blumen und Blonden, ſchönen Blondenmanſchetten und reichem Blondenputz um die Bruſt, die eine lange Schnur Perlen und ein großes goldenes Kreuz zierte. Ihre Friſur ſtieg heute einige Zoll höher auf, als an minder feſtlichen Tagen, und trug den grünen Mirthenkranz, das Sinnbild der Liebe und Unſchuld.

„Wie der Winter ſchön ſeyn kann, Leo," ſagte Mariane, „wenn er ſo freundlich ausſieht wie heute. Sieh, wie die weißen Eisdiamanten an jedem Zweige hangen, und wie die goldbeglänzten krauſen Bäume ſich gegen den blauen Himmel hervor heben. O mein Freund, welch ein liebes, trauliches Plätzchen ſeiner Welt hat uns Gott gegeben, um die Stürme auszudauern, die rings umher das Land erſchüttern. Er ſchütze es nur gegen Gewalt! ach, er gebe doch überall Frieden, und heile alle Wunden, die der Krieg ſchlägt!" —

„Du biſt nicht froh wie ich, Mariane," ſagte Piſtor, „indem Du Fröhliches ausſprichſt, ſchwimmt Dein Auge in Thränen, und Deine Bewegung gehört nur halb der Freude an."

„Halte mich nicht für undankbar, geliebter Freund," erwiederte Mariane, „glaube nicht, daß ich unſer Glück weniger fühle als Du. Mein Vater iſt frei, und Du biſt mein! Wohin ich ſehe, begegne ich den Blicken der Menſchen, die mir auf der Welt die liebſten ſind, ich bleibe bei ihnen, darf für ſie ſorgen, und mich ihrer ſor-

genden Liebe trösten, es kann Niemand glücklicher seyn, als Deine Mariane. Aber, Leo! mir fehlt heute die alte Justine so schmerzlich. Kannst Du Dir es nicht denken? Es war ihre süßeste Hoffnung, unsern Hochzeitstag zu erleben, nun ist sie nicht mehr da, ach! und keine kindliche Hand hat ihr Auge geschlossen, kein Beistand hat ihren letzten Kampf erleichtert."

„Entferne diese Gedanken, liebe Mariane," bat Pistor. „Ich möchte heute Dein liebes Auge ohne Wolken sehen."

„Nein, laß mich immer an sie denken, sie hat es wohl um mich verdient," sagte Mariane. „Wir sollen auch in den Stunden der Freude der Vorangegangenen nicht ganz vergessen, ja es wäre strafbare Weichlichkeit, wenn ich ihr Bild, das mich umschwebt, gewaltsam wegdrängen wollte. Sie hat uns den Vater erhalten; der Offizier, der ihm seine Befreiung ankündigte, sprach selbst mit Rührung von ihrer Treue, und der Vater, den ich niemals so weich sah, hat um sie geweint."

Lottchen sprang zur Thür herein. „Es kommt ein Wagen den Berg herauf," sagte sie, „das ist der Pastor; der Vater läßt Leo bitten, ihn zu empfangen." Pistor ging. — „Mamma Pistor zieht sich an," fuhr Lottchen fort, „nun will ich mich auch putzen. Ach Mariane, wie allerliebst Du aussiehst! die Ohrringe **à la Pompadour** stehen Dir herrlich, ich möchte auch ein Paar. Aber ich lasse mich mehr pudern, das ist hübscher, Rosine wird es schon machen. Sonst mußte sie mich freilich immer nach Justinens altmodischem Ge-

ſchmack friſiren. Ich war oft recht ärgerlich darüber, und wenn ich mich dann beſtändig in dem Spiegel ſah, bloß aus Verdruß, und weil ich dachte, es ſollte einmal beſſer ausſehen, da dachtet Ihr noch, ich wäre eitel. Ach lieber Gott, wie herzlich gern wollte ich heute ſolchen Kopf mit mir herum tragen, wenn die alte gute Juſtine noch da wäre!"

Ganz leiſe öffnete ſich die Thüre, und an der jubelnden Luiſe Hand trat Juſtine ins Zimmer. — Die Mädchen waren außer ſich, ſie jauchzten und weinten, erdrückten die Alte faſt mit ihren Liebkoſungen, hatten unzählige Fragen und dankten immer aufs Neue Gott für dieſe Stunde, Juſtinen aber machte, zum erſtenmal in ihrem Leben, die Freude ſtumm. „Hat Dich denn der Vater geſehen? und Piſtor?" fragte Lottchen. „Ach welche herrliche Ueberraſchung zu Marianens Hochzeit!"

„Zu Marianens Hochzeit!" ſagte Juſtine, „ja wohl, nun ſehe ich wahrhaftig erſt den grünen Kranz und das feſtliche Kleid, und Piſtor iſt der Bräutigam, kein anderer Menſch, das weiß ich. Kinder, es iſt kein Unglück ſo groß, es iſt zu etwas gut, aber mir giebt die Freude vollends den Reſt. Ich will mich ein Bischen ſetzen, ſonſt kann ich kein Wort reden. Nein Niemand hat mich geſehen, blos das Kind, das Luischen, ich bin durch eine Hinterthüre in den Garten gekommen mit einem recht höflichen Burſchen, denn ich ſahe nicht aus wie Jemand, der zur ordentlichen Hausthüre eingeht. Seht mich nur an, Ordnung und Sauberkeit habe ich am ſchwerſten vermißt, bei aller meiner Noth. Ich

weiß nicht mehr wie eine Bürſte ausſieht, und fremder Menſchen Geräthſchaften, die ich nicht gern angreife, habe ich mit gar ſchönem Danke gebrauchen müſſen. Kinder, das begreif' ich nicht, wie die Leute zum Vergnügen reiſen können. Herr des Himmels! in was für Stuben hab' ich aushalten müſſen! wo der Fußboden wie eine Dreſchtenne ausſah, und der Staub in hellen Säulen wirbelte, und Tauben und Hühner das Bürgerrecht hatten! ſo lange meine Augen offen ſtehen, will ich an Hochkirch denken. — Aber ich vergeſſe das Wichtigſte. Wie ich nach Dresden kam — ach mein Himmel — das arme Dresden — ſie haben ja indeſſen den Leuten in den Vorſtädten die Häuſer über dem Kopfe weggebrannt — ja, wie ich ankam — es war mein Erſtes, zum Gevatter zu gehen, und ihm ein Bischen die Wahrheit zu ſagen wegen des Haſen von Fuhrmann, den er mir gedungen hat. Nun da erfuhr ich denn, unſer Vater wäre frei geſprochen, und Ihr alle wäret hinausgezogen, auf Piſtors Gut bei Meißen."

„Und Du weißt nicht, daß Deine Bitten den Vater befreit haben?" ſagte Mariane. „Der General Ziethen hat uns in einigen eigenhändigen Zeilen gemeldet, wie Du für den Vater beim Könige geſprochen haſt, und dann ſchrieb er weiter — weil Deine Treue Dich nach Hochkirch in den Tod geführt hätte, wollte der König ſie ehren, und uns Gnade ſchenken."

„Gott ſegne den König!" rief Juſtine. „O ich will niemals wieder über die Beſchwerden der Reiſe und über die abſcheuliche Angſtnacht bei dem Ueberfall

klagen, nein gewiß nicht. Der Gedanke, wie ich alter, ſchwacher Wurm Euch den Vater befreit habe, der ſoll mir noch in meiner Todesſtunde wohl thun. Seht Ihr nun, Kinder, wie gut es iſt, wenn man ſich mit der Zunge behelfen kann, und wenn man ſich von ein Paar durchdringenden Augen nicht irren läßt. — Ausgeſtanden habe ich freilich Viel, ich kann nun ſagen: ich habe eine Bataille mitgemacht, und hätte mich nicht ein guter Menſch nach Bautzen gerettet, aus dem brennenden Hauſe, und unter dem gräulichen Kanonendonner, es wäre kein Stäubchen mehr von mir vorhanden. Da habe ich denn krank gelegen, viele Wochen lang, und als ich wieder zu mir kam, ging alles bunt in meinem Kopfe herum. Erſtlich, wie ich ein Fremdling in der Welt auf die Gaſſe trat, und der wüſte Menſchenlärm mich ſchwindlich machte, und wie der Gevatter mich in den Wagen packte, und wie ich die Frauenkirche zum Letztenmale anſah. Wie ich dann ein garſtiges Nachtlager überſtand, und früh in einem Graben ſaß — ja ſeht mich nur groß an — im dicken Nebel ſaß ich mit meiner guten Pelzkontuſche und dem grünen Mantel hier, den man in ſeiner Jammergeſtalt nicht mehr erkennt, unter drei Bäumen im trocknen Graben! aber das war mein Glück, denn da kam der König mit meinem General. — Von der Bataille will ich gar nicht ſprechen, wer ſo was nicht erlebt hat, mag unſern Herr Gott danken." —

— „Wir wollen die Braut holen," ſagte Frau von Piſtor, die jetzt in ihrer beſcheidenen Matronentracht eintrat, von Leo begleitet. — „Leo! Mutter! ich

habe meine Juſtine wieder!“ rief ihnen Mariane entgegen, „aber ich muß ſie erſt putzen, damit ſie mich mit zum Altar führen kann. — Wie wird ſich der Vater freuen!“

„Tauſendmal willkommen bei uns, liebe getreue Freundin,“ ſagte Frau von Piſtor, indem ſie Juſtinen umarmte. „Sie bringen das ſchönſte Brautgeſchenk. Laſſen Sie ſich dann von den Händen Ihres dankbaren Pfleglings ein wenig ſchmücken, ſo unnöthig es auch ſeyn mag. Denn wenn Ihre aufopfernde Treue nicht das wahre hochzeitliche Kleid wäre, ſo hätte ich die Schrift niemals verſtanden.“

Eliſabeth, Gräfinn zu Holſtein-Schauenburg.

Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von Agathe S...

Leiſe glitt eine reich-geſchmückte Gondel über den Plöner See hin, auf der ſich, wie es ſchien, eine vornehme Geſellſchaft zuſammengefunden hatte. Denn Gold und Edelgeſtein blitzte von Hüten und Baretts der Männer, und koſtbare, niederländiſche Spitzenhauben und Schleier zierten die Frauenköpfe. Auch floß von den Lippen der meiſten zierliche Rede in fränkiſcher Mundart, wobei hin und wieder ein Reimlein in deutſcher Zunge, oder ein Sirvente und Canzos in der Sprache von Oc erklang. Gar beſonders ſchien ſich ein Kleeblatt, das von der größeren Geſellſchaft getrennt, an einem Ende der Barke ſaß, mit dieſem dichteriſchen Verkehr zu beſchäftigen. Es beſtand aus einem Jüngling und zwei Frauen. Erſterer trug einen normänniſch-zugeſchnittenen Rock aus pfirſichblüthfarbenem, brüſſeler Stoff, mit ſchmalen, ſilbernen Kan-

ten beſäumt, und über dem ſchwarzen Haupthaar ein gleiches Barett mit himmelblauen Federn. Als Agraffe diente, ſtatt des reichen Juwelenſchmucks, den mehrere anweſende Ritter trugen, ein grünes Lorbeerblatt, dem eine Roſenknospe gar ſinnreich hinzugefügt war, und welche Zier der Junker Dagobert de Clairvaux in einem Liederkampf zu Toulouſe als Preis davon getragen hatte. Die eine der Frauen war Eliſabeth, Gräfinn zu Holſtein = Schauenburg, die Schweſter Heinrichs des Eiſernen, der ſtumm und faſt finſter in der Mitte der Gondel ſaß, und das von dunkeln Federn überſchattete Geſicht wie ſinnend in die Hand gelegt hatte. Ihm zur Seiten reihten ſich die ſchwediſchen Geſandten, die Ritter Magnus Tott, Erick Månſon und Birger Lönbeck, welche vor einigen Tagen am holſteiniſchen Hofe angelangt, und wichtige Vorſchläge von den Reichsſtänden Schwedens und Norwegens zu haben ſchienen. Denn Graf Heinrichs Stirn, die ſonſt klar und frei war, bezog ſich ſeit ihrer Ankunft nicht ſelten mit Wolken, die Bedeutendes zu verkünden ſchienen.

Die zweite der Frauen, welche Dagoberts ſüdlichem Liederklang horchte, war das eine Hoffräulein Eliſabeths: Bertha von der Wiſch, deren Treue und liebende Gemüthsart ſie zur Vertrauten der Herrinn gemacht.

„Singen könnt Ihr wohl im Süden, und mit den Worten tändeln auf nicht unangenehme Weiſe,“ rief ein junger, holſteiniſcher Ritter hinzutretend, und die Blicke voll Neid und Argwohn auf dem Hofſänger und der ſchönen Gräfinn hin und her ſendend. „Wie es

dort aber mit der würdigeren Waffenkunſt beſtellt iſt, laſſe ich unentſchieden.“ „Hättet Ihr Euch um die Geſchichte des Südens gekümmert, Herr Ritter!“ gegenredete Dagobert verletzt, „da würdet Ihrs wiſſen, denn ſeine Söhne haben das Schwert tüchtig geführt, und die Namen eines Sordellovon Mantum, Bertrand de Born, Rambaud de Vaqueiras glänzen als Troubadoure und Krieger gleich hoch. Selbſt Könige und Herren verſchmähten es nicht, den Lorbeerzweig des Dichterruhms um ihre Scepter zu winden, der deutſche Kaiſer Friedrich der Rothbart, König Richard der Erſte von England, die Könige Alphons II. und Peter III. von Arragon, König Friedrich III. von Sizilien, der Dauphin von Auvergne, der Graf von Foix, der Fürſt von Oranien, der Marquis von Montferrat, König von Theſſalonien, machten Verſe in provençaler Sprache, und in Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, vereinigt ſich der Krieger- und Dichterruhm am glorreichſten.“

Die Gondel langte unter ſchattigen Eichen und Buchen an, und von der Sonne beleuchtet, breitete ſich der ſaftgrüne Raſengrund gar einladend vor den Landenden aus. Ein Häuschen, von Eliſabeths Amme bewohnt, war der Luſtfahrt Ziel. Heinrich der Eiſerne pflegte ſich der lieblichen Schweſter zu Gefallen wohl ein Paar Mal des Sommers in die Hütte der Frau Dorothea zu begeben, und das idylliſche Vergnügen, im Hauſe der

Patriarchinn Milch und Obſt zu nehmen, ward auch von den Hofleuten recht anregend gefunden. Hatten doch Kellner und Köche reichlich für Speiſe und Trank geſorgt, die im Grünen genoſſen den Gaumen mehr reizten, als an der gewohnten Tafel in der Hofburg.

Auch heute lagerte ſich der Kreis auf gewohnte Weiſe in Waldesſchatten, nur trug der Provençale ſehr dazu bei, ihn bunter und fantaſtiſcher erſcheinen zu laſſen. Er hatte dem kleinen Hofnarren und ſich ſelbſt einen Thyrſusſtab gefertigt, und drehte ſich, das Barett bacchantiſch mit Weinlaub umkränzt, mit dem Kleinen im Wirbel herum, der es zuletzt nicht länger aushalten konnte, und durch einige der poſſierlichſten Bocksprünge und Purzelbäume, dem Athem verſetzenden Zweitanz ein ſehr komiſches Ende machte. Dagobert machte noch tauſenderlei Scherze, bekränzte Männer und Frauen, und ergriff zuletzt die Harfe, der er in einer hohen Eiche ein luftiges Quartier anwies, um des Windes Hand drinn walten zu laſſen. Doch erreichte er ſeinen Zweck nicht. Graf Heinrichs Ernſt, und der beiden, älteren Schwedengeſandten ſteifes Weſen miſchte dem Kreiſe ein peinlich-ſtrenges Ceremoniell zu, das ſonſt am holſteiniſchen Hofe keineswegs zu Hauſe war. Der Schwedenritter Birger Lönbeck ſaß beſonders kalt und ſchroff da, und wäre den Meerfelſen des Nordens nicht unpaßlich zu vergleichen geweſen. Der argloſe Dagobert meinte ihn durch eine Erinnerung an ſein Vaterland zu gewinnen, und bat ihn recht demüthiglich um die Mittheilung einiger der herrlichen Schwedenſagen, die er auf

ſeine Weiſe zu bearbeiten wünſche. Doch war die Antwort der Bitte ſchlecht angemeſſen. „Sehr übel thäte ich,“ entgegnete der ſtolze Schwedenritter, „die hohen Dichtungen unſeres Volkes für den Klingklang Eures Südens herzugeben. Ihr Minneſänger ſeyd mit den Hofnarren in einem Rang: des Lebens Spiel mögt Ihr handhaben, nicht aber ſeinen Ernſt. Dreht Euch,“ ſetzte er höhniſch hinzu, „den Thyrſusſtab in der Hand, mit dem kleinen Steffen Purzel im Kreiſe herum; da ſeyd Ihr an Eurem Platze.“

Dagobert ſah hoch-erglühend vor Zorn und Beſchämung zur Erde, und nur die Achtung für ſeinen Herrn und Gebieter hinderte ihn, dem Gaſte deſſelben eine geziemende Antwort zu geben. Erick Månſon, der jüngere der Schwedengeſandten, ein ſchlanker, edler Ritter aus Oſtgothland, durchglühte den unzarten Landsmann mit zornigem Blick, und reichte drauf dem gekränkten Dagobert die ritterliche Rechte. „Ich werde Euch Sagen erzählen,“ flüſterte er ihm zu; „beſucht mich nur heute Abend auf meinem Zimmer, und ſchlagt Euch des Ritters unfeine Reden aus dem Sinne. Für Eure Harfe dient auch das Höchſte.“

Der Troubadour richtete ſich auf unter des königlichen Jünglings Troſtesworte, wie die welke Blume im Abendthau, und Eliſabeth glaubte nie etwas Edleres geſehen zu haben, als Ericks Erſcheinung. So mußte Balder, der Gott ewiger Jugend den Sterblichen erſchienen ſeyn, wenn er zu ihnen hernieder ſtieg, ſie zu tröſten über ihr Leid.

Hoch ſtand bereits der Vollmond, und beleuchtete Graf Heinrichs Hofburg mit magiſchem Licht, als der Troubadour Dagobert in ſeinen leichten, hellfarbigen Nachtmantel gehüllt über den Schloßhof ſchlüpfte, und ſich dem öſtlichen Thurme zuwendete, wo, wie er wußte, des Schwedenritters Zimmer lagen. Er erreichte bald Erick Mänſons Gemach, und fand ihn in bequemer Haustracht auf einem Polſterbett ruhend, und ſeinen Gaſt erwartend. „Setzt Euch neben mich, edler Junker Dagobert!“ ſagte er, und ließ durch den anweſenden Diener einen Seſſel zu ſich heran rücken; „ſetzt Euch neben mich, und leert zuerſt einen Becher Weins mit mir. Meine Nordweiſen werden Euch dann noch beſſer klingen, denn glaubt es mir: der Herr des Himmels hat große Kraft in den Saft der Trauben gegoſſen, und mäßig genoſſen dient er dem Menſchengeiſte zum ſchönſten Hebel.“

Die Jünglinge hoben zu gleicher Zeit die ſchweren ſilbernen Humpen mit der kunſtreichen haut-relief-Arbeit eines berühmten Nürnberger Meiſters, die der Diener, mit Rheinwein gefüllt, vor ſie hingeſtellt hatte, und zogen ſie bis auf den letzten Tropfen aus. „So,“, ſprach dann Ritter Erick, den ſeinigen kraftvoll vor ſich hin auf den Tiſch ſtellend, „nun wirds mir vom Munde fließen wie Honigſeim.“

Lautlos horchte der Provençale dem Schwedenritter, der ſich nicht nur auf die Sagen ſeines Vaterlandes beſchränkte, ſondern ſich noch höher gen Norden wen-

dete, und von den Weiſen des wunderbaren Eilandes Island ſprach, das ſchon damals auf ſo hoher Stufe der Entwickelung ſtand, und dem nur Latein zu hören gewohnten Europa Schätze der Dichtung und Wiſſenſchaft in ſeiner Mutterſprache überlieferte. In jener goldenen Zeit, da der gewaltige Harald nach Island zog, und ſich zum Beherrſcher deſſelben aufwarf, erſtand dort aus mitgebrachter Ueberlieferung in vollſter Blüthe der Geſang. Island ſendete ſeine Skalden in alle Welt. Helden und Könige horchten ihren gewaltigen Liedern, und lernten von ihnen die Harfe rühren. Aus den Nebeln des fernen Nordens brach ein reicher Sonnenglanz hervor, an dem ſich die Phantaſie der mittäglichen Völker entzündete.

Die Skalden wurden Vorbilder den Troveres, Troubadours und Jongleurs.

Von den Sagen und Liedern dieſes Eilandes alſo, das in ſeiner kalten Bruſt glühendes Leben birgt, ſprach Erick Månſon mit dem ſchwärmeriſchen Sänger aus Provence, und Mitternacht war längſt vorüber, als die Jünglinge an Trennung dachten. Tief herabgebrannt waren die Lampen in den Vorſälen und Hallen, durch die der geiſtig-trunkne Dagobert hindurch ſtolperte, und wenig von dem Boden zu wiſſen ſchien, den er unter ſeinen Füßen trug. Denn ſein Geiſt umſchwebte die Felſen jenes wunderbaren Eilandes, das der Schwedenritter ihm ſo ſchauerlich-ſchön gemalt, und das Sagenkind Sigurds und Brunhildens, das an Spangerheids ödem Strande von der Unholdinn Grima erzogen ward, ſchien

ihn in ihrem reichen Goldgelocke ganz und gar gefangen zu haben. Dann aber waren es wieder der Gräfinn Eliſabeth himmliſche Züge, die aus der Welle auftauchten, in der das Sagenkind die roſigen Wangen badete.

Dagobert befand ſich jetzt auf der dunklen Wendeltreppe, und ſeine Gedanken mußten ſich in dieſer Finſterniß wohl der unholden Gegenwart zukehren, und es ihm gewiß werden, daß er ſich nicht an der blondgelockten Jungfrau Seite befand. Ein ſtarker Schritt hinter ihm her hatte ihn ſchon früher ſeinem Phantaſielande entrückt; jetzt fiel ein heftiger Schlag, begleitet von gellendem Hohngelächter gerade auf ſein Hinterhaupt, und ſinnlos ſtürzte er die noch übrigen Stufen hinab, ſo daß er am Eingange des Thurms liegen blieb. Der holſteiniſche Ritter Berthold aber, der ſich an dem beneideten Günſtling Eliſabeths ſo hinterrücks gerächt hatte, eilte, von ſeinem Leibknappen begleitet, dem weſtlichen Thurme zu.

Nur eine tiefe Ohnmacht wars, in die Bertholds Streich den Provençalen verſetzt, und dieſer erwachte, als die röthlichen Morgenſtralen den Horizont färbten, mit erſtarrten Gliedern und ſchmerzendem Haupte. „Lieber, junger Liederdichter! was iſts denn, das Euch ſo unwürdig hier am Eingang des öſtlichen Thurms gebettet? Läget Ihr noch auf Roſen, da wollte ichs mir gefallen laſſen, oder auf Marmor, von dem die Menſchen den Dichtern und Göttern und Königen Mo-

numente errichten, — aber auf gemeinem Sandſtein Eure poetiſchen Glieder zu recken, dünkt mich doch gar unziemlich.“

Steffen Purzels, des Hofnarren, weinerliches Stimmchen war es, welches dem Sänger obige Worte ins Ohr raunte. Dagobert rieb ſich Stirn und Augen, und zum erſten Mal unfreundlich auf den Kleinen herabblickend, erwiederte er: „Nun was ſollte es wohl anders ſeyn, als die Plumpheit Eures ſauberen Ritters Berthold, der ſeine verſchmähte Flamme an mir gerächt und mich ſo ſchimpflich hingeſtreckt.“ „Das ſoll ihm nicht unvergolten bleiben beim heiligen Steffen, meinem Schutzpatron,“ verſicherte der Hofnarr, ſich komiſch in die Bruſt werfend, „ich will ihm den breiten, holſteiniſchen Schädel waſchen, daß er Zeitlebens an Steffen Purzel denken ſoll.“ Dagobert ſah faſt wehmüthig zu dem kleinen Prahlhans hinüber, und erwiederte: „Was willſt Du, ſchwaches Rohr, gegen die mächtige Eiche, die feſt gewurzelt iſt im Hofboden? Was willſt Du, albernes Närrchen, gegen den mächtigen Günſtling des eiſernen Grafen? Weißt Du denn nicht, daß Dein Element nur des Lebens Spielwerk iſt, und Du davon bleiben mußt, wo es ſich um etwas Tüchtiges handelt? Was können der luſtige Sänger und der luſtige Hofnarr gegen den ahnenreichen Ritter, dem die Bruſt geſchützt iſt durch harten Stahl, und mehr noch durch Heinrich von Holſteins Gunſt?“

„Da meine ichs doch anders, Herr Luſtig,“ entgegnete Steffen mit Laune, indem er ſein rothes Käppchen

liſtig-lächelnd aufs linke Ohr hinſchob. „Die Ehre," meine ich, „iſt ein Ingut des Reichen und Armen, des Schwachen und Mächtigen, und wer ſich ihrer begiebt, mit Reſpect zu melden, ein Schuft. Das biſt Du, lieber Sänger! indeß keineswegs, und die nächtliche Treppenfahrt hat Dein Inneres nur verkehrt herum gerüttelt. Ich möchte den Vorſchlag thun, Dich noch einmal hinab rutſchen zu laſſen, damit das Rechte wieder nach oben käme."

„Laß Deine Thorheiten jetzt," bat Dagobert ſich erhebend. „Mein Gemüth hat für Deine Scherze den rechten Ton nicht, und ſie klingen wie ſchneidende Mißtöne daraus wieder. Auf den Abend komm zu mir, da wollen wir ein Späschen gegen den vermeſſenen Ritter verabreden. Bis dies aber ausgeführt, bleibe meine Schmach dem Hofe ein Geheimniß, und Du ſey verſchwiegen wie das Grab." Steffen machte ſein gewöhnliches luſtiges Geſicht, zog zu Dutzend Malen ſein Käppchen, ſchwang es in der Luft, und verbeugte ſich mit Marionetten-Beweglichkeit gegen Dagobert, der ſeiner Wohnung zueilte.

Es mochte kaum zehn Uhr Morgens ſeyn, als Gräfinn Eliſabeth zu ihrem Bruder gerufen ward. Sie ſaß eben mit ihrer Vertrauten Bertha am Webſtuhl, und hätte gern das Blümlein vollendet, das ihren kunſtfertigen Händen ſo lieblich zu entblühen begann. Doch litten Graf Heinrichs Befehle keinen Aufſchub, und eilig, faſt ängſtlich vertauſchte ſie das einfache Mor-

genkleid mit dem reicheren Seidengewande, um zu ihm zu gehen.

Er empfing ſie allein in ſeinem innerſten Cloſet, und die Schatten der Stirn, die leiſe, faſt bebende Stimme, mit der er ihr guten Morgen bot, ſchien Wichtiges zu verkündigen. Auch ſagte er ihr ſogleich: wie die ſchwediſchen Geſandten keinen anderen Zweck gehabt, als ſie für den Prinzen Hackon von Schweden und Norwegen zur Ehe zu begehren.

„Ich habe den Vorſchlag ſchon lange mit mir herumgetragen," fuhr Graf Heinrich fort, „und nur in ſtiller Stunde mit Gott berathen. Denn trügeriſch iſt Menſchenweisheit, und ſtützt ſich am ſicherſten auf den Rath des Allerhöchſten. Rath aber kömmt nur im frommen Gebet, und gebetet habe ich um Erleuchtung, entſcheiden zu können der geliebten Schweſter Geſchick. Sie iſt mir geworden in der Ueberzeugung, daß ich den ehrenvollen Antrag der Nachbarſtaaten nicht wohl ablehnen könne."

Zur weichſten Rührung war Graf Heinrichs Stimme herabgeſunken, und ſeine ſtolzen Blicke überzogen ſich mit Bruderthränen. Er ſchwieg einige Minuten, um Eliſabeth Zeit zur Sammlung zu laſſen, und fuhr dann fort: „Zwar kennt der ganze Norden den unmännlichen Wankelmuth des Schwedenkönigs Magnus, mit dem kein ſicheres Bündniß zu knüpfen iſt. Doch nicht er war es, der den Sohn beſtimmte. Der norwegiſche und ſchwediſche Reichsrath, geſchreckt durch die Verbindung mit dem Dänenkönige Waldemar Atterdag, der ſeine 9jährige Tochter dem Hackon zu vermählen wünſcht,

hat den Prinzen bestimmt, um Euch, meine schöne Schwester! zu werben, und es sind somit die Repräsentanten zweier Reiche, die Euch zur Königinn begehren."

Elisabeth schwieg, und nur das Erbleichen ihrer Wangen gab es kund, daß der Gedanke zwei Kronen zu tragen, sie nicht mit Freudigkeit erfülle. Doch konnte in Herz und Worten kein Zweifel seyn über des Bruders Wahl, denn er war ihr von erster Kindheit an leitender Lebensstern gewesen. Früh verwaist waren die edlen Brüder ihr Vater und Mutter geworden, und wie die zarte Schlingpflanze sich dem starken Stamme willig anschmiegt, so auch hatte sich Elisabeths Jugend dem reiferen Alter der Brüder angeschlossen.

Auch heute beugte sie von Rührung bewältigt ein Knie vor dem Erhabenen, und sprach leis-bebend: „Wie Ihr entschieden habt, mein geliebter Bruder, so ists auch recht, denn Euer Geist schaut klar, und Euer Herz liebt die Schwester. Wohl irrt mein schwacher Fuß gerne nach, wo Euer gewaltiger Tritt ihm vorangeht. Sagt den schwedischen Gesandten, daß ich entschlossen sey, dem Prinzen Hackon meine Hand zu geben, und vergönntes mir, den Rest des Tages in stillem Gebet hinzubringen."

„Es sey," versetzte Graf Heinrich sich erhebend, und das Closet messend mit dem gewaltigen Tritt, der ihm eigen, „nur versäumt nicht, heute Abend Punkt zehn Uhr auf dem Banquet zu erscheinen, das ich den schwedischen Herren zu Ehren veranstaltet, und bei dem Ihr vor allen Dingen nicht fehlen dürft."

Das Gerücht von Eliſabeths Verlobung verbreitete ſich ſchnell durch die Hofburg und ihre Umgebung, und erregte wie jede neue Mähr die mannichfachſten Empfindungen. Auf Ritter Berthold und den Sänger Dagobert wirkte ſie ſehr niederſchlagend ein, wenn ſich dies auch auf verſchiedene Weiſe äußerte. Berthold von Rathlow, ein Sprößling aus edlem Geſchlechte, ein tapferer Krieger im Gefecht, ein zierlicher Ritter in der Halle, Beſitzer ſtattlicher Burgen und Gauen, und Günſtling Heinrichs des Eiſernen, den er von frühſter Jugend an umgab, und fleißig in Schlachten und zu Turnieren begleitete, hatte in Hinſicht Eliſabeths ſtolze Hoffnungen gehegt, weshalb ihm die Botſchaft der fürſtlichen Verlobung ſehr ungelegen kam. Er ſtieß, um ſeine erſte Wuth zu kühlen, einige koſtbare Porcellan-Gefäße über den Haufen, und ſchwang ſich dann auf ſeinen flüchtigſten Renner, mit dem er feldeinwärts brauſte, daß das edle Thier hellen Schweiß vergoß, und der Schaum ihm aus Maul und Nüſtern floß.

„Thörinn, die ſie iſt,“ murrte er vor ſich hin, „zu ziehen in den wilden Norden, in das Partheien-zerriſſene Land, wo Mord und Verrath walten, zu knüpfen ihr Geſchick an dasjenige des unglückſeeligen Königsſtammes, aus dem Magnus Smek entſproſſen. Eliſabeth, Du haſt treue, heiße Liebe verſchmäht, um eitlen Glanz zu kaufen, und nimmer kanns Dir wohlergehn auf Erden.“

Keine Wehmuth erfüllte bei den letzten Worten des Ritters Züge, vielmehr ſchien es, als ob ſeine Rache ſich ihres Sinnens freue. Denn verderblich Feuer ent-

blitzte den tief=liegenden, düſter=blauen Augen, und um den fein=geſpaltenen Mund zuckte ein höhniſch Lächeln. Raſch wandte er den Zelter, um nach der Hofburg zurückzukehren, und den Sänger Dagobert, dem er ſich jetzt faſt verwandt fühlte, aufzuſuchen.

Hätte er ihn von Eliſabeth begünſtigt geglaubt, wie zuvor, ſo wäre dies gewiß nicht geſchehn; gleiches Schickſal aber zog ihn faſt willenlos zu dem ſanften Schwärmer hin, über den er wohl früher geſpottet, und ſich ſtolz erhoben im Gefühl ritterlicher Würde.

Er fand ihn allein, die Harfe im Arm. Ueber den ſonnigen Jugendzügen lagen Nebel der Schwermuth, die indeß des Ritters Ankunft zerſtreute. Denn ſein ganzer Stolz erwachte bei dem Anblick deſſen, der ihn ſo unwürdig behandelt, und ſich faſt trotzig erhebend, fragte er kurz und keck nach deſſen Begehr, indem er, ſichtlich unmuthig, die Harfe in einen Winkel des Zimmers ſtellte. „Laßt Euch nicht ſtören," bat Berthold kalt, und verletzt über des Provençalen ſo unehrerbietigen Empfang. „Ich kam nur, Euch die frohe Kunde der Verlobung unſerer allgeliebten Gräfinn Eliſabeth zu bringen," ſetzte er höhniſch=lächelnd hinzu, „und werde daher kurz ſeyn." „Da kamet Ihr zu ſpät, Herr Berthold!" erwiederte Dagobert mit ſo viel leichtem Gleichmuth im Ton, als ſein ſtürmendes Herz zuließ. „Schon in der Morgenfrühe ſandte mir der geſtrenge Herr Graf den Befehl, ein Feſtlied zu dichten auf dieſe freudige Begebenheit, welches heute Abend beim Banquet abgeſungen werden ſoll. Dabei eben war ich, als Ihr, Herr

Ritter! mich ſtörtet.“ „Da will ich mich wahrlich empfehlen, Herr Sänger!“ rief Berthold ſpöttiſch, „und Euch die wenigen Stunden bis Abend nicht rauben. Ihr möchtet ſie brauchen, um Euch ehrenvoll des Auftrags unſeres gnädigen Herrn zu entledigen.“ Dagobert fühlte ganz das Verletzende in des Ritters Worten. Doch war ſein Herz zu weich geſtimmt, um ſich auf einen Streit gekränkten Ehrgeizes einlaſſen zu mögen.

Pauken- und Trompetenſchall, vereint mit den ſanfteren Klängen der Cimbeln und Schalmeien, riefen die Gäſte in die hohen, reich-geſchmückten Feſtgemächer, wo das Banquet und der darauf folgende Ball gehalten werden ſollte. Auf einer Tribune, die an der Mittelwand des einen Saales aufgebaut war, ſaßen der ſtolze Graf Nicolaus von Holſtein, Graf Heinrich der Eiſerne, der Biſchof Eberhard von Lübeck, und der Abt des Kloſters Reinfeld Eggert von Wenſyn. Wie eine weiße Roſe blühte Eliſabeth unter dieſen ſtattlichen Männern, und ihr Blick ſenkte ſich ſo demuthsreich, als ſey ſie Magdala, die Bußfertige, vor dem Richterblicke des Herrn. Die ſchwediſchen Geſandten, ſammt den vornehmſten Rittern und Frauen des Hofes und der Umgegend, ſchloſſen zu beiden Seiten der Tribune einen Halbzirkel, und weiter abſeits gegen die Eingänge zu, ſtanden die jüngeren Ritter, die Leibknappen und Edelknaben, ſammt dem Sänger Dagobert, und dem reich-aufgeputzten Steffen Purzel, der ſeine Laune kaum bändigen konnte, und ſich

in den allertollſten Sprüngen und Grimaſſen übte, zur großen Qual einiger, jederzeit lachfertigen Bürſchchen, die ihn durch die lamentabelſten Mienen baten, doch ihres Zwergfells zu ſchonen, und zu bedenken, welches ihr Loos ſeyn würde, wenn ſie nun wirklich ausbrächen in lautes Gelächter vor dieſer ehrenwerthen Compagnie.

„Ihr, meine Lieben und Getreuen!“ ſo redete Graf Heinrich die Verſammlung an, „habt ſtets mit Theilnahme Meines Landes und Hauſes Wohlfahrt geſehn, und drum auch wird Euch das, nun ſo glänzend beſtimmte Schickſal der allverehrten Gräfinn Eliſabeth mit gerechter Freude erfüllen. Ich habe im Rath mit Gott, dem Allerweiſeſten, die Sache überlegt, und bin entſchloſſen, den ſchwediſchen Herren zu willfahren, und dem künftigen Thronerben Schwedens und Norwegs die Schweſter zur Gemahlinn zu geben. Es werden indeß noch einige Monate hingehen, ehe ſich dieſes Ehebündniß ſchließt, und die Gräfinn iſt gewillt, ſie in tiefer Stille zu verleben, und ihre Zeit unter gottesdienſtliche Uebungen und einige höchſt-eigne Händearbeiten für das Kloſter Reinfeld und die Kapelle St. Hilberici hieſelbſt zu theilen. Auch wird ſie, wenn Gott ihr Kraft dazu verleiht, zu Fuße die Wallfahrt nach Haddeby antreten, um dort an geweihter Stätte Stärke für ihren hohen Beruf zu erflehn. Gebt Ihr, hochweiſer Biſchof und Ihr, frommer Abt, dem ſchwachen Kinde Euren Seegen zu vollbringen das gottſeelige Werk.“

Ein leiſes Beifallsmurmeln ging durch die Verſammlung, und Augen wie Herzen waren der frommen Gräfinn zugewendet. Voll Entzücken aber und hoher Bewunderung, voll Liebesgluth und heißem Schmerz ſuchte ſie Ritter Ericks Auge vor allen anderen, und der reichgeſtickte Mantel hob ſich ſchnell über dem ſtürmiſch-klopfenden Herzen. Eliſabeth war nicht mit dem Bruder zufrieden, und fand es unzart, ihr heiliges, nur ihm entdecktes Vorhaben ſo preiſend zur Schau zu ſtellen, und hiedurch zu entweihen.

„Und möge jetzt etwas Heiteres uns beſchäftigen,“ nahm Graf Heinrich nach einer kleinen Weile das Wort, den Provençalen an die Tribune winkend. „Der Junker Dagobert von Clairvaux, mein Meiſterſänger, hat zur Ehre des Verlöbniſſes ein Feſtlied gedichtet, das er uns ſofort abſingen wird. Er gewann in den Liederkämpfen zu Toulouſe, Avignon und Barcellona bedeutende Preiſe, wie auch am Hofe Johannens von Neapel, der Liebe- und Liederkundigen Königinn. Hoch ſteigt der Flug ſeiner Phantaſie, und reich ſind die Bilder ſeiner Worte. Wohl werth wäre er geweſen, zu ſingen am gelben Strande von Lethra mit den Nordjünglingen vergangener Zeit, und ſich eine Krone zu erkämpfen, wie König Hjaren es einſt gethan.“

Dunkles Roth überflog die Wangen des Minneſängers bei den letzten Worten; ſein glühender Blick ſuchte Eliſabeth, und es ſtand in dieſem glühenden Blicke: was achte ich der Kronen, wenn ich nur Dich gewinnen könnte!!!

Leiſe griff nun Dagobert in die Saiten, und ließ die Finger irren durch ihr Gold, daß es klang wie Zephyr in der Bäume Wipfel. Dann brauſten die Töne wieder hin, wie der ſchäumende Waldbach vom Sturme getrieben. Nachdem er ſo bald ſtärker, bald leiſer präludirt hatte, begann er ſeinen Geſang, den die Feder indeß nur unvollkommen wiederzugeben vermag. Zuerſt ſprach er von Eliſabeths Tugend und Liebreiz, von ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, und wie ſie prachtvoll wie die Roſe, rein wie die Lilie, und beſcheiden wie das Veilchen im Garten Gottes ſtehe, das Auge des Wanderers erquickend. Dann ging er auf ihre hohe Beſtimmung über: Gemahlinn zu werden einem hoffnungsvollen Königsſohne, Mutter einem edlen Volke, Zierde einem alten Thron. Nicht Trauer könnte ſeyn für die Freunde, ſähen ſie die Geſchiedene in ſo reichem Glanz, gebildet aus irdiſchen und himmliſchen Stralen.

Er gedachte auch der beiden edlen Brüder, der Beſchützer von Eliſabeths Kindheit und erſten Jugend, die ſie gewahrt mit liebender Sorgfalt vor jedem rauhen Nord. Er gedachte der treuen Landesregierung des Grafen Nicolaus, der daheim den Feinden wehrte, nützliche Bündniſſe mit den Nachbarſtaaten ſchloß, und ſeine Unterthanen in Luſt und Frieden regierte, während der kraftvolle Bruder, ſeiner Leibesſtärke halber „der Eiſerne“ genannt, draußen in der ſtürmenden Welt ſein Heil verſuchte. Preiſend gedachte er der Großthaten Heinrichs in Dännemark, England, Frankreich und Schweden, und wie ſein Kriegsruhm ſelbſt bis nach Italien ge-

drungen, daß Papſt Urban VI. ihn in einem eigenhändigen Schreiben zu ſich entboten, ihm gegen ſeine Feinde in Apulien und Kalabrien beizuſtehn.

Auch der berühmten Schlacht von Creſſy zwiſchen dem engliſchen und fränkiſchen Monarchen erwähnte er, wo König Philipp VI. von Frankreich die Könige Johann von Böhmen, Peter von Navarra, Adolph Herzog von Lothringen, und Ludwig Graf von Flandern begleiteten. Heinrich von Holſtein focht mit Eduard III., und machte den König von Böhmen zum Gefangenen. Er nahm ihm bei dieſer Gelegenheit, wie eine alte Chronik ſagt, zwo großer, güldener Ketten von dem Hals.

Noch mancherlei ſang Dagobert in lieblichen und bilderreichen Worten, die alſo wiederzugeben nicht in unſerer Macht ſteht. Dann beugte er ein Knie vor der Gräfinn Eliſabeth, aus ihren Händen des Sanges Preis zu empfahn, wie Graf Heinrich es angeordnet. Eine goldene Kette hing ſie ihm um mit einem Schilde, darauf ein Kranz von Lorbeern gar ſinnreich eingegraben war. Dagobert mochte ein Geſchenk von ihrer eigenen Hand gefertigt erwartet haben, denn mit ſichtlich-getäuſchter Hoffnung erhob er ſich, und es bedünkte ihn, als reiche man dem Durſtigen das Waſſer des Edelgeſteins, indem man ſeiner heißen Liebe nur Ruhm und Gold bot.

Die Flügelthüren einer anſtoßenden Halle thaten ſich auf, und eine reich=beſetzte Tafel ward ſichtbar. Eliſabeth ging mit dem Biſchof von Lübeck zu Tiſche; Graf Heinrich wählte ſeine Muhme, die ſtolze Gräfinn Catharina von Wagrien, Tochter des Herzogs von Glogau und Breslau, und zuerſt vermählt an Johann den Erlauchten, Markgrafen von Brandenburg; Graf Nicolaus die Wittwe des Grafen Günthers von Schwarzburg, welcher einſt, von Kaiſer Ludwig geſendet, die Uneinigkeiten zwiſchen den Hanſeſtädten und den holſteiniſchen Grafen beſeitigte.

Dieſen edlen Paaren folgte die übrige Geſellſchaft in gemeſſener Ordnung nach, doch der Sänger Dagobert ward an der glänzenden Tafel vermißt.

Hin ins Freie zog es ihn, die gepreßte Bruſt zu entladen, und drum eilte er, als die geſchmückten Reihen in den Speiſeſaal zogen, hinaus in den Schloßgarten, über dem der Vollmond ſo eben aufgegangen war. Es ward ihm wohler in der kühligen Abendluft; ſie umfloß ihn belebend; ſie hauchte die heiße Beklommenheit von ſeiner Bruſt, die jener vornehm=gefüllte Feſtſaal ihr aufgelegt.

In den blinkenden Sternen, die oben im blauen Himmelsmeer ſchwammen, ſah er tauſend Welten, ach! und in dieſen tauſend Welten Raum für ſeine, hier auf Erden verſchmähte Liebe. Denn dort war ja der Sänger und die Grafentochter eins, dort bot vielleicht die, nun bald doppelt Gekrönte, dem armen, heimathloſen Dichter die Hand zum ewigen Verein.

Neben ſeiner goldenen Kette, dem koſtbaren und

ihm doch ſo werthloſen Preiſe ſeines Liedes, ſteckte ein verwelkter Blumenſtrauß, den Eliſabeth verloren, und er begierig vom Boden aufgerafft und an ſeine Bruſt geheftet hatte. Mit dieſer Reliquie trieb er Abgötterei nach gewohnter Art der Verliebten, nahm ihn vom Buſen, um ihn an die Lippen zu drücken, wobei er gar hochfliegende Worte ausſtieß.

Er mochte eine beträchtliche Weile ſo geſchwärmt haben, als eine heiſere Stimme ihn aus ſeinen Träumereien weckte. Sich erſchrocken umſehend, ward er den alten Fiſcher Arnold gewahr, der eine Viertelſtunde vom Schloſſe entfernt in einer einſamen Hütte am See wohnte, und jetzt in ſeinem gewöhnlichen, nicht eben ſauberen Haushabit vor ihm ſtand, und ihn mit den großen, blaß-blauen Augen recht graulich anſtarrte.

„Wo kommt Ihr her, Arnold?“ — rief der Provençale von Fieberſchauern gerüttelt, — „was treibt Euch zu ſo ungewohnter Nachtſtunde in den Schloßgarten? Wollt Ihr vielleicht dem Tanze zuſehn, da kommt Ihr zu ſpät, denn die Geigen und Trompeten verſtummten, und ein Lichtlein nach dem andern erliſcht in den Fenſtern der Hofburg. Auch möchtet Ihr in Euerer unhochzeitlichen, Theer-beſchmierten Jacke ein unpaßlicher Gaſt beim Feſtgelage ſeyn.“ „Spart Euren breiten Wortreichthum, junger Geſelle,“ entgegnete der Fiſcher mit ſeltſamem Lächeln, „und ſagt mir lieber, was Euch zu ſo ungewohnter Nachtſtunde an dieſen Ort führt. Euer gebrämter Atlasmantel, das gebauſchte Feſt-Collet und die goldene Kette ſagen, daß Ihr dem

Gelage angehört habt. Was ſpielt Ihr wie ein thörichter Schäfer mit geſtorbenen Blüthen, während die Geſellen Eures Alters und Gelichters ſich da oben bei Tanz und Wein eine Güte thun. Ihr gedenkt ihrer," fuhr Arnold leiſer fort, „deren ewiger Nacht ein ſo kurzer Frühling voranging." „Wunderlicher Alter!" rief Dagobert unmuthig, „was faſelſt Du nun wieder, und ſprichſt in ſo ſeltſam-geheimnißvollen Bildern?" „Kannſt Du ſie nicht deuten?" fuhr der Fiſcher fort, ſeine Stimme zu faſt fürchterlicher Kraft ſteigernd, „ſo will ich Dir in blumenloſen Worten reden. Du denkſt der Gräfinn Eliſabeth, der Du zugethan mit thörichter Liebe. Ihr droht ein herbes Geſchick, und dieſe königliche Vermählung, der ſie entgegengeht, wird ſchmachvoll für ſie enden. Willſt Du verſuchen, ſie zu retten?"

Der ganze Jugendmuth, der ganze Liebesenthuſiasmus des Troubadouren erwachte bei Arnolds letzten Worten. Mit leuchtenden Augen, mit kühnen Gebärden, hoch aufgerichtet die ſchöne Jünglingsgeſtalt ſtand er vor ihm, und aus der hochklopfenden Bruſt rangen ſich die Worte: „Alles will ich für ſie thun; durch Waſſer und Feuer will ich gehn, Drachen und Löwen bekämpfen, Zauberknoten und Zauberriegel löſen, Schlöſſer, ſo feſt wie Demantſtoff, beſtürmen, den Stein der Weiſen ſuchen, die Meerestiefen ergründen und in die Bergſchachten hinabfahren. Gieb mir Arbeit, Alter! mag ſie ſchwer ſeyn wie Galeerendienſt, um ihretwillen kann ich alles bezwingen."

„Thörichter Schwärmer!" rief Arnold mit ſtillem

Lächeln auf dem bleichen, im Alter ſtarr gewordenen Antlitz, „brauſe nicht ſo unbedachtſam in das Leben hinein, ſey ſparſam mit den Worten und wiege ihren Sinn. Nichts ſollſt Du von dem allen, was Dir eben ſo leicht und feurig von den Lippen ſprudelte, wie Champagnerſchaum, und eben ſo ſchnell zerrinnen wird. Gräfinn Eliſabeth iſt keine verwünſchte Prinzeſſinn, die Du aus Zauberbanden erlöſen ſollſt; Du kein fahrender Ritter alter Zeit, dem derlei Abentheuer anſtehn. Nichts wird Dir obliegen, als ein Wörtlein mit ihrer engelgleichen Schwägerinn, der Gräfinn Anna zu reden. Willſt Du indeß ſo unbeſonnen-leidenſchaftlich ſeyn, als Du ſo eben erſchienſt, taugſt Du ſchlecht für meinen Auftrag, und ich muß mir ein anderes Werkzeug auserſehn.“

„Nein, nein, lieber Arnold!“ rief Dagobert, „laßt mich für ſie reden, wenn ich nicht handeln darf, und ſagt mir, was ich thun ſoll.“

Der Fiſcher ſetzte ſich auf einen Delphin von Sandſtein, der ſich nebſt mehreren Meergöttern, Nixen, Fiſchen und Fröſchen an einer nahen Waſſerkunſt befand. Der Mond beleuchtete mit ſcharfem Licht des Alten bleiches verſteintes Antlitz, dem nur die halberloſchenen, halb in krankhafter Fieberglut glimmenden Blicke ein geſpenſtiſches Leben mittheilten.

„Verlange nicht zu wiſſen, wie mir Kunde geworden von den Gefahren, die der Gräfinn Eliſabeth drohen,“ begann Arnold. „Nicht läßt ſich in irdiſche Worte faſſen, was uns aus dem Geiſterreich offenbart wird. Ich ſelbſt weiß kaum, worin das Unheil beſteht, das ihr

naht. Gewiß aber iſt, daß Falſchheit und Hinterliſt es bereiten, und es ihr auf der Reiſe über das Meer bevorſteht. Gehe zur Gemahlinn des eiſernen Heinrichs, zur milden Gräfinn Anna. Sie, die ſo oft erbarmenvoll in meine Hütte trat, wird die Warnungen aus gemeinem Munde nicht überhören. Auch niederes Werkzeug erſieht der Herr zu ſeinen Zwecken. Sage ihr," fuhr der Alte mit gehobener Stimme fort, „daß ſie den Gemahl beſtimme, jene unglückſeelige Heirath mit dem Norwegerprinzen aufzulöſen, die über ſein Haus und ſeine Schweſter Schimpf und Schmach bringen wird."

Arnold erhob ſich langſam. Der ſtarre Ernſt, der der Rede gewichen, nahm wiederum Beſitz von ſeinen Zügen, und unbewegt, wie die Bilder von Sandſtein ſtand er da, faſt graulich vom Mondſchein angeſtrahlt. Dagoberts Züge kündeten ein deſto regeres Leben, aber es zog ſich nach innen hinein, und kein Wort trat auf die feſt-verſchloſſenen Lippen. Tief-verſunken in die wunderbarſten Gefühle hatte er des Fiſchers Verſchwinden nicht bemerkt. Ein leiſes Fröſteln, durch die immer kühler werdende Nachtluft erzeugt, mahnte ihn, ſein Zimmer zu ſuchen und in den Armen des Schlafs alle die wechſelnden Empfindungen zu begraben, die an dieſem langen Tage ſein Herz beſtürmt hatten.

Graf Heinrich zog am andern Morgen früh mit zahlreichem Gefolge auf die Jagd, und Dagobert konnte daher leichter Gelegenheit finden, die Gräfinn Anna, de-

ren Kränklichkeit ſie ſchon ſeit Wochen in ihren Zimmern hielt, ungeſtört zu ſprechen. Er ſandte einen ihm ergebenen Edelknaben um Mittag zu ihr, und erhielt die freundliche Antwort: er werde willkommen ſeyn.

Er fand die noch immer anziehende, wenn auch durch Kränklichkeit und vorgerückte Jahre unblühende Gräfinn auf einem Ruhebett, doch beſchäftigt mit Leſung einer lateiniſchen Mönchsſchrift, die der Abt des Kloſters von Reinfeld, als ſehr altes Manuſcript in einem italieniſchen Kloſter erhandelt, und der, für ihre Zeit höchſt lernbegierigen Gräfinn Anna verehrt.

Sie ſandte ihre Frauen auf Dagoberts Bitte fort, und fragte ihn dann mit milden, wenn auch etwas verwunderten Blicken, um ſein Begehr.

Der Troubadour redete mit gewöhnlicher Begeiſterung, und wenn es der Gräfinn auch einleuchtend werden mußte, daß ſeine aufgeregte Phantaſie viel hinzuthat, ſo ſtand doch Fiſcher Arnolds Prophezeiung klar und ſchauerlich vor ihr, und ſie ſprach mit ſichtlicher Bewegung: „Was Ihr mir da ſagt, Junker Clairvaux! hat lange dunkel in meiner Seele gelegen. Gräfinn Eliſabeth ſcheint mir das arme Röslein, das hinausgeſchleudert wird in den wilden Wogendrang. Ich werde meinem Herrn und Gemahl die Sache zum Bedenken vorlegen, und für ſie reden nach beſter Ueberzeugung. Hoffet indeß wenig, Junker Dagobert! Die ſtarken Seelen laſſen ſich nicht irren, und Schwedens Thron glänzt zu hell, als daß die Wahrſagungen eines Fiſchers am Plöner See ihn in Schatten ſtellen ſollten.“

Der Gräfinn Worte, ſo ſanft geredet, als klar gedacht, warfen Dagoberts kindiſche Phantaſie wie Kartenhäuſer über den Haufen, und ſein Beginnen kam ihm wie ein Tollhäuslerſtreich vor. Wohl ſchien es auch ihm ein Streich höchſter Unwahrſcheinlichkeit begründet, daß die myſtiſchen Worte eines, durch ſeine Geiſterſeherei vielleicht wahnſinnig gewordenen Greiſes ein Werk der Politik zertrümmern ſollten, das die Wohlfahrt zweier Reiche zu begründen aufgebaut war. Er beurlaubte ſich faſt verlegen, und des Sees ſchwarze Wogen, die, durch den plötzlich ſich erhebenden Wirbelwind aufgeregt, ihm beim Hinaustreten ins Freie entgegenbrauſten, boten eine köſtliche Fahrt.

Der Troubadour löſte auch ſofort das Boot, welches in einem kleinen Hafen hart am Schloßgarten angebunden lag, und ſchiffte hinaus in den kühnen Wellengang. Immer ſchwärzer umzog ſich der Himmel; immer höher tanzten die Wogen; immer ſichtbarer wurden die weißen Klippen und Untiefen, die den See bekanntlich ſo gefahrvoll machen. Der Sage nach ſinds Marmor- und Kriſtallſchlöſſer, in die Meergötter und Nixen die Sterblichen locken durch Liebesſang und Zauberklang. Des Troubadouren ſchwärmeriſcher Hang ward reich genährt durch dieſe romantiſchen Dichtungen, und er pries in Gedanken die ſchöne, längſt verſunkene Zeit, in der man durch derlei Träume eine farbloſe Wirklichkeit verſchönerte. „O Eliſabeth!“ rief er in Sturm und Ungewitter hinaus, „ſtreckten ſich Deine Arme mir liebend entgegen aus der ſchwarzen Tiefe, wie ſeelig wollt'

ich hinab ſinken, wie ſeelig bei Dir wohnen immerdar im feuchten Meeresgrab.“ — — — Ein Angſtgeſchrei weckte Dagobert aus ſeinen Träumen. Hinblickend, gewahrte er ein mit den Wellen ringendes Boot, das, vielleicht durch eine ungeſchickte Wendung des Führers auf eine Klippe gerathen, einen Leck bekommen hatte, und jetzt dem Sinken nahe war. Im Nachen befand ſich Eliſabeth, und ſchon war Dagobert im Begriff, mit dem ſeinigen zu ihrer Rettung hinzuſteuern, als eine Männergeſtalt in glänzender Jagdkleidung ſich vom nahen Ufer in den See ſtürzte, die Gräfinn ihrem gefahrvollen Sitze entriß, mit ihr ans Land ſchwamm, und ſie leblos in die nahe Hütte des Fiſchers Arnold trug. Dies alles war das Werk weniger Minuten, und in Dagoberts Bruſt regte ſich bitterer Schmerz. Denn wohl erkannt hatte er die königliche Geſtalt des Ritters aus Oſtgothland, der mit ſeinen ſtillen, glühenden Blicken der Gräfinn Herz ſo ſchwer getroffen zu haben ſchien. Alſo ihm, dem ſchon ſo reich begabten ward ein Glück, für das der arme Sänger ein Königreich hingegeben. Alſo nicht einmal das Gefühl der Dankbarkeit ſollte in Eliſabeths Erinnerung für ihn leben? So dachte er trübe, und ſtimmte das melancholiſche Lied vom Hirten Theofried aus Provence an, der hoffnungslos wie er eine hohe Gräfinn liebte, und deſſen zartes Leben dieſe Gluten verzehrten. Noch zeigte man einen blumichten Hügel, in dem der treue Schäfer ruhen ſollte, und Dagobert hatte ihn oft mit Thränen des Mitgefühls benetzt.

Es war einige Tage ſpäter, als Graf Heinrich mit dem Ritter Berthold von Rathlow am Schachbret ſaß, und die breite Stirn unmuthig in die Hand gelegt hatte. „Ich geb' mein Spiel verloren," ſagte er nach einer Pauſe, und erhob ſich. „Vielleicht könnt' ich mich noch retten vor Eurem einengenden Bauern-Geſindel, aber mir fehlt heute der klare Blick, den Eure Erzählung, Eliſabeths Unwohlſeyn und vor allen Dingen die Phantaſie meiner Gemahlinn mir getrübt. Wenn ich auch den Einbildungen kranker Thoren keinen Einfluß auf meine Handlungen geſtatte, bin ich doch nicht immer ſtark genug, meine Gefühle gegen ihre Einwirkungen zu bewahren, und es iſt überdies eine Wahrheit in den Vorherſagungen dieſes alten Fiſchers, die mich oft ſtutzig gemacht." „In der That, gnädigſter Herr," wendete der Ritter lächelnd ein, „ich hätte Eure Heldenſeele frei gewähnt von dieſen Nebeln, die aufſteigen aus den ſumpfigen Köpfen der Schwärmer wie Irrlichter aus Moräſten, und, wie mich dünkt, gar keine Bedeutung haben."

„Jungen Rittern Eures Gelichters gefällt meiſt immer das Bequemſte," bemerkte Graf Heinrich mit leichtem Spott, „und Ihr mögt Euch mit den Andeutungen aus dem Geiſterreich nicht befaſſen. Ich halte es im Ganzen auch lieber mit einer tüchtigen Wirklichkeit, und habe das bewieſen. Nur Geiſteszwang haſſe ich wie die Sünde, und laſſe gern einem Jeden ſeine Ueberzeugung. Es giebt indeß Schranken, die Niemand meiner Umgebung zu überſteigen wagen ſoll, und ich hoffe dies zu beweiſen."

Mit ſchwerem Schritt maß jetzt Heinrich der Eiſerne das Zimmer, und ſeine Rieſengeſtalt in der dunkeln Rüſtung ſchritt faſt übermenſchlich-gewaltig durchs dämmernde Gemach hin.

„Ich, der den Tod meines Vaters, des großen Gerhards, an den falſchen Dänen blutig gerächt,“ fuhr Graf Heinrich, in des Zimmers Mitte ſtehen bleibend mit gehobener Stimme fort, „ich, der den ſchleswigſchen Biſchof Waldemar gefangen nach Nyburg geführt, der dem ſchwediſchen Könige die ungehorſamen Finnen mit gewaltiger Hand unterthänig gemacht, der dem wüthenden Löwen unerſchrocken entgegen trat, den die neidiſchen Großen Englands auf mich losgelaſſen *), die Aechtheit meiner Geburt zu prüfen, werde mich von der Dreieinigkeit eines geiſterſehenden Fiſchers, eines hirnkranken Weibes und eines liebeſeufzenden Minneſängers nicht ſchrecken laſſen.“

---

*) Die Fürſten und Grafen Englands waren neidiſch auf König Eduard III. Gunſt für den Sachſen, wie ſie Heinrich ſtets benamten, und ließen, wie ſchon oben bemerkt worden, einen Löwen, der im Schloſſe gehalten ward, auf ihn los der, wäre Heinrich ein dem Fürſtenrange Gleicher, ihm ſeiner Natur nach kein Leid anthun würde. Wirklich wand ſich der König der Thiere auch freundlich zu des Grafen Füßen. Dieſer ſetzte ihm einen Kranz, den er eben trug, aufs Haupt, und ſprach die Worte: „der nun edler iſt, als ich, nehme dem Löwen den Kranz wiederum ab.“ Hiſtoriſcher Zug.

„Die ſeltne Gunſt,“ begann der Ritter Berthold mit falſcher Hinterliſt im Blick, die Ihr dem Sänger geſchenkt, mag ein ſo junges Blut wohl zu Kühnheit angereizt haben. Arm und unbeſchützt fandet Ihr ihn auf Italias Fluren, entriſſet ihn frechen Räuberhänden, und führtet ihn mit Euch, den noch an Jahren ſo Zarten, zum Range Eures Hof- und Meiſterſängers erhebend. Ihr nanntet ihn einen David, und verglichet Euch ſelbſt dem melancholiſchen Könige Saul, den dieſer jugendliche Harfenſpieler ſo oft ſeinen ſchweren Träumen entriſſen. Wie kann es Euch verwundern, gnädigſter Herr! wenn ſolche Nahrung das aus fremder Erde verſetzte Gewächs zur läſtigen Schlingpflanze macht, die ſich überall anhängt, und ſelbſt bis zum Höchſten hinauf zu ſtreben ſich erkühnt?“ „Beim Teufel! es wundert mich nicht, aber es ärgert mich,“ rief Graf Heinrich, und ſtampfte den Boden, daß die goldenen Sporen klirrten, und der Eſtrich dröhnte. „Reißen will ich das unverſchämte Kraut aus ſeinem Boden, in dem es ſich ſo ſchmarotzend feſt geſogen, und es werfen aus dem Bereich meines Blicks. Denn wahrlich, dies vermeſſene Vordringen zu meiner Gemahlinn, deren ohnehin kranke Einbildungskraft er mit ſeinen Phantaſtereien füllte, hat mir den Thoren ſo widerlich gemacht, daß ich mich ſeiner je eher, je lieber zu entledigen wünſche.“

Und wirklich ſprach Graf Heinrich, deſſen Stolz durch Dagoberts Eingreifen in ſeine Familienangelegen-

heiten zu ſtark verletzt war, das Verbannungsurtheil über den armen Sänger aus, und ſchon am Abend desſelbigen Tages, da die obige Unterredung Statt fand, klopfte er, die Harfe im Arm, und Eliſabeths welken Blumenſtrauß am Herzen, an die Hütte des Fiſchers Arnold, wo er ſein Nachtlager zu halten gewillt war.

„Und wohin," ſo fragte ihn der Alte, als er ſeine Erzählung vollendet, „wohin gedenkt Ihr zu ziehn? Nicht immer findet ein ſo luftiger Sing- und Spring ins Feld ein Unterkommen in dieſer ernſten, kriegeriſchen Zeit." „Auch ich bin ernſt geworden, Vater Arnold!" entgegnete Dagobert, „und will den Fürſten blutige Schlachtlieder ſingen. Im Norden muß ich aber bleiben, und der düſter-gefärbte Himmel, der ſich über ihr wölbt, auch mich umſchirmen. Denn ich laſſe ewig nicht von der Liebe zu ihr, die geworden iſt mein Lied und meines Liedes Preis." „Auch biſt Du auserſehn zu ihrem Schutz und Schirm, wie es auch komme," ſprach der Fiſcher, träumend vor ſich hinſehend, wie ein im Schlafe Redender. „Duldeſt Du auch der Gräfinn wegen Schmach und Verbannung, ſo wird dennoch eine Zeit kommen, wo Du biſt ihr Stab und ihr Stecken auf dunkelem Weg."

Dagoberts welke Hoffnungen wurden durch Arnolds wunderliche Reden angefriſcht, und es war ihm dies kaum lieb, da es ja neue Täuſchungen bereitete. Er wünſchte drum den Stoff der Unterhaltung zu wechſeln, und ſie auf etwas recht Aeußerliches übergehen zu laſſen.

„Erinnert Ihr Euch des allgemeinen Landfriedens,“ fuhr er fort, „der aufgerichtet ward vor drei Jahren in der Stadt Lübeck durch die Gesandten Hamburgs, mehrerer Städte Botschaften, und viel edle Herzöge und Herrn? Es waren zugegen: Herzog Wilhelm von Lüneburg, der Herzog von Sachsen, Herzog Erich von Lauenburg, Herzog Casimir von Stettin, Herzog Wallslof von Wolgast, Herzog Albrecht von Mechelnburg, Herzog Waldemar von Schleswig, Herzog Canut von Halland, Markgraf Romull von Brandenburg, und Heinrich und Nicolaus Grafen und Fürsten zu Holstein-Schauenburg. Wenn sich die Edlen nach mühevollem Tagewerk Abends bei einem Becher Wein erholten, da mußte ich nicht selten mit meiner Harfe in den vornehmen Kreis treten, und die ernsten Staats- und Kriegsmänner ergötzen. Doch nur bei wenigen gelangs. Die meisten sahen zerstreut umher, oder vertieft vor sich hin, als erwöge ihr Sinn Anderes, als meines Liedes Deutung. Nur wenige schienen dem armen Sänger und seinem Saitenspiel hold. Unter diesen ruhten die Blicke des schleswigschen Herzogs Waldemar gar besonders huldreich auf mir, und er sagte einst meinem Herrn: Dieser Jüngling aus Blütenland muß Euch den düstern Norden rosig färben, lieber Vetter! Ihr begreift nun, warum ich an den schleswigschen Hof ziehen will.“

Hoch von der Hofburg flimmerten erleuchtete Fenster in die schweigende Nacht hinaus. Es waren die

Zimmer der Gräfinn Anna, die ernſte Rede pflog mit der Vertrauten Mechthild von Schwarzburg, und der Schwägerinn Eliſabeth, die bläſſer denn je zu ihr kam, und Troſt ſuchte an ihrem Herzen. Die zarten Hände der Jungfrau hielten eine ſchwere Büchſe von Eiſenblech nebſt einem dicken, lateiniſch-deutſchen Heiligenbuch.

Faſt verſtört legte ſie beides auf den Tiſch hin, und warf ſich dann mit heftigeren Gebärden, als ihr ſonſt eigen, in Annas Arme.

„Wißt Ihrs, Gräfinn, was dem Unglücklichen geſchehn?“ fragte ſie nach einigen tiefen Athemzügen, und als jene bejahte, fuhr ſie fort: „Heimathlos irrt er fort aus der Hofburg, deren Hallen ſeine kindlich-frommen Lieder erheiterten, und das Herz, deſſen Tiefen er ſo oft erwärmte, ſtößt ihn erbarmungslos von ſich. Mein iſt die Schuld, und für mich leidet er dies alles. Auch der edle Ritter aus Oſtgothland liegt noch immer darnieder an der Krankheit, die meine Rettung ihm zugezogen. Ich empfinde mein Herz ſchwer beladen, nur eine Wallfahrt zu geheiligter Stätte kann mir den verlornen Frieden wiedergeben. Allein und heimlich will ich ſie beginnen, denn nicht geziemt es der bußfertigen Pilgerinn, einen Hofſtaat ſich nachfolgen zu laſſen, wie es geſchehn ſeyn würde auf einer Wallfahrt nach Haddeby, die mein edler Bruder aus wohlgemeintem Eifer vor den Ohren des ganzen verſammelten Hofes ausposaunte.“

„Und wohin denn, Du liebe Schwärmerinn! ſoll der zarte Fuß Dich tragen, der bald einen Thron zu erſteigen beſtimmt iſt?“ fragte Gräfinn Anna. Ein leiſer

Schauder durchfuhr Eliſabeths Glieder, doch ſchnell ſich faſſend erwiederte ſie: „Irrend durch den Staub wird er ſich würdig machen, auf goldgeſtickten Teppichen zu ruhen.“

Nach dieſen Worten ſchwieg ſie, rückte einen Stuhl an den Tiſch heran, ſchob die Lampe zurecht, löſte die ſilbernen Haken an dem vergelbten, ledereingebundenen Heiligenbuche, und las: St. Hullfer, der an der Nordkapelle der Kirchen zu Klipleff am Kreuze hängt, daran des Unglaubens Macht ihn bei Lebzeiten geſchlagen, erweckt durch ſeinen beweglichen Anblick alle eingeſchlummerten guten Englein im Herzensſchrein des Sterblichen. Vor der Kraft ſeines Konterfeis weicht Satanas und ſein Gefolge die ſündlichen Gedanken. Walle drum zu ihm, wer nicht keuſchen Herzens iſt. Auch den im Läuterungstiegel irdiſcher Drangſale Befindlichen ſpricht er zu mit ſonderlichem Troſte: walle drum zu ihm, wer mühſam und beladen iſt. Glänzend anzuſchauen iſt des Märtyrers Gebild, wie's ihm gebührt nach einem Leben voll trübſeliger Litanei. Es trägt eine güldene Krone, wie auch güldene Schuhe und Handſchuhe, und wird angeſehn durch ein Fenſter mit eiſernem Gitter verſehen, davor ein Block ſteht, darein ſein Opfer geworfen.

Schweigend öffnete Eliſabeth die Büchſe von Eiſenblech, ſetzte ſie vor ihre Schwägerinn hin, und ſagte: „Silberne Münzen aus Paläſtinas geweihter Erde gegraben, und mir verehrt von einem Pilgrim aus dem heiligen Lande, ruhen hierin. Wählt mit Eurer reinen

Hand diejenigen, die ich dem Märtyrer opfern ſoll, denn der Segen, den Eure Finger drauf legen, möchte dem Unſegen wehren, den die meinigen ihnen mittheilten.“ „Theuerſte Schweſter!“ rief die Gräfinn tief bewegt, „ſprecht nicht ſo Sündliches aus. Rein ſeyd Ihr wie Gottes Englein, und mögt Euch ſo ſchonungslos herabwürdigen?“ Eliſabeth ſchwieg eine geraume Weile auf die letzten, fragenden Worte der Gräfinn, und es ſchien Mannichfaches in ihrer Seele vorzugehen. Dann zog ſie das Bildniß des Prinzen Hackon von Norwegen hervor, das ſie an einer goldenen Kette am Halſe trug, und deſſen bleiche, kleinlich-ſchwache Züge den ſchneidendſten Abſtich mit ihrem edlen, königlich gebildeten Antlitz machten. Eine große Thräne, die ſich in ihrem Auge geſammelt, fiel aufs Glas, es verdunkelnd. „Große Leidenſchaften,“ ſo ſprach Eliſabeth weiter, „wohnten neben großen Tugenden in den Gemüthern meiner Ahnherrn. Selbſt Graf Gerhard, der Große benamt, ſelbſt er, den ich mit Stolz Vater nenne, trug einen Vulcan in ſeiner Bruſt. Sollte die Tochter, die die Züge ſeines Antlitzes trägt, die im beſſeren Sinn ſo ganz ihm angehört, nicht auch ſeine Fehler theilen? Sollten die Leidenſchaften niemals den Frieden ihrer Seele geſtört haben? Ja, meine Schweſter! auch meiner Jugend Blüthen vergifteten ſie; ein Flammenfeuer lodert in des Herzens geheimſten Tiefen, und am ſicherſten zu löſchen hoffe ich es durch den Anblick derjenigen, die frei von irdiſcher Berückſichtigung nur für die Religion lebten, und ihren edlen Lauf durch einen martervollen Tod im Glauben und für den Glau-

ben endigten. Dort, wo des Heiligen ſchmerzenvolles Antlitz auf mich herableuchtet, werden der Sünde lockende Stimmen ſchweigen, und ich das Bild desjenigen ſtill und beſänftiget anſchauen können, der mir beſtimmt worden durch Gottes Willen, und den Ausſpruch zweier mächtiger Reiche.“

Schon während des Redens waren Eliſabeths Züge ruhiger geworden; die letzten Worte, und der ganze, ſtolze Sinn, den ſie in ſich trugen, ſchienen ſich jetzt auf ihren ſchönen Zügen abzuſpiegeln. Faſt ſtolz erhob ſie ſich, und ſprach zu der Gräfinn von Schwarzburg gewendet: „Ja edle Frau! die Tochter des großen Gerhards, hofft die Kraft in ſich zu finden, Glück und Unglück gleich würdig zu tragen.“

Der junge König Erick von Schweden ſtarb mit ſeiner Gemahlinn ums Jahr 1359, wie mehrere Hiſtoriker behaupten, an Gift aus den Händen ſeiner Mutter. Blanka von Namur, die mit franzöſiſchem Intriguengeiſt alle Leidenſchaften eines ſüdlichen Himmels vereinigte, ſtimmte ſchlecht mit dieſem Sohne überein, in deſſen edler Gemüthsart, in deſſen ſtarken, unbezwinglichen Herrſchertugenden Schweden einen goldenen Morgen herauf dämmern ſah. Er war der Liebling ſeiner Nation, denn er wollte ihr Beſtes, und ſchützte ſie insbeſondere mit ſeltner Kraft gegen des Dänenkönigs ſo kühne Einfälle in ihre Beſitzungen.

Vergebens hatte Waldemar Atterdag die Verbin-

dung ſeiner Tochter Margarethe mit dem Prinzen Hackon *) zu knüpfen verſucht, und er ſah mit großem Unmuth das Verlöbniß deſſelben mit Eliſabeth von Holſtein feſt geſchloſſen, und durch gegenſeitig übernommene Verpflichtungen beſiegelt. Würde König Magnus ſie hindern, ſo ſollten alle Unterthanen ihm den Eid der Treue aufſagen, wofür zwölf Reichsräthe als Gewährsmänner die Bürgſchaft übernahmen.

Graf Heinrich der Eiſerne verpflichtete ſich dagegen im Fall eines Treubruchs das Schloß Calmar, das er noch immer als Pfand inne hatte, abzutreten, und der ſchwediſchen Krone 60,000 Mark Silbers zu erlegen.

So ſchien denn dieſer Bund von den Händen der Politik feſt beſiegelt und die Kunſt des Cabinets hatte alles gethan, ihm Unverletzlichkeit aufzudrücken. Auch in den Gemüthern der Verlobten fand ſich kein Widerſtand, denn ſtark und beſänftigt kehrte Eliſabeth von ihrer Wallfahrt zurück, und es war in der ungeſtörten Einſamkeit derſelben ein ſo heiterer Friede über ſie gekommen, daß ſie auch dem widrigſten Geſchick freudig entgegen zu gehen bereit ſchien. Auch mit Hackons Zügen, die ihr anfangs ſo unzuſagend erſchienen, hatte ſie ſich auf der Reiſe befreundet. Die Bläſſe der Wangen ſchien ihr nur mitleidenswerth; der Zug kranker Schwäche um den Mund kam ihr rührend vor, und die blaß-blauen, trüben Augen, die ſie anfangs ſo bedeutungslos ange-

*) Jetzt gekröntem Könige von Schweden.

ſchaut, bekamen für ſie einen immer lieberen Ausdruck. Mitunter war es ihr ſogar, als richteten ſie ſich bittend auf ſie hin, als flehte ſie ihr mondlicher Strahl, der Zukunft muthig entgegen zu harren. Dann füllten ſich Eliſabeths Augen nicht ſelten mit heißen Thränen, ein tiefes Mitleid mit dem unbekannten Verlobten, über deſſen Ahnherrn ein ſo unheilbringendes Geſtirn gewaltet, ergriff ſie, und ſie leiſtete die heiligſten Gelübde, ihm ihr Herz ganz und ungetheilt zuzuwenden.

Anders war es mit dieſem Verlobten, dem es keine Kämpfe koſtete, ſich mit der Zukunft an Eliſabeths Seite zu befreunden. Von äußeren Eindrücken nur zu abhängig, weil ſeiner Seele Spannkraft fehlte, und jeder Regung rückſichtslos hingegeben, hatte auch Eliſabeths wohlgetroffenes, in vollſter Jugendblüthe prangendes Conterfei ſeine ganze Phantaſie entzündet, und er ſah mit Sehnſucht dem Augenblick entgegen, der ihm die ſchöne Braut zuführen würde. So ſehr nun im Sohne aufwallende Leidenſchaft die Rückſichten der Politik überſchleiert, ſo unverhüllt und ſcharf ſtanden ſie vor den Blicken der Aeltern, denen die holſteiniſche Vermählung keineswegs gelegen kam. Ein Bündniß mit Waldemar, dem Dänenkönige, durch deſſen zehnjährige Tochter Margarethe, war, wie ſchon früher erwähnt worden, der lebhafteſte Wunſch des ſchwediſchen Königspaars, und dieſe Verbindung auch ſchon zu verſchiedenen Malen im Werke geweſen. Stolz und irdiſcher Vortheil machten ſie gleich wünſchenswerth, aber Magnus Gewaltthaten, und Blancas Intriguen waren alle an der

ſchroffen Willensfeſtigkeit ihrer Räthe abgeprallt. Doch ließ die boshafte Königinn nichts unverſucht, ihrem Sohne die Vermählung mit dem holſteiniſchen Edelfräulein, wie ſie die Gräfinn wohl ſpottend nannte, zu verleiden, und ſein ſchwacher Geiſt ließ ſich auch wirklich von ihrer Gewandtheit und dem ſiegenden Wortreichthum fränkiſcher Beredtſamkeit unterjochen.

Hatte er das liebe Bild nicht, dann ſchreckte ſein Hochmuth wohl zurück vor dem Verein mit der Unköniglichen, aber ein Blick in Eliſabeths dunkelblaue Augen gewann ihr den König zum liebeſchmachtenden Schäfer, bis die ſchlaue Mutter wiederum altgewohnte Macht über ihn ausübte.

Es war ein ſtürmiſcher Abend, als Dagobert ſich Schleswigs Weichbildern näherte. Am Himmel jagten ſchwarze Wetterwolken hin und her, und nur St. Petris goldne Kuppel ſtrahlte, von der Abendſonne beleuchtet, verheißend zu dem armen Sänger herüber. Die Mauern des Schloſſes Gottorp ſammt dem Pölerwalde dämmerten in tiefe Schatten hin. Dort ruhte an einſamer Stätte König Abel der Brudermörder, und ein hölzerner Pfal, der, um ihn zu befeſtigen, durch den Sarg geſchlagen ward, bezeichnete ſeine Grabſtätte.

Der Leichnam ward zuerſt nach dem Dom in Schleswig gebracht. Doch ſtörte das Schmettern der Hörner und Geheul von Jagdhunden nicht ſelten die frommen Horas der Mönche, die oft zur Nachtzeit gehalten wur-

den, weshalb man den Sarg aus dem Gewölbe nahm, und in dem Moraſte des Pölerwaldes vor Gottorp verſenkte. Der Brudermörder ließ ſich indeß in der Umgegend Schleswigs noch oft ſehn, und die Sage beſchrieb ihn ſchwarz von Geſicht und Körper, in einer dunkeln Rüſtung auf einem kleinen, ſehr ſchnellfüßigen Pferde reitend, und gefolgt von drei Jagdhunden, die oft feurig erſchienen. So ſauſte das ruheloſe Geſpenſt durch die Nachtluft, mitunter von einer beträchtlichen Anzahl Jäger umgeben, die häßlich gellende Töne auf ihren Hörnern ausſtießen *). Indeß das Volk auf dieſe Weiſe den unglücklichen Abel zur Hölle verdammte, der ſein Geiſt nur entſtieg, um heimathlos zwiſchen Himmel und Erde zu ſchweben, ſchmückte der Glaube jener Zeit den gemordeten König Erick mit Tugenden, die er im Leben nie beſeſſen. Kaum war er von meuchelmörderiſcher Hand gefallen, als man unerſchöpflich war an Erzählungen von Wunderzeichen, die ſein Tod zur Folge gehabt haben ſollte. Der Körper, ſagte man, ob er gleich mit ſchweren, ſpäterhin im Dom zu Schleswig aufbewahrten Ketten bei Meſeude verſenkt war, trieb dennoch auf der Oberfläche der Schley, ward nach zwei Monaten unverſehrt gefunden, und ſtreckte die Hand empor, des Himmels Rache herausfordernd. Die ſchleswigſchen Fiſcher wurden oft zur Nachtzeit durch

*) Noch heutiges Tages ſpricht man in dieſen Gegenden von König Abels wilder Jagd.

die Erſcheinung bläulicht-flammender Lichter geängſtigt, die ſie an dem Orte wahrnahmen, wo der Leichnam des unglücklichen Königs verſenkt war. Als man ihn zur Stadt brachte, fingen alle Glocken von ſelbſt zu läuten an, und ungern ſahen die Einwohner Schleswigs die Fortſchaffung der königlichen Leiche nach Ringſtedt, da ſie von dem durch den Aberglauben der Zeit zum Range eines Märtyrers Erhobenen Segen hofften. Um dieſes Schatzes nicht ganz beraubt zu werden, löſten ſie einen Arm des Leichnams ab, der als ein Heiligthum bewahrt wurde. Die Bettelmönche trugen ihn von Zeit zu Zeit umher, und ſein Anblick brachte den Kirchen zahlreiche Gaben zu Wege.

So verſetzte Glaube und Aberglaube dieſe beiden Brüder, die einſt zu gleichem Glück berufen waren, in Himmel und Hölle, und bildete ſo eine unausfüllbare Kluft zwiſchen zwei Herzen, die ſich einſt unter demſelben Herzen bildeten.

Dies dachte Dagobert mit tief bewegtem Sinn, indem das Nachtbild von Ericks und Abels Geſchichte ſchauerlich an ſeiner Seele vorüber zog.

Er hatte ſich indeß dem Schloſſe Gottorp genähert, von dem, da es bereits völlig dunkel geworden war, viele erleuchtete Fenſter herabfunkelten.

Ernſt und ſchweigend ſchritten die Trabanten an den Thoren auf und ab, und die Kienfackeln, deren dunkles Roth in die Nacht hinausſtrahlte, beleuchtete ihre bärtigen Geſichter mit wunderlichem Schein. Der Sturm ſtieg zu immer größerer Höhe, und pfiff und heulte häß-

lich durch Ecken und Mauerblenden. Den dunkeln Nachthimmel, an dem ſich nur einzelne Sternlein entzündeten, durchfuhr die Windsbraut ſauſend und brauſend, und Dagobert gedachte ſchaudernd der wilden Jagd König Abels, die wohl oft genug ausgezogen aus dieſen Hallen. Unbeſchreiblich wehmüthig geſtimmt ſetzte er ſich auf einen großen Sandſtein an der Schloßmauer, wickelte ſeine Harfe aus dem purpur-rothen, ſeidenen Tuche, das Eliſabeth ihm einſt zu dieſem Zwecke verehrt, ſtimmte ſie nothdürftig, und hub leiſe ein Lied an von den beiden feindlichen Brüdern und ihrem unglückſeeligen Geſchick.

Die Harfe ſchwieg, und der Sänger lehnte ſich ſchwermüthig an die Vertraute, die ihm ſo oft Troſt gewährt in banger Trübſal. Da entſpann ſich ein Geſpräch in ſeiner Nähe, das bald ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Es war von ſeinem Liede die Rede, das von verſchieden klingenden Stimmen auch verſchieden beurtheilt ward. Ein Mauervorſprung verbarg ihm die Redenden, doch traten bald zwei junge Ritter in reiche Hoftracht gekleidet hinter demſelben hervor.

Der eine trug einen ſilbergrauen Mantel; der zweite einen olivengrünen vom feinſten niederländiſchen Tuche; Beide ſchwarze Baretts mit weißen Federn und Juwelenagraffen, auch deuteten die goldenen Sporen ihren Rang als Ritter. Ihnen folgten einige Diener mit Pechfackeln, die eben ſo ſtürmiſch ins Leben hinein zu brauſen ſchienen, als ihre Gebieter. Denn ſie ſchwan-

gen ihre Windlichter ſo gewaltig, daß der Funkenregen vom Sturm gepeitſcht und gewirbelt weit umher ſprühte, und dem Nachtbilde etwas Ueberraſchendes mittheilte.

„Wie der Troubadour da hingegoſſen iſt auf den grauen Sandſtein, eine Apolloſtatue auf gemeinem Sokkel," ſpöttelte der Ritter im ſilbergrauen Mantel. „Oder wie ein Roſenblatt aus ferner Weltgegend hieher geweht" bemerkte der Olivengrüne, und ließ die Blicke lächelnd an Dagoberts pfirſichblüth-farbenem Habit hingleiten, das der leichte Reiſemantel ſchlecht verhüllte. „Da müßte es doch wenigſtens eine Klatſchroſe ſeyn," entgegnete Erſterer, „die wir der Herzoginn Rigitze zu Füßen legen werden," antwortete der Zweite. „Ich fürchte nur, ihr heißer Augenſtrahl verſengt," nahm der Silbergraue das Wort. „Möglich," beſtätigte der Olivenfarbene. „Zum wenigſten wird es ſich krümmen wie ein Wurm unter dieſem Brennglaſe. In jedem Fall aber kömmt der Sänger ſehr gelegen zu der Feſtzeit, die hier angebrochen. Er mag ſich mit dem isländiſchen Skalden Oluf Axelſſön meſſen, der den Schwedenkönig Magnus begleitet." „Oder mit dem ſchottiſchen Minſtrell Edward, der im Gefolge des Herzogs Erich von Sachſen iſt," fiel der erſte Ritter ein.

Die Redenden waren bei den letzten Worten dem Troubadour näher getreten, der ſeine Harfe ſorgfältig eingewickelt, und ſich dabei im Stillen über der jungen Ritter vermeſſenes Geſchwätz geärgert hatte. Er erwartete ihre Anrede auch keinesweges, ſondern ſagte mit kühn-blitzenden Augen: „Der Herzog Waldemar von

Schleswig horchte einſt in Lübeck mit huldreichem Ohr meinem Sange, und würdigte mich unverdienten Lobes gegen meinen Herrn, den edlen Grafen Heinrich von Holſtein-Schauenburg. Deshalb bin ich hieher gewandert, Dienſte zu ſuchen am gottorpſchen Hofe.“

Fort ſchritt der kecke Sänger mit ſtolzer Gebärde, und ließ die jungen Fants in nicht geringem Erſtaunen zurück. „Der hat nicht bloß Zucker geſchluckt,“ bemerkte der ſilbergraue Ritter. „Der eiſerne Herr mag ihn mit etwas Feile gefüttert haben, die ihm abgeſprungen,“ bemerkte ſein Begleiter.

Jetzt ſchlugs eilf Uhr vom Schloßthurm. Es war die Stunde des Abendeſſens, und die jungen Ritter machten lange Schritte, um dieſen wichtigen Lebensabſchnitt ja nicht zu verſäumen.

Am anderen Morgen früh ſchon ſtand Dagobert mit dem Schloßvogt Hennecke Brand an einem der kleinen, runden Fenſter des weſtlichen Thurms, und ſtarrte verſunken in tiefes Sinnen hinaus auf den weiten Schloßhof, wo bereits zuſammengekoppelte Hunde, einzelne Jäger und Jägerburſche, die ihre Hörner leiſe prüften den Jagdzug verkündigten, der bald in die nahen Waldungen ziehn ſollte. Der Schloßvogt hatte ſich Dagoberts am vergangenen Abende freundlich angenommen und ihn auch beim Herzog zu melden verſprochen. Doch war dazu noch keine Gelegenheit geweſen, und der arme Sänger ſah demnach einem langen Tage entgegen, der

gewiß noch zwiſchen der Entſcheidung ſeines Schickſals lag.

Ein luſtiges Jagdlied, und Herrn Henneckes eilig geſprochene Worte: jetzt kommen ſie! zog Dagoberts Blicke auf den Schloßhof hin. Prächtig anzuſchauen war der bunte Zug, der langſam-feierlich hinaus zog in den Pölerwald. Voran ritten einige geſchmückte Jäger und Herolde, dann folgte auf ſchneeweißen Zeltern eine ſchöne, prächtig-gekleidete Frau zwiſchen zwei Männern. „Es iſt die Herzoginn Rigitze von Schleswig," erläuterte Herr Hennecke — *), „ſie, die einſt vor dem mächtigen Sieger Waldemar Atterdag ſtand, und ſeine Feindeswuth durch Anmuth bezwang. Der Herr zur Rechten mit den ſchönen aber bleichen, verheerten Geſichtszügen iſt der Schwedenkönig Magnus, auf dem des Papſtes Bann geruht. Man ſieht ihm, dünkt mich, ſo etwas an, und das beunruhigte Gewiſſen blickt aus der irdiſchen Herrlichkeit heraus, mit der er ſich umgiebt. Das grün-ſammtene Jagdkleid mit der Hermelinverbrämung ſteht dem edlen Wuchs nicht übel, und

---

*) Ums Jahr 1358 fiel König Waldemar in die Lande des Herzogs von Schleswig ein, und belagerte unter anderen auch die Stadt Sonderburg. Die Herzoginn Rigitze, die ſich dort aufhielt, ging ihm mit ihren Hofdamen in einem feierlichen Aufzuge entgegen, und ihre milde, freundliche Erſcheinung, das Vertrauen und die Unerſchrockenheit, die ſie bewies, nahmen den König ſo ein, daß er auf einen Vergleich einging.

die güldenen Orden und Kettlein nehmen ſich darauf gar prächtig aus. Der blonde Herr zur Linken mit den freundlichen Mienen und beweglichen Gebärden iſt der Bruder meiner Herrinn: Herzog Erich von Sachſen.“

„Der ſchöne, ſtolze Herr dort auf dem licht-braunen Araber,“ fuhr der Schloßvogt fort, „iſt Herzog Waldemar. Trotz der funfzig Jahre, die er haben mag, ſchaut er noch jugendlich-kühn, und ſein ſtarker, dunkler Haarwuchs, der ſchön-geformte, ſchwarze Knebelbart, die leuchtenden, tief-blauen Augen ſcheinen einem Dreißiger anzugehören. Die Dame rechts mit dem Falken auf der Hand, den ſie ſo gewandt und anmuthig zu ſchwenken verſteht, iſt die Nichte unſerer Herzoginn, die junge Markgräfinn Mathildis von Brandenburg; die links, mit dem bleichen, ſchwermüthigen Antlitz und dem Trauergewande, Gräfinn Iſabella von Flandern. Sie kam mit dem Schwedenkönige hieher, und iſt, wenn ich nicht irre, die Nichte ſeiner Gemahlinn. Zu geſunden von tiefem Herzensweh, ſo heißt es, wurde ſie an dieſen Hof geſandt.“

„Was iſt es denn mit dieſer flandriſchen Gräfinn?“ fragte Dagobert wunderbar ergriffen von Iſabellens ſchwermüthigen Zügen, die ſo ganz mit dem Zuſtande ſeines eigenen Herzens ſympathiſirten. „Davon nachher,“ entgegnete der Schloßvogt, und fuhr fort: „Dieſer junge Herr, der auf dem Blauſchimmel ſo keck und luſtig einher trabt, und die Wildheit deſſelben kaum zügeln kann durch den Sporn und den ſtraff-angehaltenen Zügel, iſt der älteſte Sohn des Herzogs Waldemar:

Junker Heinrich. Die beiden ſchmucken Frauenbilder ihm zur Seite heißen Benedikte von Limbeck und Jutta von Meinſtorp, und ſind Hoffräulein der Herzoginn Rigitze.“

„Jetzt kommen einige geiſtliche Herren auf kleinen, ſchwarzen Roſſen, die ihrer teufliſchen Farbe ohnerachtet ſanftmüthig ſind wie Lämmer. Der wohlbeleibte Herr im reich-geſtickten Talar, der weit übers Pferd hinhängt, iſt der Biſchof Heinrich der Erſte von Schleswig. Er reitet eigentlich nur auf die Jagd des guten Frühſtücks wegen, denn Hände, die nur Krummſtab und Inful zu führen gewohnt ſind, können ſich nicht mit Blut beſudeln, und wäre es auch nur gemeiner Hühner- und Haſenſchweiß.“

„Ihm zu beiden Seiten hängen ſchlaff und träge zwei Aebte von den nahe gelegenen Dominikaner- und Franziskaner-Klöſtern. Ihre halb-geöffneten Lippen ſcheinen bereits dem trefflichen Weine entgegen zu lechzen, den die Kellner dieſe Nacht eingepackt, und der reichlich kredenzt werden wird in dem Pöler Jagdhauſe, wo die hohe Geſellſchaft den erſten Morgen-Imbiß einzunehmen gewillt iſt.“

„Jetzt folgen ſchleswigſche, ſchwediſche und ſächſiſche Ritter in gemeſſener Ordnung, deren Namen ich Euch kaum nennen könnte. Die drei Jünglingsgeſtalten auf den Iſabellen-farbigen Roſſen iſt das Kleeblatt der Minneſänger, das ſich anjetzt hier zuſammen gefunden. Der mittelſte iſt Berenger de Fleury, Troubadour des Herzogs Waldemar, der zur Rechten Oluf Axels-

ſön, Skalde des Schwedenkönigs Magnus, und der zur Linken Edward Maidonnel, Minſtrell des Herzogs Erich von Sachſen. Was jetzt folgt, ſind Leibknappen, Jäger und Jägerburſche. Sie führen, wie Ihr ſeht, reichlich Falken mit ſich, und die gekoppelten Hunde an ihrer Seite ſind von den edelſten Racen. Der kleine Geſelle dort auf dem reich=geſchmückten, norwegiſchen Pferdchen mit den beiden lächerlich=ausſtaffirten Affen zur Seite iſt unſer Hofnarr, Niss Trolle. Obſchon er einſt einem großen Herrn mit einem Knochen ein Auge auswarf, ſteht er doch in hohem Anſehn.“

Dagobert hörte Herrn Henneckes letzte Worte kaum, denn der Anblick Berengers de Fleury, des ſtolzen Troubadouren aus Bearn, der ihn einſt in Barcellona beſiegt, und im Siege ſo übermüthig beſchämt, hatte ſein ganzes Weſen eben ſo überraſchend, als ſchmerzlich getroffen. „Warum ſagtet Ihr mir nicht, daß Euer Herr ſchon einen Minneſänger hat, und zwar einen der erſten Europas?“ fragte er den Schloßvogt. „Ich wäre dann gleich weiter gewandert, und Ihr hättet mir Täuſchungen erſpart.“ „Mein Herr iſt wohl mächtig genug, zwei Eures Gleichen zu beſolden,“ antwortete Herr Hennecke mit Stolz; „und Ihr habt mir ohnehin ein ſo einnehmendes Weſen, daß ich mir den Tauſch mit dem übermüthigen Berenger gar wohl gefallen ließe. Laßt mich nur ſorgen, und kümmert Euch um die Zukunft nicht. Ein reines Herz leuchtet Euch aus den Augen, und es wird Euch drum wohlergehn auf Erden.“

Dagobert fühlte ſich wohlthätig angeregt durch des Schloßvogts einfach-herzliche Worte, und er gewann den Mann mit jeder Stunde lieber. „Wenn Ihr den Morgen-Imbiß genommen," fuhr Herr Hennecke fort, „möchte ich Euch rathen, die Stadt mit ihren Umgebungen ein weniges in Augenſchein zu nehmen. Wir haben gar manche anziehende Gegenſtände hier. Das ehrwürdige Kirchlein Haddeby, den ſtolzen Dom, die zahlreichen Klöſter und Kapellen, die ſtattlichen Gildehäuſer. Es wird Euch gefallen, und Eurer Phantaſie manches zu ſchaffen geben."

Dagobert befolgte den Rath des Schloßvogts, und machte ſich, von einem kleinen Knaben begleitet, auf den Weg. Er hatte Schöneres geſehn im Süden, aber des Domes gothiſche, düſter-erhabene Bauart verfehlte dennoch ſeine Wirkung nicht. Es ward eben Seelmeſſe geleſen, als er eintrat, und zwar für Johann den Milden, Grafen von Wagrien, der den Dom mit anſehnlichen Vermächtniſſen begabt, wofür die Mönche allwöchentlich ein Gebet für ſeine Seele abſangen.

Die Erinnerung an das geliebte holſteiniſche Grafenhaus ergriff Dagobert ſchmerzlich. Eliſabeth, das ewig-theure, ewig-verehrte Weſen, ſtand plötzlich in altgewohntem Liebreiz vor ihm, und er begriff es kaum, wie er ſich habe abwenden können von ihr. Hatte ihr Bruder ihn auch verbannt, und in ungerechtem Zorn einem ungewiſſen Schickſals-Spiel Preis gegeben, ſo war und blieb ſie ja dieſelbe. Ihr reines, engelgleiches

Herz hatte keinen Theil an dieſer Härte; es war ihm von Anfang bis zu Ende mit ſchweſterlicher Theilnahme zugewendet geblieben. Arnolds Prophezeiung ſtand plötzlich vor ihm in ihrer ganzen, ihm nie noch ſo klar gewordenen Bedeutung. „Ihr Stab und Stecken ſollte er ſeyn auf dunklem Wege," hatte der Fiſcher geſagt. Uebermüthig verachtete er dies gewichtige Wort, wendete ſich ab von ihr und ihrer Zukunft, und ging hin, Ruhm und Gold zu ſuchen in fremdem Dienſt. „Nein," rief es in ſeiner Bruſt, „nein, nun und nimmermehr! Ich binde mich hier nicht feſt, nicht unauflößlich. Ihrem Dienſt will ich geweiht ſeyn und bleiben, denn bei ihr nur iſt Leben, bei ihr nur können dem Liede meiner Harfe Blumen entblühn; farblos iſt alles ohne ſie."

Dagobert fand, als er um drei Uhr Nachmittags heimkehrte, den Schloßhof mit einem Theil des Jagdgefolges angefüllt, welches ihn überraſchte, da man den Zug erſt ſpät Abends zurück erwartete. Im Schloſſe ſelbſt ſchien alles in Verwirrung, und keiner der ihm begegnenden Diener konnte ihm über das, was geſchehn, Rede ſtehn. Der Schwedenkönig ſey in Verzweiflung; der Herzog in Verzweiflung, woraus zu ſchließen, daß der Herzoginn Rigitze ein Schade geſchehn, meinten einige der Klügeren. Der Schloßvogt, den Dagobert in ſeinem Zimmer fand, beſtätigte ihm dies. Sie war durch die Unvorſichtigkeit einer der Schützen, viel-

leicht auch durch ihre eigene Kühnheit, auf der Jagd verwundet worden, und man hatte bis jetzt vergeblich nach Wundärzten geſchickt. „Unſer Herzog," fuhr Herr Hennecke unmuthig fort, „könnte ſich auch füglich einen Hofchirurgen halten, wie andere Fürſten es thun. Hofnarren und Minneſänger beſoldet er, aber an das Nützliche wird nicht gedacht. Da liegt nun die arme Frau und kann ſterben an der tiefen Bruſtwunde." „Das wird ſie nicht, wenn man mir vergönnt, ihr Arzt zu ſeyn," rief Dagobert entſchloſſen. „Ein Eremit am Fuße der Pyrenäen lehrte mich eine Salbe kochen, die Pfeilwunden heilt, und wären ſie auch noch ſo tief. Ich hoffe die dazu erforderlichen Kräuter auch hier finden zu können, denn ſie ſind weit in den Norden hinauf verbreitet. Verſchafft mir nur die Erlaubniß, mein Mittel anzuwenden; ich gehe indeß es zu bereiten."

Herr Hennecke, deſſen langjährige Dienſte, vereint mit humoriſtiſcher Laune und unerſchütterlicher, faſt rührender Treue, ihm die ganze Gunſt des Herzogs erworben, konnte faſt zu jeder Stunde vorgelaſſen werden, weshalb es ihm auch jetzt nicht ſchwer ward, in ſein Zimmer zu gelangen.

Er fand den Herzog im Haushabit auf einem Ruhebett, nur von einem einzigen Diener umgeben, und eben ſo erſchöpft, als tief = umdüſtert. Seine Blicke forſchten faſt angſtvoll in Henneckes Zügen, kehrten aber beruhigt zurück, als ſie in ihnen nichts Unglückverkündendes wahrnahmen. Der Schloßvogt rückte ſofort mit Dagoberts Vorſchlag heraus, und Herzog Waldemar

rief hoch-erfreut: „Der Minneſänger Dagobert de Clairvaux, den man in Lübeck zum Abkömmling des heiligen Bernhards machte, und der auch wahrlich ſo fromm ausſah, wie der Apoſtel an der Bruſt des Welterlöſers. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, als ſeine Blicke mir einſt ſo warm ans Herz redeten. Das Schickſal hat ihn dazu beſtimmt, der Retter meiner geliebten Rigitze zu werden. Augenblicks mag er ſeine Salbe miſchen. Ich vertraue den Eremiten und Troubadours mehr, als allen Chirurgen der Welt.“

Die Wunde der Herzoginn war nicht ſo gefährlich geweſen, als das Gerücht es anfangs verkündete, und Dagoberts köſtliche Salbe wirkte kräftig zur ſchnellen Heilung. Der verlaſſene Sänger, der noch vor wenig Wochen in öder Vereinzelung umherirrte, ward jetzt als ein hochgeachtetes Mitglied des Hofkreiſes angeſehn, und die Fürſten ſchämten ſich nicht, ihm ihre Anerkennung zu beweiſen. Es ward Dagobert indeß keineswegs wohl hier. Der Hof war aus zu verſchiedenartigen Perſonen zuſammengeſetzt, um mit wohlthuender Einheit ein Gemüth zu berühren, deſſen krankhafte Reizbarkeit den äußeren Einwirkungen keinen Widerſtand leiſten konnte. Neid und Spott verfolgten ihn eben ſo ſchonungslos, als Wohlwollen und Dankbarkeit ihn hervorzogen, und wenn der enthuſiaſtiſche Herzog ihn in dem einen Augenblick den Retter ſeiner Gemahlinn nannte,

ſo machte ihn im zweiten irgend ein junger Fant zum Meiſter des Heerdes, oder zum Schwarzkünſtler. Der boshafte Berenger de Fleury meinte: ſein erſtes Lied müſſe die Salben und Pflaſter beſingen, und den Chirurgen dedicirt ſeyn. Die letzteren Pfeile trafen Dagobert ſchmerzlicher, als alle andern, denn ſie waren auf ſein Theuerſtes gerichtet. Eine Handlung der Pflicht, der Menſchenliebe, die ſeinem guten Herzen ſo natürlich ſchien, als bloße Lächerlichkeit zu behandeln, dünkte ihn unrecht, aber mit dieſem ätzenden Gifte die lieblichſten Blüten ſeines Lebens zu verderben, kam ihm ſataniſch vor. Und hatte er ſich denn für ſeinen höchſten Beruf entweiht? Sammelten nicht Islands Skalden, ſammelten nicht Schottlands Barden auf den Bergen heilſame Kräuter, um daraus Arzeneien zu bereiten? Sollte denn ſelbſt im höchſten Künſtlerleben das Nützlich-Moraliſche nicht auch ſeinen Platz finden dürfen? „Ein Thor bin ich," ſo beſänftigte Dagobert ſeinen gekränkten Stolz, „daß das kindiſche Geſchwätz von Tagedieben, oder das Giftausſpritzen neidiſcher Schlangenzungen mich auch nur auf Augenblicke in meinen Lebensanſichten irre macht."

Er war noch tief in dieſe Betrachtungen verſunken, als ein Diener ihn zu der Gräfinn Iſabelle von Flandern abrief.

Dieſe edle, zarte Mädchenerſcheinung hatte augenblicks wohlthätig auf Dagobert eingewirkt, und das ſtille Liebeswalten am Krankenbett der Herzoginn Rigitze ihr ſeine beſſeren Gefühle gewonnen.

Schon ſeit mehreren Tagen hatte er bemerkt, daß ſie ihm etwas zu ſagen habe, wovon nur nicht zu beſiegende Schüchternheit ſie abgehalten zu haben ſchien. Die Botſchaft kam ihm demnach nicht unerwartet, und mit bedeutender Neugier machte er ſich zu der Gräfinn auf den Weg.

Sie empfing ihn in ihren eigenen Gemächern, nur von ihrer vertrauteſten Hofdame, dem Fräulein Adeline de Malvoiſier, umgeben.

Der reiche Kerzenglanz hob die gewöhnliche Bläſſe ihrer Wangen noch ſtärker hervor. Das ſchwarze Kleid von ſchwerem, flandriſchem Seidenſtoff verhüllte die zarte Geſtalt bis an den ſchön = geformten Hals hinauf.

Die goldene Kette, an der eine ziemlich große, wahrſcheinlich ein Miniaturbild umſchließende Kapſel hing, machte den einzigſten Schmuck der Gräfinn aus. Mit einem leichten Anflug mägdlichen Erröthens bat ſie den Sänger, ſich zu ihr auf die Polſterbank zu ſetzen. Dann drückte ſie mit einer raſchen Handbewegung an der goldenen Kapſel, die ſchnell aufſprang und das Conterfei eines jugendlichen Mannes im königlichen Schmuck zeigte. Auf dem blonden Haupthaar lag eine künſtlich=gearbeitete Krone, und der mit Hermelin ausgeſchlagene Scharlach = Mantel ließ ein reich = geſticktes Hofkleid von ſpaniſchem Schnitt ſehn.

„Kennt Ihr dies Geſicht?“ fragte die Gräfinn mit zitternder Stimme.

„Ich würde Ja antworten,“ verſetzte Dagobert, „wenn der Königsſchmuck mich nicht irre leitete. Es

könnte ſich doch einigen," meinte Iſabelle dringend. Nennt mir nur den Namen desjenigen, den Ihr im Sinne tragt." „Ritter Erick Månſon aus Oſtgothland, einer der Schwedengeſandten am holſteiniſchen Hofe," verſetzte Dagobert.

„Heilige Jungfrau! ſo wäre es dennoch wahr, und dieſe Hände wären frei vom Antheil an dem ſchauderhafteſten aller Verbrechen!"

Dieſe Worte, mit krampfhafter Heftigkeit von der Gräfinn ausgeſtoßen, wirkten ſehr überraſchend auf Dagobert ein, der in dieſem reinen, weiblichen Weſen keine Schuld ahnete.

Die Gräfinn faßte ſich bald, und fuhr gemäßigter fort: „Schnell keimt Vertrauen im Herzen des Menſchen, wenn das Gleichgeſtimmte ihm begegnet."

„Es ging mir alſo mit Euch, Junker Dagobert! und ich wußte nach unſerer erſten Unterredung, daß Ihr mich verſtehn würdet. Ich werde Euch ein recht tiefverwundet Herz enthüllen; Ihr müßt es ſchonend behandeln, und meiner Schwäche mit Eurem männlichen Rathe beiſtehn."

„Das Bild, welches ich Euch ſo eben gezeigt, iſt ein Conterfei des verſtorbenen Königs Erick von Schweden. Er war der Sohn des Magnus Smek, wie Ihr ohne Zweifel wißt, und ward von ſeiner herrſchſüchtigen Mutter, der Königinn Blanca, durch Gift hingeopfert. Die Gründe hiezu liegen in der Politik begründet, und ſind zu weitläufig und verwickelt, als daß ich ſie Euch jetzt aus einander legen könnte. Die ſchwarze That der Königinn

weiß die Welt, nicht aber, daß ſie meine unſchuldige Hand zum Werkzeug derſelben wählte."

„Schon unwohl war der junge König, als meine Muhme mir eines Tages ſagte: Endlich hoffe ich das Mittel zu haben, die Krankheit meines armen Sohnes zu beſiegen. Der vor mehreren Tagen aus Paris hier eingetroffne docteur de St. Eustache hat mir einen Trank bereitet, dem er Wunderkraft beilegt. Der Ruf dieſes Arztes hebt alle Bedenklichkeiten, und ich bin gewillt, Erick dieſen Trank zu geben." Sie holte bei den letzten Worten eine Flaſche aus ihrem Geheimſchrank, und goß daraus einen Porcellan-Becher voll. „Bringe Du ihm die Labe, Iſabelle!" fuhr ſie fort; „von Deiner Hand nimmt er ſie doch am liebſten."

Thränen hinderten hier das Weiterreden der Gräfinn, und ſie brauchte beträchtliche Zeit, ihre aufgeregten Gefühle zu bezwingen.

„Mein Herz war ſo geſtimmt," fuhr ſie fort, „daß kein Wort mich leichter zu dem Gange hätte beſtimmen können, als eben dieſes. Ich ging. Bleich, aber freundlich wie ein Engel des Himmels nahm er den Becher aus meiner Hand und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Nach einigen Tagen hieß es: er ſey verſchieden, und das irre Auge, die tiefe Melancholie, die halben Worte, im Fieberwahnſinn von meiner Muhme geredet, ſagten mir nur zu deutlich, daß das ſchreckliche Gerücht wahr ſey, welches ſich dumpf im Schloſſe verbreitete: daß nämlich der Sohn von Mutterhand gemordet ſey. Und ich war es, die dem edelſten der Men-

ſchen den Todeskelch reichte, und meine Hand löſchte die Fackel eines Lebens, das nur dem Glück und Segen der Menſchheit geweiht war.“ Iſabelle ſank erſchöpft zurück; Adeline de Malvoiſier wiſchte ſich die ſtrömenden Thränen ab, und auch Dagobert war ſeltſam ergriffen von der einfachen, aber um ſo ergreifenderen Erzählung, die er ſo eben gehört, und in der ihm noch immer unaufgelöſte Räthſel blieben, da er nicht begriff, in welcher Verbindung der oſtgothiſche Ritter mit dem jungen Könige Erick von Schweden ſtehe. Doch gab die Gräfinn ihm den Schlüſſel zu dieſen Myſterien, indem ſie fortfuhr: „Ein Gerücht ſagte mir vor kurzer Zeit, daß der Schwedenkönig nicht geſtorben ſey, ſondern unter einfachem Rittersnamen am Hofe Heinrichs des Eiſernen von Holſtein lebe. Wie mich dieſer Gedanke bewegte, werdet Ihr begreifen. Er hob Bergeslaſten von meinem Herzen, aber er konnte nicht drinn weilen, und es traten ewig-quälende Zweifel bei mir ein. Ruhte er, der heiß-beweinte König eines edlen Volkes, deſſen Liebling er war, in Wadſtenas kalter Gruft, oder irrte er fern von Vaterland und Freunden in fremden Landen umher? Tödtete das Gift, von Mutterhand dem Sohne bereitet, den edelſten Keim, oder wendete ein glückliches Geſchick das entſetzliche Unglück ab?“

„So fragte ich mich Tag und Nacht, und mein gequältes Herz erlag beinahe der Ungewißheit. Da ſandte mein guter Engel Euch hieher, und in Euch denjenigen, der die bangen Räthſel löſen kann und wird.“

„Könnte ichs, edle Gräfinn!“ rief Dagobert innig-

bewegt, „könnte ich Eurem Herzen Ruhe geben! Aber Heuchelei würde es ſeyn, wenn ich Euren Hoffnungen beiſtimmte, denn ſie ſcheinen mir keinesweges von Wahrſcheinlichkeit begleitet. Zwar kenne ich nichts über die Vergangenheit des Ritters Erick Månſon, aber ſchwerlich würde der Schwedenkönig ſich unter den Geſandten befinden, die um eine Braut für ſeinen Bruder warben.“

„Wenn auch der Verſuch der Königinn Blanca ſcheiterte, wenn König Erick lebte und ſie ihn in die Verbannung ſchickte (wozu ſie wohl kaum die Macht hatte), was hinderte ihn dann aus derſelben hervor zu treten, und mit dem Schwerte in der Hand Schwedens Krone zurück zu fordern? Ihr könnt mir antworten, daß ein guter Sohn ſich ſcheut, der entarteten Mutter Greuelthaten aufzudecken, aber wo das Glück eines Königreiches auf dem Spiel ſteht, da verliert ſich die Rückſicht auf den Einzelnen, wie ein Atom im Weltall.“

„König Erick würde durch dies Verweilen in verborgenem Dunkel nebenbei ſeinen früher gezeigten Charakter gänzlich verläugnen, da es Euch ja am beſten bekannt ſeyn muß, wie er ſtets durch offnes, kühnes Handeln den Intriguen Trotz bot, die ſeine ſchlau-franzöſiſche Mutter gegen ihn anzettelte.“

„Ihr habt ſicher Recht, Junker Dagobert!“ antwortete Iſabelle mit einem tiefen Seufzer, „und ich gab durch meine Leichtgläubigkeit einen Beweis, daß ich auf rechte Frauenart die Phantaſie ihren Kometenlauf voll-

enden ließ, ehe ich weiſe Vernunft mit ſicherem Schritt auf Kundſchaft ausſandte."

„Wohl ruht der hohe Königsſohn in dunkler Gruft, und hat mit dem oſtgothiſchen Ritter ſicher nichts gemein, als vielleicht eine zufällige Aehnlichkeit, die ſich ja häufig bei zwei Perſonen findet."

Iſabelle ſchwieg, und ſenkte, erſchöpft ſich zurücklehnend, die langen Seidenwimper über die Blicke herab. So ſaß ſie eine Weile, und der tiefe Schmerz, der ſich auf ihrem Geſichte ausprägte, war den zwei ſie umgebenden Perſonen zu heilig, als daß ſie des Zimmers Stille hätten unterbrechen mögen.

Nach einigen Minuten richtete die Gräfinn ſich mit Lebhaftigkeit auf, und ſagte zu Dagobert gewendet: „Meine Muhme hatte gut an mir gewählt, und meine Verſchwiegenheit war ihrem Verbrechen der ſicherſte Schutz. Nur dieſem Engel, den Ihr hier neben mir ſeht, entlud ich mein belaſtet Herz, denn einen Ausweg muß das eingeſchloſſene Feuer haben, ſonſt ſprengt es ſeine Hülle. Mein Gram aber konnte den Menſchen nicht verborgen bleiben, und meine erbleichten Wangen, mein geſenktes Haupt, meine ganze, leidende Geſtalt deuteten ein tiefes Herzensweh. Das ertrug die königliche Muhme nicht, denn es war ihr ein ſteter Vorwurf, und ſie eilte drum, mich fortzuſchicken. Der Hof des ſchleswigſchen Herzogs ſchien ihr unbedeutend genug, mich und mein Geheimniß in Vergeſſenheit zu begraben. Die Herzoginn Rigitze gehörte zu ihren Bekanntinnen, und ſo ward ich denn von Schwedens theurer Erde, die ſeinen Staub

birgt, verbannt. Daß mir hier nicht wohl ward, könnt Ihr begreifen. Die Herzoginn Rigitze iſt edel, geiſtvoll, verſtändig, glänzend-heiter, geſellig-anmuthig, aber ſie war immer glücklich, und der Glanz dieſer Sonne blendet mich. Der in ewiger Extaſe lebende Herzog peinigt mein Gefühl, da ich ſeinen ſteten Ausrufungen nichts entgegen ſetzen kann, als einen ewigen Schmerz. Drum, edler Dagobert, rettet mich aus dieſen glänzenden Kreiſen, in die meine trübe Erſcheinung nicht gehört."

„Aber auf welche Weiſe, edle Gräfinn?" fragte der Troubadour etwas verlegen, „auf welche Weiſe dürfte ich es wagen, Euch einem Zufluchtsorte zu entreißen, in den der Wille Eurer königlichen Verwandtinn Euch verwieſen?" „Meine königliche Verwandtinn hat keine Gewalt über mich," antwortete Iſabelle, ſich ſtolz erhebend. „Ich, Prinzeſſinn von Burgund und Gräfinn von Flandern, habe Selbſtſtändigkeit genug, über mein Schickſal zu verfügen. Längſt ſchon hätte ich die Ketten zerriſſen, in die unbeſcheidene Willkühr mich ſchlang, wenn nicht romanhafte Aufzüge mir verhaßt wären. Jetzt aber bietet ſich mir eine Gelegenheit dar, die Knoten ſanft zu löſen, und auf natürliche Art dorthin zu gehn, wo allein mein Platz iſt auf Erden. Der Himmel hat mir in Euch das Mittel geſandt, meine Pläne auszuführen, und ich ſtehe drum nicht an, Euch um Eure Fürſprache bei der künftigen Königinn von Schweden zu bitten, unter deren Schutze ich das geliebte Land am ſicherſten wieder betreten kann. So wie ich Eliſabeth von

Holstein stets beschreiben hörte, werden auch meine Erwartungen mich nicht täuschen.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich Dagoberts Brust, und das Bild der Heißgeliebten stand vom Nimbus der Krone umflossen eben so lockend als unerreichbar vor ihm. „Nein, edle Gräfinn!“ erwiederte er mit Feuer, „nicht täuschen werden Euch Eure Erwartungen. Gräfinn Elisabeth ist das erhabenste Wesen, das je die Erde trug, und Wonne wird es ihr seyn, der gleich-gestimmten, fürstlichen Schwester ihren Schutz verleihen zu dürfen.“

„Aber nicht mich, theuerste Gräfinn! nicht mich wählt zu Eurem Fürsprecher. Verbannt im Zorn hat mich Elisabeths Bruder; wie dürfte ichs wagen, vor ihrem Angesichte zu erscheinen?“ „Ihr kommt als mein Abgesandter, Junker Dagobert!“ rief Isabelle mit wehmüthigem Lächeln, „und werdet Euch hoffentlich nicht weigern, in meine Dienste zu treten. Das Nähere über diese Angelegenheit werden wir zu bereden noch Zeit haben. Jetzt verlaßt mich, denn erschöpft ist mein Geist vom Rückblick auf sturmvolle Tage.“

Dagobert hatte kaum sein Zimmer erreicht, als ein Edelknabe eintrat, der ihm bekannt schien. Er hatte auch nicht geirrt, denn dieser brachte einen Gruß vom Ritter Erick Månson, welcher in einer nahen Herberge seiner harre, und mit ihm zu reden habe. Der Sänger fand in diesem Ereigniß etwas Omineuses, und begab sich mit nicht geringen Erwartungen auf den Weg.

Bläſſer und auch ernſter fand er den oſtgothiſchen Ritter, und es wollte ihn bedünken, als ſey auch ſein Gruß weniger offen und traut. „Ihr habt Heinrich von Holſtein ſammt ſeiner Umgebung wohl vergeſſen am luſtig-bunten Hofe des Herzogs von Schleswig?“ fragte Erick mit düſterem Geſicht. „Ihr irrt, edler Ritter!“ entgegnete Dagobert etwas verletzt. „Ich habe nur eine Heimath geſucht, als man mich ungerechter Weiſe verbannte.“ „Aber warum ſie ſuchen bei den Feinden Holſteins?“ fiel Erick ſchnell ein; „warum ſie ſuchen bei den Verbündeten des falſchen Waldemar Atterdag, des ſchwachſinnigen Magnus Smek?“ „Wie mögt Ihr mich verdammen meiner Unkunde wegen, edler Ritter?“ fragte Dagobert. „Nicht kann ich, ein fremder Sänger aus fernem Süd, eingeweiht ſeyn in die Irrgänge nordiſcher Politik, noch die Freundſchafts- oder Feindſchaftsbündniſſe der Könige und Herren kennen.“ „Drum auch unterrichte ich Euch von denſelben,“ fiel der Ritter haſtig ein, „und wahre Euer kindlich reines Herz vor unbewußter Schuld.“

Nur politiſcher Abſichten wegen, und zwar in Bezug auf das holſteiniſche Haus kann der Schwedenkönig an den ſchleswigſchen Hof gezogen ſeyn, denn die flandriſche Gräfinn zu begleiten war nur beliebiger Vorwand. Er iſt ſtets Werkzeug in den Händen ſeiner ränkeſüchtigen Gemahlinn und ihres königlichen Freundes Waldemar Atterdag. Was ſie beabſichtigen, weiß weder ich, noch die Welt, aber auch das Kleinſte kann groß und gefährlich werden in ihren Intriguen-ſpin-

nenden Köpfen. Drum bitte ich Euch, mir zu ſagen, was Ihr dem Schwedenkönige vom holſteiniſchen Hauſe geredet.“ „Nichts, wahrlich nichts, edler Herr!“ entgegnete Dagobert erſtaunt über des Ritters ſeltſames Dringen. „Nur von der Schönheit der Gräfinn Eliſabeth war ein Mal flüchtig die Rede, und der König Magnus ſchien ſich zu freuen, eine ſo liebreizende Schwiegertochter zu bekommen.“

Ritter Erick verſank bei den letzten Worten in tiefes Nachdenken, aus dem er lange nicht erwachen zu können ſchien. Endlich ſagte er mit faſt wehmüthigweicher Stimme: „Nicht ſo abweichend bin ich vom volksthümlichen Charakter meiner Nation, das Land der Ahnungen mir zu verſchließen mit leichtſinniger Hand. Der Nordländer beachtet auch die dunkle Seite des Lebens, und ſucht, das leichte Spiel auf des Daſeyns Oberfläche verachtend, die geheimnißvollen Tiefen. So geſtimmt, konnten mir die Vorherſagungen des Fiſchers Arnold nicht unbedeutend erſcheinen. Nicht Euer Herz, nur ein Zufall trieb Euch fort aus der Nähe derjenigen, deren Gefahr nicht bloß dunkle Ahnungen, ſondern eine erkannte Wirklichkeit mir vorausſagen. Gern ſähe ich ſie umgeben von einem treuen, ihr ganz ergebenen Weſen, und ich glaube es, nach allem, was eigene Beobachtung und fremdes Urtheil mir ſagen, in Euch gefunden zu haben. Wahrlich, Junker Dagobert! in den Dienſten Eliſabeths von Holſtein zu ſtehn iſt ein Vorzug, um den die ganze Männerwelt buhlen würde, und Ihr müßt Euch deſſelben ſtets würdig zu machen ſuchen.“

Ueber des Ritters düſter-ſchöne Züge zog ein mildes Wehmuthslächeln hin. Es glich den Strahlen der Abendſonne, die den bereits dunkelnden Himmel färben. „Ihr würdigt mich großer Ehre, edler Ritter!“ ſprach Dagobert vor innerer Wonne bebend, und kaum im Stande, dieſe zu verbergen. „Glaubt es mir, nur Furcht, aufdringlich zu erſcheinen und läſtig zu werden, konnte mich hindern, in der Gräfinn Nähe zu bleiben. Jetzt aber, da Ihr es mir anrathet, wird nichts mich abhalten, den Platz zu ſuchen, der mir auf Erden der einzigwünſchenswerthe dünkt.“ „Doch dies mit Vorſicht, junger Freund!“ ermahnte Erick. „Vergeßt nie die Kluft, die ſich zwiſchen Euch ausdehnt. Betrachtet Eliſabeth wie die Mutter Gottes in Wolken und Euch als den andächtigen Beter im Staube. Nur ſo kann Euer Verhältniß beſtehn. Steht ihr Trübſal und Gefahr bevor, ſeyd Ihr gewürdigt, ihr Stab und Stecken zu werden auf dunklem Wege, ſo laßt auch das Euch nicht irre machen. Betrachtet Euch nur als das niedere Holz, ſie als ein edles Gewächs, das ſich wohl ſtützt dran im tobenden Sturm, doch nie damit vereinigen kann.“

Der Ritter ſchwieg. Dagobert fand ſeine Worte wahr, wenn auch hart, und ſtimmte ihm völlig bei. „Meine Pflicht ruft mich ins Vaterland,“ fuhr Erick fort. „Ich ſoll Hochzeit halten mit einer ſchönen Braut, und da ſeht Ihr wohl ein, daß ich nicht der Paladin der Gräfinn von Holſtein werden kann, trotz meiner ſehnlichſten Wünſche.“ Er zog bei den letzten Worten ein reichgefaßtes Miniatur-Bild hervor, auf dem er die verdü-

ſterten Blicke, ohne daß ſich ihr Ausdruck veränderte, ruhen ließ. Dagobert glaubte Iſabellen von Flandern zu ſehn, und ein leiſer Schrei des Erſtaunens entfuhr ihm. Auf die Frage des Ritters: was ihm bei dem Conterfei auffalle?" antwortete er nur: „es gleiche zum Sprechen einer ihm bekannten Perſon," wozu der Ritter ſchwieg.

Da es bereits Mitternacht war, beurlaubte ſich Dagobert, und der Abſchied von dem edlen Erick Mänſon, deſſen tief-umdunkelte Gemüthsſtimmung ſeiner Liebenswürdigkeit nichts raubte, that ihm ſchmerzlich-wehe.

Auf ſeinem Zimmer angekommen, verſuchte ers, das Chaos der Gefühle zu ordnen, die der vergangene Tag in ihm aufgeregt. Eine Gewißheit tagte hell auf aus dem verworrenen Dunkel; es war die: beſtimmt zu ſeyn zum Beſchützer Eliſabeths. Denn wo ſich alles vereinigte, ihn ihr wiederum zuzuführen, da mußte ein höherer Wille walten.

Von der flandriſchen Gräfinn und ihrem ſchwärmeriſchen Glauben, daß König Erick in der Perſon des oſtgothiſchen Ritters wieder auferſtanden, hatte er dieſem nichts geſagt, weil er die Geheimniſſe der edlen Frau nicht auszuſetzen wagte. Daß Iſabelle und der junge Schwedenkönig ſich geliebt, ſchien ihm nach der Gräfinn Erzählung ausgemacht, und deshalb hatte das von dem Ritter hervorgezogene Bild ihn irre geleitet. Aber liebte Mänſon denn nicht Eliſabeth, hatte ſein Auge nicht oft mit jenem ſüßen Vergeſſen der Liebe auf ihr geruht, hatte er ſie nicht mit Gefahr des eigenen Lebens den

Fluthen entriſſen, hatte nicht Gram mehr noch als Erkältung ihn aufs ſchwere Krankenlager geworfen, von dem der blühende, heitere Ritter bleich und düſter erſtand? Und die Art, wie er der Braut erwähnte, klang ſie nicht wie bitterer Hohn über ein unvermeidliches Schickſal, das ſchwermüthig zu beklagen er zu männlich-ſtolz war?

Nein — König Erick ruhte in Wadſtenas kalten Grüften. Er, der Liebling ſeines Volkes, der Stolz ſeiner Nation, der kühne Herrſcher auf Schwedens Thron, weilte nicht in unwürdigem Dunkel, irrte nicht in gemeiner Ritterhülle heimathlos umher.

So beſchwichtigte Dagobert ſeine Zweifel, und nahm ſich vor, der Gräfinn nichts über die Zuſammenkunft mit dem Ritter Månſon zu ſagen, die ihr ohnehin krankes Gehirn noch mehr verwirrt haben würde.

Durch Sturmgebraus und Eulenruf hörte Eliſabeth, als ſie an einem düſteren Octoberabend allein auf ihrem Zimmer ſaß, die Töne einer Harfe erklingen, zu denen, nach dem erſten Präludiren, auch geſungen ward. Sie glaubte die Stimme zu erkennen, und fand bei genauerem Hinhorchen, daß ſie nicht geirrt.

Es war Dagobert, der ſie durch ein Lied vom großen Grafen Gerhard und ſeinem Marienbildchen, das er nach ihrer Erzählung gedichtet, ſo wunderbar überraſchte. Die Sage nämlich überliefert: daß Graf Gerhard der Große bei dem Treffen zwiſchen dem Könige

Chriſtoph von Dännemark und dem jungen Herzoge Waldemar von Schleswig den bedrängten Schleswigern zu Hülfe gekommen, und in der Schlacht beim Heſtenberge geſiegt. Doch gings hart her, und er und die Seinen waren in blutiger Gefahr. Er trug in dieſem Gefechte ein kleines Marienbildchen um den Hals, das er zu wiederholten Malen, und zwar in der größten Bedrängniß geküßt, und dabei den Vers: **Nos hac die gregatas serua virgo in lucem mundi,** abgeſungen haben ſoll.

Ein däniſcher Soldat hieb die eine Hand dieſes Bildes ab, und ſo verſtümmelt bewahrte es Heinrich der Eiſerne, als heiligſte Reliquie ſeines Hauſes auf. Auch Eliſabeth richtete nicht ſelten ihr Gebet an die Schutzheilige ihres großen Vaters, und hatte dem frommen Dagobert, den ſie wie einen Bruder anſah, wohl eher von der Wunderthätigkeit dieſes Conterfeis erzählt, ohne das Graf Gerhard niemals in den Kampf gezogen. Wie tief mußte daher der Eindruck ſeyn, den dies einfach-gedichtete Lied auf ſie machte!

Sie ließ am anderen Morgen durch ihre treueſte Dienerinn Kunde von dem Sänger einziehn, der ſich Abends vorher unter ihren Fenſtern hatte hören laſſen, und erfuhr, daß es Dagobert ſey, der ſich in Fiſcher Arnolds Hütte befinde, und wichtige Aufträge an ſie habe, deren er ſich, wenn es ihr genehm ſey, noch heute zu entledigen wünſche.

Mochte ſich der Provençale gewappnet haben mit der ganzen Stärke ſeines Charakters gegen Eliſabeths Liebreiz — ihr Anblick wirkte dennoch mit altgewohn-

ter Kraft auf ihn ein, und er wagte kaum das Auge zu der Herrlichen emporzurichten, die mit ſchweſterlich-ruhiger Milde ihn anredete.

„Nicht unbeſcheidenes Vordringen rief mich, den Verbannten, aufs Neue an Graf Heinrichs Hof.“ Dieſe Worte ſprach Dagobert nach langem Verſtummen mit feſtem Ton. „Nur ein Auftrag an Euch, edle Gräfinn! der ſich durch einen Boten nicht wohl ausrichten ließ, verſchafft mir das Glück, Euer verehrtes Antlitz wiederzuſehn.“ „Und der wäre?“ fragte Eliſabeth nicht ohne Erſtaunen. „Iſabelle, Prinzeſſinn von Burgund und Gräfinn von Flandern,“ erwiederte Dagobert, „ward Familienverhältniſſe halber von ihrer Muhme, der Königinn Blanca von Schweden, an den ſchleswigſchen Hof geſendet, wo mir ihre Bekanntſchaft ward. Ein verfehltes Lebensziel, ein geknicktes Jugendglück hat ſie der Welt abgewendet, und das Ziel ihres Strebens iſt nur die heilige Ruhe in Kloſtermauern. Verſagt aber ward ihr die Erfüllung dieſes frommen Wunſches von der königlichen Verwandtinn, weshalb ſie Euch, edle Gräfinn! die demüthige Bitte vorträgt, unter Eurem Schutze die Reiſe über das Meer mitmachen zu dürfen, um in einem von Schwedens Klöſtern den Reſt ihres Lebens hinzubringen.“

Eliſabeth verſank in Nachdenken, als Dagobert nun ſchwieg, und antwortete nach geraumer Weile: „Nicht möchte ich der Königinn von Schweden, der Mutter meines königlichen Verlobten, mit einer Handlung entgegentreten, die eine von ihr verfügte Anordnung ver-

nichtet, und drum iſt mir der Gräfinn Bitte ungelegen, ſo gern ich ſie ſonſt erfüllte."

„Ich werde indeß die Sache reiflicher überlegen, und mich von den näheren Verhältniſſen der Prinzeſſinn von Burgund zu unterrichten ſuchen. Iſt ſie unglücklich geworden durch die Täuſchungen der Welt, ſo kann ſicher nur eine gänzliche Abgeſchiedenheit von derſelben ihrem Gemüthe die rechte Richtung wiedergeben. Warum aber ſucht ſie kein Kloſter auf mütterlichem Boden?" „Weil Schwedens Erde alles in ſich faßt, was ihrem Herzen theuer war," antwortete Dagobert.

„Mehr zu ſagen erlaubt mir die Pflicht gegen die Gräfinn nicht, die mich würdigte, der Vertraute ihrer Geheimniſſe zu werden. Aber gewiß wird eine Zeit kommen, in der Iſabelle ſelbſt ſie der edelſten aller Frauen enthüllt, und bis dahin bleibe Euer Entſchluß unentſchieden. In wenig Tagen wird die Prinzeſſinn von Burgund an Graf Heinrichs Hofe erſcheinen, um öffentlich darum zu bitten, wovon ich Euch nur vorläufig zu unterrichten den Auftrag hatte." Dagobert machte Miene, ſich zu beurlauben. Das aber vergönnte ihm Eliſabeth nicht, vielmehr brach die ganze ſchweſterliche Zuneigung für den frommen, beſcheidenen Sänger hervor. Nicht gewohnt, ihren Regungen zu gebieten, wo ſie ihr unſchuldig dünkten, rief ſie lebhaft: „Und gehn wolltet Ihr gleich dem gemietheten Boten, der ſonder freundlichen Abſchied fortzieht, ſo wie er ſein Geſchäft vollendet? Und nicht ein Mal den Dank für Euer Lied, mit dem Ihr mich geſtern Abend ſo herrlich überraſcht, ge-

ſtattet Ihr der ſonſt ſo willig anerkannten Beſchützerinn Eurer Muſe?“ „Nein, Junker Dagobert!“ fuhr die Gräfinn fort, da dieſer noch immer ſtumm zur Erde ſah, „nicht Eliſabeth hat Euch von dieſem Hofe verbannt, nicht ſie, die Euer hohes Talent und Eure ſeltene Herzensreinheit ſo ganz zu ſchätzen verſtand, hat Euch in die öde Fremde hinausgetrieben. Der Jüngling, den mein edler Bruder ſich als Eigenthum aus Räuberhänden erkaufte, geht, von dieſem verſtoßen, als theures Vermächtniß in den Beſitz der Schweſter über, und Ihr werdet Euch hoffentlich nicht weigern, dies anzuerkennen, und künftig mein Hofſänger zu werden.“

Wie der Sonnenſtrahl aus düſterem Wettergewölk hervorblitzt, ſo glänzten der Gräfinn Worte in Dagoberts dunkle Zukunft hinein. „Euer Diener zu ſeyn, edle Frau! iſt der ſchönſte Beruf meines Lebens,“ erwiederte er, ein Knie vor Eliſabeth beugend, „und daß Ihr mich deſſen würdigt, meines Herzens höchſter Stolz.“ Schnell erhob ſich der Sänger nach den letzten, mit bebender Stimme geredeten Worten, und verſchwand dann auf der Gräfinn Wink.

Eliſabeths Geiſt war eben ſo klar, als ihr Herz warm, und wenn ſich letzteres demnach auch lebhaft für die leidende Iſabelle von Flandern intereſſirte, ſo konnte es ihrem Verſtande doch nicht entgehn, daß ſie zu den Schwärmerinnen gehören müſſe.

Es waren ſo einige Wochen vergangen. Graf Heinrich und ſein Hof waren von Eliſabeths Entſchluß, den Junker de Clairvaux als Minneſänger nach Schwe-

den mitzunehmen, unterrichtet worden, und der künftigen Königinn konnte kein Einwurf gemacht werden, wenn ſich auch mancher Tadel, zum Theil vom Neide erregt, gegen dieſen Schritt erhob.

Auch von der baldigen Ankunft der Gräfinn von Flandern hatte Eliſabeth den Bruder benachrichtigt. Dieſer hatte Iſabellen bei ſeinem Aufenthalte in Schweden gekannt, und erzählte manches zu ihrem Lobe, auch wie ihre aufblühende Schönheit die Mißgunſt der Königinn Blanca aufgeſtachelt, und dies allein ihr ſchon Grund geweſen ſeyn könne, die Nichte zu entfernen. „Wir rauhen Kriegsmänner," ſchloß der Graf, „die wir unſer Leben zum Theil im Felde unter den Waffen zubrachten, verlieren wohl den feinen Blick für die zarteren Liebesverſtändniſſe, und ich kann daher irren. Sonſt hat es mir ſcheinen wollen, als ob der junge Schwedenkönig Erick die ſchöne flandriſche Baſe der Gemahlinn Beatrix von Brandenburg vorzöge, und als wenn jene den Huldigungen des eben ſo edlen als liebenswürdigen Monarchen nicht abhold geweſen. An dieſer hoffnungsloſen Liebe mag denn ihr Herz vielleicht tödlich erkrankt ſeyn."

Graf Heinrich ſchwieg wehmüthig, und es ſchien, als ob der Leidenſchaften Sturm ſelbſt ſeine ſtarke Seele einmal erſchüttert habe.

Wie aber wandelten ſich Eliſabeths Gefühle nach dieſen Erläuterungen.

Iſabelle hatte geliebt, einen Schweden geliebt, der ſich Erick nannte, und er war König geweſen, und ruhte nun im kalten Grabe. Zwar lebte ihr Erick noch, aber

ſie ſollte Königinn werden, und er ihr Vaſall. Welche Aehnlichkeit bei der größten Verſchiedenheit in unſerem Schickſal, dachte Eliſabeth, und ihr ganzes Weſen wendete ſich der leidenden Schweſter zu.

Sie war noch in dieſe Betrachtungen verloren, als ihr Page die Prioreſſa des Marienfelder Nonnenkloſters zu Prentz meldete, die ihr Wichtiges zu ſagen habe.

Eliſabeth ließ die kalte, ſteife Dame Armgard von Walſtorp vor ſich kommen, und es war ihr kaum recht, ſo ungelegen aus ihren Träumereien aufgeſtört zu werden.

„Ihr wolltet mich ſprechen, hochwürdige Frau?“ mit dieſen Worten empfing Eliſabeth die Kloſtermutter, und dieſe entgegnete in feierlich-ſtrengem Ton: „Nur fragen wollte ich Ew. Gnaden, ob es dem Prälaten unſeres Kloſters anſteht, ohne mein Wiſſen irrende Pilgerinnen aufzunehmen, die mit Bilderdienſt Abgötterei treiben, und die Ruhe der Nonnen ſtören.“

„Zu unklar dünkt mich Euer Bericht,“ antwortete die Gräfinn, „und ich kann auf dieſen hin nichts entſcheiden. Zudem ſteht es nicht mir an, die Kloſterzwiſtigkeiten zu ſchlichten, und Ihr thätet beſſer, Euch deshalb an den Grafen Heinrich oder die hochwürdigen Biſchöfe dieſer Lande zu wenden.“

„Da möchte die Schönheit der flandriſchen Gräfinn auch ſie beſtechen, wie ſie es dem Prälaten Bruno von Bakvolt gethan, verſetzte die Prioreſſa mit ſtrengem Ton. „Denn die Schönheit iſt ein eitles Gut, das der Männer Auge blendet, und ihnen den richtigen Blick raubt.“

„Iſabella von Flandern?“ rief Eliſabeth überraſcht, und

die letzten, hochweiſen Worte der Kloſterfrau überhörend. „So nennt ſie ſich, antwortete dieſe, und will vom Hofe des ſchleswigſchen Herzogs Waldemar kommen. Auf ihr Verlangen ward ſie vorgeſtern Abend aus der Herberge, wo ſie krank angelangt, in unſer Kloſter gebracht, wo ſie von dem Probſte ohne mein Wiſſen aufgenommen, und ihr eine der beſten Wohnungen angewieſen ward. Sie läßt ſich die Kloſterpflege wohl gefallen, und hat auch gern der Nonnen Geſellſchaft. Vorzüglich aber weidet ſie ſich an dem Conterfei eines jungen Mannes, das ſie von Zeit zu Zeit aus dem Buſen hervorzieht, und mit den Lippen berührt.“

Die Prioreſſa bekreuzte ſich mit phariſäiſchen Mienen, und fuhr dann fort: „Auch von Ew. Gnaden redete ſie, und wie nur die Sehnſucht nach Eurem Anblick ihres Daſeyns Flamme nähre.“

„Es iſt genug,“ rief Eliſabeth entſchloſſen. „Ich begleite Euch ſofort zu der Leidenden, und gebiete im Namen meines Bruders, daß der fürſtlichen Kranken alle Auszeichnung und Pflege werde, die ihrem Range und Zuſtande gebührt.“

Mitternacht ſchlugs vom Thurm der Kirche des Marienfelder Nonnenkloſters zu Prentz, als Eliſabeth ſich demſelben näherte, um der Gräfinn von Flandern den Troſt ihrer Gegenwart zu gewähren. Spärlich nur war der Kreuzgang erleuchtet, durch den ſie mußte, um zu Iſabellens Gemach zu gelangen, und recht ſchauerlich

ward es ihr in dieſen hohen dämmernden Hallen, die ſtumm waren wie das Grab, und deren Schweigen nur der Sturm unterbrach, der mit den Scheiben klirrte und in den vielfachen Windungen und Winkeln des Gebäus heulte. Endlich öffnete die Pförtnerinn eine Thür, aus der der matte Schimmer einer Krankenzimmer-Erleuchtung ihr entgegen drang.

„Gräfinn Eliſabeth von Holſtein, flüſterte die Pförtnerinn einer Nonne zu, die dieſe Worte in noch leiſerem Ton vor das Ohr der Kranken brachte, die ſich faſt kraftvoll erhob, und die Gräfinn zu ſich winkte.

Nach den erſten Ergüſſen der Dankbarkeit von Iſabellens, und der wohlwollenden Theilnahme von Eliſabeths Seite, erzählte erſtere das, was der geneigte Leſer bereits aus der Unterredung mit dem Sänger Dagobert weiß, und fügte dann hinzu: wie ſie die Hoffnung gehegt, durch die Gräfinn Aufſchluß über die früheren Schickſale des Ritters Erick Månſon zu erhalten.

Sie hatte bei den letzten Worten das Bildniß des jungen Schwedenkönigs aus dem Buſen hervorgezogen, das von der Ampel mattem Strahl beleuchtet, zu Eliſabeth herüber ſah. Wie die Aehnlichkeit mit dem oſtgothiſchen Ritter ſie bewegte, wird man begreifen. So wehmüthig-bedeutungsvoll hatten dieſe Züge ſie noch nie angeſchaut, und überraſcht von ihrem Herzen rief ſie aus: „Alſo bis auf die äußere Erſcheinung iſt unſer Schickſal ſich gleich. O Iſabella! den Geliebten Eurer Jugend umſchließt Wadſtenas kalte Gruft,

und möchten die heiligen Mauern dieſes Kloſters auch meinen Schmerz begraben.“

Zu viel hatte ſie geſagt, und empfand es nach den erſten Augenblicken mit Beſchämung. Doch ging in dem Gedanken, daß König Erick nicht mehr lebe, Iſabellen der Sinn der übrigen Worte verloren, und ſie rief leidenſchaftlich: „Alſo wißt Ihr, daß Erick Månſon nicht der ſchwediſche Thronerbe iſt? alſo wißt Ihr, daß das ſchrecklichſte aller Verbrechen auf meiner Seele laſtet, und ich den tödtete, deſſen Leben meiner Seele Leben war.“

Die heftige Bewegung, in der Iſabelle ſich befand, gab der Gräfinn Eliſabeth ihre gewohnte, fromme Ruhe wieder, und es ward ihr klar, daß des Schwedenkönigs Leben bei Iſabellen zur fixen Idee geworden, und ſie in dieſer zu ſchonen ſey. „Ich weiß, daß Erick Månſon der edelſte aller Menſchen iſt,“ erwiederte ſie drum mit ſanfter Stimme, „und daß er es werth wäre, des Schwedenvolkes Liebling zu ſeyn. Wer er aber auch iſt, Iſabella hat Unrecht, ihre zarte Seele mit Vorwürfen zu belaſten. Gottes Barmherzigkeit iſt größer, als die Sünden des Menſchengeſchlechts, und ſeine Gerechtigkeit hält ihr die Wage. Wie ſollte er denn ſeine Strafe auf ein ſchuldloſes Haupt leiten?“

Ein leiſes Weinen Iſabellens ſagte Eliſabeth, daß ihre Worte Eingang gefunden, und der Thränen Erleichterung den heftigen Schmerz der Unglücklichen gebrochen. „Die Pilgerreiſe,“ hub die Gräfinn von Flandern nach kurzer Pauſe wieder an, „die ich, um meine Sünde abzubüßen, in der dürftigſten Bekleidung von Schles-

wig hieher unternahm; die ſchlechte Koſt in den Herbergen, das feuchte Stroh, das Nachts mein Lager war, haben meinen ohnehin geſchwächten Körper vollends zerrüttet. Ich fühle mich dem Tode nahe. Lebt er, dann werden ſeine Augen mich beweinen; bewohnt er einen anderen Stern, dann zieht er mich zu ſich in ſeine lichten Räume."

Eliſabeths frommes Herz empfand ein leiſes Widerſtreben über dieſe irdiſche Liebe Iſabellens, die ihr Bedingniß jeglichen Glückes für dieſe und jene Welt geworden war. „Und welche Verfügungen," ſo fragte ſie nach einer Weile, „welche Verfügungen hättet Ihr auf den möglichen Fall Eures Todes zu machen? Treu und ſorgfältig würde ich ſie auszurichten ſtreben."

„Nur eine, meine fürſtliche Schweſter," entgegnete Iſabelle. „Zu ruhn wünſche ich im Tode neben dem, den ich im Leben liebte. Laßt drum meine Hülle in die Gewölbe des Kloſters Wadſtena bringen, und erwirkt von dem Könige Hackon die Erlaubniß, daß mein Sarg neben den ſeines gemordeten Bruders geſtellt werde."

Iſabelle ſchloß nach den letzten Worten die Augen, und ſchien zu erſchöpft, um weiter reden zu mögen. Auch trat eben der Arzt von einigen Frauen begleitet ins Zimmer, und Eliſabeth ſuchte die Ruhe, die ihrem von der Reiſe und den mannichfachen Gefühlen des Tages ermatteten Körper Noth that.

Der Zeitraum weniger Wochen hatte auf die Ver-

hältniſſe der Gräfinnen von Holſtein und Flandern den entſchiedenſten Einfluß gehabt. Iſabellens liebendes Herz hatte zu ſchlagen aufgehört, und ihr Sarg war auf Eliſabeths Befehl vorerſt in die Gewölbe der Kapelle St. Hilberici zu Plön beigeſetzt, worauf ſie ihn übers Meer mit ſich zu führen gedachte. Dieſer Zeitpunkt, der ſie aus des Jugendlandes ſtill umſchirmten Thälern auf die glanzvollen Höhen eines Königsthrones rief, war nun da, und der gevollmächtigte, ſchwediſche Geſandte, der die Vermählungsceremonie zu vollziehn nach Holſtein abgeſchickt war, bereits eingetroffen.

Hermann von Witzen, ein Ritter aus vornehmem Geſchlecht, trug auch äußerlich den Stempel jener Würde, zu der ſein Rang und Auftrag ihn berechtigte.

Stolz und reich-geſchmückt trat er an einem düſteren Novembertage mit Eliſabeth vor den Altar der Schloßkirche zu Plön, um aus des Prieſters Hand ſeines Herrn und Königs ſchönes Eigenthum zu empfangen. Sie ſtand, wie uns die alten Chroniken ſagen, zwiſchen ihrem Bruder Heinrich dem Eiſernen, und ihrem Vetter, dem Grafen Adolph von Schauenburg. Als ſie mit dem Ritter Hermann von Witzen Ringe gewechſelt, ward ſie Königinn von Schweden und Norwegen benamt, und war auch angethan mit königlichem Schmuck und Kleidern.

Doch rührend bleich ſah ihr lieblich Antlitz aus dem Glanzgeflimmer des Goldes und der Edelſteine hervor, und es wollte die Umſtehenden bedünken, als trage das Herz im Buſen wohl tiefes Leid.

„Umwallten Dich Trauergewänder, Du Heilige im

Purpur!“ dachte Dagobert, der düſter an einem Pfeiler lehnte; „ſie würden beſſer für die Mondnacht Deines Antlitzes paſſen.“

Am anderen Tage ſchon ging die junge Königinn mit ihrem Gefolge nach Travemünde, um ſich hier einzuſchiffen. Ihre Brüder hatten nichts geſpart, die königliche Schweſter mit alle dem Glanz zu umgeben, der ihrem jetzigen Range gebührte; und wenn man den Chroniken Glauben beimeſſen kann, ſo beſtand ihr Gefolge aus mehr, als 200 Perſonen beiderlei Geſchlechts, worunter viel deutſche Ritter und Edelleute befindlich waren. Die düſteren Novembertage verſprachen zwar keine günſtige Fahrt, und auch die Schiffer prophezeiten Sturm und Unwetter. Doch war an Aufſchub nicht zu denken, da man in Schweden die junge Königinn mit Ungeduld erwartete, und Ritter Hermann von Wizzen ein Privatſchreiben des Königs Hackon bei ſich führte, das ihn nicht zu ſäumen bat.

Hell ſchimmerte das prächtige, mit Goldarbeit und purpurſeidenen Flaggen reich-verzierte Schiff, das zu Eliſabeths Empfang in der Trave lag, durch die Nebel des Novembertages hin. Sie ſelbſt ſchritt zwiſchen ihren beiden edlen Brüdern dem Ufer zu, umringt von einer großen Anzahl zierlich-bepelzter Männer und Frauen, die zum Theil zu ihrem Gefolge gehörten, zum Theil ihr von Plön aus hieher gefolgt waren. Der Troubadour Dagobert, dem ſie auch die Dienſte eines Edel-

pagen geſtattet, ging, ihren Pelzmantel überm Arm, hinter ihr her, und ganz in der Ferne ſah man Fiſcher Arnolds bleiches Antlitz, das innigſt-bewegt der geliebten Herrinn nachſah.

Sie ſelbſt, der Gegenſtand ſo vieler heute vergoſſener Thränen, weinte deren auch reichlich, und ſie waren die einzige Linderung ihrer gepreßten Bruſt. Auch ihre ſtarken unbezwinglichen Brüder fühlten die Herzen ſeltſam erweicht bei der lieblichen Schweſter Scheiden, und die tiefen Seufzer, die ſich oft wiederholt der Bruſt des eiſernen Heinrichs entrangen, ſprachen es aus: wie verſchieden die Wege des Herzens und der Politik gehn.

Nun ſtanden ſie an der Brücke, und zu ihren Füßen ſchwankte der Nachen, der Eliſabeth nebſt einem kleinen Gefolge ans Schiff bringen ſollte.

Wieder und immer wieder preßte ſie ſich den theuren Beſchützern ihrer Jugend in die Arme, und jegliches Liebeswort erſtarb vor dem Schluchzen, das ihre Bruſt zu zerreißen drohte.

Graf Heinrich ſah ihren ſchweren Kampf, und hielt hoch empor das Marienbild, das Graf Gerhards Schutz in Noth und Gefahr geweſen. „Du gehſt hin, Königinn,“ ſo ſprach er mit feierlicher Stimme, „wo Gott und der Ausſpruch zweier edler Reiche Dir einen Platz anwieſen. Stärke Deinen weinenden Blick an dieſem Conterfei, das im Schlachtendrang die große Seele unſeres großen Vaters ermuthigte. Möge der Anblick dieſer ſchmerzensreichen Heilandsmutter, die dem Hauſe Holſtein ſtets ſo gnädig war, auch Dich mit Huld umleuchten.“ Und

wirklich ſänftigte ſich vor dem Anblick der Gebenedeiten Eliſabeths ſtürmender Schmerz. Es trat eine heilige Stille in ihrem Gemüthe ein, die ſie benutzen zu müſſen glaubte. Sie ſtieg drum an Ritter Hermanns Hand raſch ins Boot, und verbarg am Buſen der treuen Bertha von der Wiſch das verweinte Auge. Der Nachen bekam plötzlich eine heftige Erſchütterung, und aufblickend gewahrte ſie den Sarg der Gräfinn Iſabelle, der hineingeſetzt ward. Sie hatte dies angeordnet, aber im Tumult des Abſchieds vergeſſen. Der plötzliche Anblick dieſes ernſten Gegenſtandes erregte ihr ein unbegreifliches Mißbehagen, und Dagobert ſah ſie zum Tode erbleichen, und dann das Geſicht aufs Neue verhüllen. So auch verharrte ſie, bis der Nachen ans Schiff gelangt war, und der immer dichter werdende Nebel die geliebte, holſteiniſche Küſte ihren Blicken verſchleierte.

Mit lockerem Schaum gekrönt ſtürzten die empörten Wellen des Sundes gegen ein ziemlich ſteiles Ufer der Küſte von Schonen. Der Sturm fuhr heulend durch die finſtere Nacht hin, und vereinigte ſich mit dem ächzenden Wogenklang zu einem ſchauerlichen Doppelliede der Natur.

Dennoch ſteuerte ein mäßig großes Fahrzeug von der däniſchen Küſte kommend, der ſchwediſchen Provinz Schonen zu, und die flackernden Kienfackeln, die drauf brannten, theilten dem Nachtbilde eine romantiſche Be-

lebung mit. Aus dem Nachen, der, als das Schiff geankert hätte, an der Küſte landete, ſtiegen drei Männer heraus, deren Kleidung und Geſichter etwas Auffallendes hatten. Die größte der Geſtalten war ſchlank, mittlerer Jahre, und von vornehmem Anſtande. Doch ſprachen die Ruinen der ſchönen, eingefallenen Geſichtszüge von beſſeren Zeiten, vielleicht auch von verſcherztem Glück, denn die tiefe Leidenſchaftlichkeit, die in den düſtern Blicken loderte, konnte wohl verheerend in eigenes und fremdes Wohl eingegriffen haben. Das Unterkleid war von dunkelrother Farbe mit Goldſtickerei, doch etwas verſchoſſen und abgetragen. Der ſchwarze Mantel dahingegen ſchien neu und mochte wohl die einſtigen Glanzüberreſte bedecken, vielleicht auch das Zeichen jezziger Anſpruchsloſigkeit ſeyn ſollen. Denn er war von grobem, norwegiſchem Wollenzeuge(Vadmel) und ein Todtenkopf und Krucifix, die mit weißer Wolle darauf geſtickt waren, konnten Bußfertigkeit, auch prahlende Gottesfurcht des Trägers bedeuten. Den dunklen Haarwuchs bedeckte ein breit-geränderter, vorn mit einer blutrothen Agraffe aufgeſchlagener Hut, und im gleichfarbigen Gürtel ſteckte ein Dolch mit einem Edelſtein eingelegten Griff. Ein Siegelring, in deſſen dunkelglühendem Rubin *) ein Greifenkopf und ein Löwe ein-

*) Bengts väterliches Wappen war ein Greifenkopf im goldnen Felde, welchen das Herzogthum Schonen noch gebraucht. Er führte aber auch das Halländiſche Wappen: einen Löwen, wie man an der Mauer der Soröer Kirche gefunden hat.

gegraben waren, zeugte von Reichthum und edler Abkunft des Trägers.

Der zweite der Männer war in die ſchwarze Ordenstracht der Dominikaner gekleidet, und ſeine gelbliche Geſichtsfarbe, die ſchlauen Blicke der blitzenden, tiefliegenden Augen, die unruhige Lebhaftigkeit der feinen, beweglichen Geſtalt ſchienen des Kloſtergewandes und Nordens gleich unwerth.

Am auffallendſten erſchien indeß die dritte Perſon. Es war eine koloſſale Geſtalt mittlerer Größe, von ſtarkem Knochenbau und frechen, wilden Gebärden. Das Unterkleid war von ſchmutzig grauem Vadmel, und der Mantel von blutrother Farbe und gleichem Stoffe, wie erſteres. Als Gürtel diente ein dicker Strick, in dem ein breites Meſſer mit roh-gearbeitetem, hölzernem Griff neben einem leichten Beil ſteckte. Das eine Auge ſchien durch einen Schuß verloren gegangen; das andere aber ſprühte ein wildes Feuer um ſich her. Die Züge waren unedel und hämiſch, und die breite, mongoliſchgeformte Stirn umſtarrte rothes, ſtruppiges Haar, das mit dem langen, verwilderten Barte dieſelbe Farbe hatte. Selbſt die großen, gelblich weißen Zähne, die ſich bei der geringſten Bewegung des breit geſchlitzten Mundes zeigten, gaben der Phyſiognomie ein widerwärtiges Anſehn. Eine ſchwarze Mütze, der mit blutrother Wolle Rad und Galgen eingenäht waren, vollendeten das Schauerliche der Erſcheinung.

„Ihr Bengt geht ja wohl zur Königinn, die neue Mähr überbringend, „ flüſterte Reginald St. Foix, der

Dominikaner, dem ſchwarzen Mantelträger zu. „Ich denke, Ihr ſeyd wieder Herzog von Schonen und Süderhalland, ehe das Jahr abläuft.“

„Redet Ihr doch, als trete Euer Fuß aus ſeinem Kloſterzwinger zum erſten Mal in die Welt,“ erwieedrte Bengt Algotſon mit höhniſchen Mienen. König Ericks Haß gegen mich hat ſich als Vermächtniß dem ſchwediſchen Volke hinterlaſſen. Auch meine verſtoßene Gemahlinn Ingeborg iſt auf der Pilgrimmsfahrt ins gelobte Land geſtorben.“

„Ihr Mutterbruder, Erengisle Sunaſon Bât, und ihr ſtolzer Bruder, Carl Ulfſon til Toffta verfolgen mich mit thieriſcher Wuth, und mein Betreten des ſchwediſchen Bodens iſt drum ein gewagtes Unternehmen zu nennen. Doch hoffe ich von dem glücklichen Ereigniß, das ich vors Ohr der Königinn zu bringen komme, alles. Waldemar Atterdag läßt den gefangenen Vogel nicht aus der Schlinge, bis er ihm ſein bereitetes Futter vorm Munde weggeſchnappt hat. Darauf verlaßt Euch.“

„Quartiert Euch nur vorläufig mit dem liefländiſchen Raubvogel in jene Fiſcherhütte ein. Eure fruchtbare Phantaſie wird ſchon ein bewegliches Mährlein erſinnen, das der Einwohner Mitleid zu reizen geeignet iſt.“

„Ich gehe zu Blancan, und wird der verbannte Herzog Bengt Algotſon nicht aufgenommen, wie der vom Glück begünſtigte es war, dann wehe Dir, Du Sünderinn im Purpur.“ Der Herzog ſprach die letzten Worte mit leidenſchaftlich-gehobener Stimme, worauf er mit dem

liefländiſchen Seeräuber Klärk, der eine Fackel trug, dem Schloſſe zuſchritt, das in einiger Entfernung vom Sunde lag, und in dem der ſchwediſche Hof jetzt reſidirte.

Wir führen den geneigten Leſer aus dem ſchauerlichen Novemberdunkel ſchnurgerade in ein reich erhelltes Gemach, wo die Königinn Blanca von Schweden mit ihrem Sohne Hackon zu Nacht ſpeiſte. Das gebratene Wildprett die lecker zubereiteten Fiſche, der ſeltene Nachtiſch von Südfrüchten, die ſie mit großem Koſtenaufwand in ihren Treibhäuſern ziehen ließ, ſchienen ihr trefflich zu munden, indeß König Hackon ihr bleich und trübe gegenüber ſaß. Ihre franzöſiſche Lebhaftigkeit ſprach ſich im Reden und Eſſen gleich ſehr aus.

„Du biſt ein arkadiſcher Schäfer, Hackon,“ ſprach ſie, eine Apfelſine zerlegend, „und gehörſt unter die Blüten der Länder, wo dieſe goldenen Früchte reifen, nicht aber auf einen nordiſchen Thron, der Tüchtiges fordert. Allein ſtehn kannſt Du nicht, und hätteſt drum Dir eine Allianz ſuchen ſollen, die haltbarer wäre, als jene Verbündung mit dem holſteiniſchen Grafenhauſe.“ „Immer kommt Ihr mit Eurer Politik, liebe Mutter!“ entgegnete Hackon mit ſchöner, aber ſchwach-klingender Stimme, „und berückſichtigt weder meine Jugend, noch mein Herz.“ „Dein kindiſches Herz,“ ſpöttelte die Königinn, „das ſich in bunte Leinwand verliebt hat. Das Gerücht ſagt nicht viel Gutes von Deiner gemahlten Königinn. Sie ſoll

ſtolz und kalt ſeyn, und nebenbei die Demuth wie einen Putz anlegen. Solche Märtyrerinnen liebe ich aber keineswegs, und beſonders nicht auf Thronen.“

Still wie immer, wenn die Mutter ihn mit ihrem Wortreichthum überflutete, ſaß Hackon da. Er athmete nur einige Male lang und tief, wie Einer, dem Gewichte die Bruſt drücken, und meinte dann nach einigen, ängſtlichen Seitenblicken auf die Mutter, daß die junge Königinn doch in einigen Tagen wohl landen könne.

Blanca wollte eben antworten, als Herzog Bengt, den wir bereits kennen, unangemeldet ins Zimmer trat, und mit geziemender Anrede ein Knie vor der Königinn beugte.

„Unbeſonnener!“ ſprach ſie mit einem Blick, deſſen zärtlicher Ausdruck den Ausruf zu widerlegen ſchien, „was konnte Euch den Muth geben, Schonens Küſte zu betreten?“ „Eine Nachricht, die für Euch und Schweden gleich glücklich iſt, edle Königinn!“ gegenredete der Herzog ſich erhebend. „Doch taugt ſie wohl nur für Euer Ohr, und die Schwäche des jungen Königs möchte vor ihrer Fremdartigkeit erſchrecken.“ „Ich habe Mittel, ſolche Schreckſchüſſe zu entkräften,“ bemerkte die Königinn lächelnd,“ und habe nebenbei keine Geheimniſſe vor meinem Sohne. Wir ſind einverſtanden.“

Hackon ſtampfte mit dem rechten Fuß leiſe den Boden, und fuhr ſich dann unmuthig mit der Hand über die Stirn, als verwünſche er die Macht der Mutter, die ihn ſo unwürdig unterjocht.

„Gräfinn Eliſabeth von Holſtein iſt in einer der letztverwichenen, ſtürmiſchen Nächte ſammt ihrem Gefolge an die däniſche Küſte verſchlagen," ſprach der Herzog mit langſamer, ſcharf betonter Stimme, und ſchien ſich zu weiden an Blancas aufblitzender Freude und Hackons tödtlichem Erbleichen. „Wo die größere Umgebung hingerathen, weiß man bis jetzt noch nicht. Sie, die Hauptperſon dieſer Trägödie, ward recht romantiſch dramatiſch ohnmächtig auf einem mit verwelkten Blüten verzierten Sarge gefunden, umknieet von einem Troubadour, und einem in Thränen ſchwimmenden Hoffräulein. Etwas im Hintergrunde gruppirte ſich ihr Gefolge: durchnäßt, durchwacht, frierend und nüchtern. König Waldemar ward augenblicks von dieſer koſtbaren Strandung benachrichtigt, und lud die hohe Geſcheiterte nach Kopenhagen ein, wo ſie unter ſeinem Schutze bleiben wird, bis er ihr einen ſicheren Geleitsbrief auszufertigen geruht."

„Meine Braut iſt ſie beim heiligen Oluf, bei den Augenlichtern unſerer lieben Frau," kreiſchte Hackon vom Fenſter her, und ſteigerte die ſchwache Stimme zu ungewohnter Höhe. Dann aber ſank er, von der ſeltenen Anſtrengung erſchöpft, in ſich zuſammen, und ließ den Kopf ſtumm auf die Bruſt hinab ſinken. Blanca hatte ihren Günſtling ganz verſtanden in ſeinen Anſpielungen, und ſie kannte auch Waldemar Atterdag zu genau, um nicht zu wiſſen, was er mit dieſer Einladung an die Gräfinn von Holſtein wollte.

„Meine Hände müſſen vorerſt ruhn," ſagte ſie dem

Herzog. „Der ſchlaue, königliche Freund da drüben wird dies Spiel des Zufalls aufs beſte für unſere politiſchen Zwecke benutzen, und fremdes Eingreifen könnte nur hinderlich ſeyn.“

Mit jener milden Ruhe im Antlitz, die der Abglanz iſt einer erhabenen Seele, ſaß Eliſabeth von Holſtein in einem der Gemächer des von König Waldemar bewohnten Schloſſes zu Kopenhagen, und arbeitete an einer kunſtreichen Goldſtickerei. Am Rahmen lehnte die zehnjährige Prinzeſſinn Margarethe von Dänemark, deren dunkle Augen, faſt zu bedeutſam für ein Kind, mit Ernſt auf der Gräfinn ruhten.

Die eine der Fenſterwölbungen nahm Margarethens Oberhofmeiſterinn, Frau Kirſtina Bille, und die zweite Bertha von der Wiſch ein. Dagobert aber ſang zur Harfe das Lied des großen Grafen Gerhard und des Marienbildchens, um das Eliſabeth ihn gebeten.

„Von dem Golde, das Du da zu Deiner Stickerei gebrauchſt, könnteſt Du Geld prägen laſſen,“ bemerkte die Prinzeſſinn Margarethe, als Dagoberts Lied ausgeklungen. Eliſabeth lächelte, und wußte nichts Beſſeres zu thun, als dem ſchönen Kinde die Wangen zu ſtreicheln. „Hätte ich Dein Gold,“ fuhr Margarethe fort, „ich gäbe es meinem Vater, daß er Truppen dafür anwerben, und in den Krieg ziehen könnte.“ „Biſt Du denn ſo kriegeriſch geſinnt?“ fragte Eliſabeth, und ſenkte den trüben

C. Gäßler del. A. Schule sc.

Elisabeth, Gräfin zu Holstein.

Blick in der Prinzeſſinn kalt-klares Auge. „Du biſt ja doch ein Mägdelein, wie kannſt Du ſo Grauſames wollen?“

„Der Vater nennt mich immer ſeinen lieben Jungen Maretus,“ ſprach die Prinzeſſinn weiter, und drehte ſich luſtig auf einem Beine herum. „Ginge es auch nur nach meinem Sinn, ich würde des Vaters Staatsſecretair, oder thäte Helm und Panzer an, um die Feinde des großen Waldemars zu beſiegen. Ich weiß auch, auf w e n ichs beſonders abſehn würde . . .“ — Das wiederholte Nicken des Hauptes bei den letzten Worten verrieth das Kind, und bildete den auffallendſten Contraſt mit der forſchenden Schlauheit der Blicke, die ſich geſpannt und befangen auf Eliſabeth richteten.

Jetzt machte die Prinzeſſinn ſich etwas am Fenſter zu ſchaffen, das von der Herbſtfeuchtigkeit mit einem dikken Nebel überzogen war; zufällig hinblickend ſah Eliſabeth die Worte: Henricus ferreus, in die eine Scheibe geſchrieben.

Aehnliche Kränkungen hatte ſie häufig, und es konnte ihr nicht entgehn, daß ſie, wenn auch von Ehrerbietung und feiner Sitte umgeben, doch an Waldemars Hofe eine Gefangene war. Sie war ſchon ſeit acht Tagen hier, und hatte den König noch nicht geſehn, der, wie es hieß, nach Fyen verreiſt ſey. Die Prinzeſſinn dahingegen, Prinz Criſtoffer von Halland, der Thronerbe, wie auch die Damen und Herren des Hofes beſuchten ſie häufig, ob ſchon ſie es bis jetzt vorgezogen, den größeren Hofkreis zu vermeiden, und auf ihrem Zimmer zu ſpeiſen.

Margarethens Anblick, ihr verſtändig-kaltes, unkindliches Betragen, der überklare Blick der braunen, runden Augen hatte auf Eliſabeths Gefühl einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Denn der gewaltige Geiſt, der in dieſer Kinderhülle wohnte, begann ſich ſchon im jetzigen Alter der Prinzeſſinn entſcheidend und ſcharf zu entwickeln, und der König hatte ſo große Freude an ihrer Verſtandesüberlegenheit, daß er in ihrer Gegenwart mit ſeinen Miniſtern arbeitete, und mit ihr ſogar von Staatsangelegenheiten redete. So war ſein tief gewurzelter Haß gegen die holſteiniſchen Grafen auch in ihre Seele eingedrungen, und ſie betrachtete den eiſernen Heinrich als ihren größten Feind, und äußerte wohl, wenn das Kind die Oberhand gewann, gegen ihre Frauen: er müſſe gewiß ſchwarz ausſehn, wie ein Schmidt, Köhler, oder — Teufel.

Eliſabeths Gefolge war zum Theil von ihr getrennt, und ward auf dem Schloſſe Borga und anderen Feſtungen Dännemarks feſt gehalten. Sie ſelbſt war nur von wenigen Perſonen umgeben, zu denen der Ritter Hermann von Witzen, ihre Oberhofmeiſterinn, die Gräfinn Ricardis von Ranzau, Bertha von der Wiſch, und Junker Dagobert de Clairvaux gehörten.

Der König kam nach einigen Tagen aus Fyen (geheime Nachrichten aber ſagten aus Schonen, wo er mit

der königlichen Vertrauten Blanca Unterhandlungen gepflogen) zurück, und ließ ſich ſogleich bei Eliſabeth anmelden.

Er hatte ſich mit ächt-feiner Ritterlichkeit in die zierlichſte Hoftracht gekleidet. Das Collet beſtand aus ſchwarzem Sammt, auf dem ſich die verſchiedenen Ordenszeichen, nebſt der geweihten Roſe, die Papſt Urban V. ihm bei ſeinem Aufenthalte in Avignon verehrte, nicht übel ausnahmen. Der Mantel war von Pupuratlas, und nebenbei reich in Gold geſtickt. Seine Seite ſchmückte ein zierlicher Degen, mit dem er am heiligen Grabe zum Ritter geſchlagen. Das dunkle, kurz gehaltene Haar war ohne Bedeckung; die hochgewölbte Stirn zeichneten tiefe Falten des Denkens, und die ſchwarzen, ſtark gezogenen Augbrauen ſchwebten wie Wetterwolken über den ſtrengen Blicken. Um den feſt verſchloſſenen Mund zuckte ein leichtes Lächeln, das mit der Härte der übrigen Züge einen auffallenden Gegenſatz bildete.

Eliſabeth empfing ihn mit feinem Anſtande und der Würde, die ſie ihrem Range ſchuldig zu ſeyn glaubte, und begegnete ſeinem höflichen Wortreichthum mit geziemender Einfachheit.

„Sehr dankbar bin ich Ew. Majeſtät," ſo ſchloß ſie, „für den Zufluchtsort, den Sie mir gewährt. Eben ſo aufrichtig aber, als meine Dankbarkeit, ſo dringend iſt meine Bitte, daß es meinem Gefolge ſo gut werde, wie mir, und daß es mir vergönnt ſey, meinen geliebten Brüdern Nachricht zu geben von meinem Schickſal.

Nicht erlaubt ward es mir bis jetzt, Geſchriebenes abzuſenden, welches der Wille Ew. Majeſtät nicht ſeyn kann.“

„Der Sarg, den ich mit geführt, umſchließt die Hülle einer mir theuern Perſon, der ich gelobt, ſie auf Schwedens Erde zu betten. Es werde ihm, bis ich in meine Reiche abreiſen kann, ein Platz in einer der Kirchen Kopenhagens vergönnt. Ob ich die Seelmeſſen, welche die Todte für ſich angeordnet, von den Mönchen eines hieſigen Kloſters abſingen laſſen darf, werden Ew. Majeſtät mir gütigſt beſtimmen.“

Waldemar, ſichtlich bewegt von Eliſabeths ruhiger Seelengröße, fragte leiſe, wer die Todte ſey? „Gräfinn Iſabelle von Flandern, die Nichte der ſchwediſchen Königinn Blanca,“ entgegnete die Gefragte, „die im Marienfelder Nonnenkloſter zu Prentz ſtarb, und mich würdigte, ihres letzten Willens Vollſtreckerinn zu ſeyn.“

Ueber des Königs Geſicht zog bei den letzten Worten ein höhniſches Lächeln. „So hat denn dieſe Gauklerinn ihre Künſte ausgeſpielt,“ ſagte er, ging dann aber auf Eliſabeths Wünſche über, die er mit ſehr artigen Worten alle gewährte, und ſie nebenbei verſicherte: wie es ſeinem Stolze eben ſo ſchmeichelhaft, als ſeiner Empfindung wohlthuend ſey, die Tochter des großen Grafen Gerhard an ſeinem Hofe zu ſehn.

Es war ein kalter, klarer Februarabend des Jahres 1363, als König Waldemar unruhig in ſeinem Ge-

mache auf und ab ging, und Zeichen eines groſsen Seelenkampfes von ſich gab. Am ſchweren Marmortiſche, der mit Büchern und Pergamenttafeln überdeckt, eine Ecke des Zimmers einnahm, ſaſs ſchreibend der Dominikaner Reginald St. Foix, der uns ſchon ein Mal im Verlauf dieſer Erzählung erſchienen. Von Zeit zu Zeit ſah er ſchlau und forſchend nach dem Könige hin, der plötzlich vor ihm ſtill ſtand, und die durchdringenden Blicke ſtarr auf ihn heftete.

„Und Du kannſt uns Abſolution geben ob dieſer That?“ fragte er mit lauter, faſt donnernder Stimme; „und Du willſt für uns ſtehen am Tage des Weltgerichts?“ „Warum nicht?“ fragte der Prälat mit kaltlächelndem Blick, und, wie es ſchien, verwundert über des Königs Leidenſchaftlichkeit bei ſo geringer Sache. „Habe ich doch König Ericks ſterbendes Antlitz geſehn, ohne zu zittern.“ „Doch war es ſein bleicher Schatten,“ fiel Waldemar ſchnell ein, „der Dich von Schwedens Erde unter die Räuberhorden Lieflands jagte. Sein bleicher Schatten erſchien racheforderndb in Hütten und Palläſten, ſeiner Mörder Untergang bereitend.“

„Ihr ſeyd im Fieber, Majeſtät,“ bemerkte Reginald wie immer mit höhniſch-lächelnden Mienen, „und ich kenne Euren klaren Geiſt nicht ſo umnebelt. Kann denn die Wohlfahrt von drei Reichen nicht eine That entſchuldigen, die nur vom ungebildeten Gefühl

Falschheit genannt wird, während das gereifte Urtheil sie Weisheit benamt?"

„Laßt den gemeinen Mann immerhin in den Schranken bleiben, die gesunde Moral um ihn her zieht. Seine dürftigen Lebensverhältnisse und Forderungen begehren nimmer über dieselben hinaus, während uns Höhergestellten, deren Handlungen wichtige Motive und Zwecke bedingen, auch ein weiter gezogener Kreis gehört."

„Euer Hindeuten auf Dännemarks Scepter wird den schon schwankenden Hackon vollends bestimmen. Es wird mit seiner Doppelkrone ein hübsches Kleeblatt bilden."

„Das seine schwachen Hände niemals führen werden, wenn er sich meinem Hause verbündet," fiel der König stolz ein.

„Sie, die von der Natur mit wunderbaren Gaben ausgestattet ist, wird niemals einen Herrscher neben sich dulden."

„Ja, Reginald! ihr Andenken scheucht meine Grillen, mein weichliches Mitleid fort. Nicht die weiße Taube, die des Meeres schwarze Wogen an mein Land warfen, gehört auf des Nordens Throne. Nicht Elisabeth, nur Margarethe ward zur Herrscherinn geboren."

Der Dominikaner stand jetzt auf, und legte dem Könige ein Pergamentblatt zum Unterzeichnen vor. Mit ein Paar raschen Zügen wars geschehn, doch athmete Waldemar tief auf nach denselben, und versank dann in düsteres Schweigen. „Sendet Klärk noch diese Nacht nach Schonen ab," sprach er nach geraumer Weile, „und versichert Bengt Algotson meiner königlichen Gnade. Jetzt aber verlaßt mich, denn ich bedarf der Ruhe."

Der Winter war beinahe vergangen, und Eliſabeth lebte noch immer, wenn auch als Königinn gehalten, doch ſtreng bewacht, in Waldemars Landen. Sie hatte zwar auf ihren Wunſch den Hof verlaſſen, und ein kleineres Haus in Kopenhagen bezogen. Doch war ſie von däniſcher Dienerſchaft umgeben, und jede ihrer Handlungen wurde, wie ſie es bemerken konnte, vors Ohr der Majeſtät gebracht.

Hermann von Witzen, deſſen ſtolzer Sinn längſt die widerwärtigen Feſſeln verhöhnt, und dies laut geäußert, ward auf ein Landhaus vor Kopenhagen verbannt, und hier ſtreng bewacht. Bertha von der Wiſch hatte einen würdigen Bewerber gefunden, und Eliſabeth wollte das Glück der Jugendfreundinn nicht ſtören, wenn die Trennung von derſelben ihr auch zum bitterſten Schmerze ward. Ihre Oberhofmeiſterinn ſtarb aus Aerger und Langeweile, einige Cavaliere (gewiß keine ritterliche Herzen) retteten ſich durch Flucht aus des verhaßten Königs Reichen, und ſo ſah die Gräfinn ſich faſt einzig und allein auf Dagoberts Geſellſchaft und Schutz beſchränkt.

Wie man in Schweden die junge Königinn mit Sehnſucht erwartete, und das Murren aller Stände bei der längeren Verzögerung immer lauter ward, wie Heinrich der Eiſerne ein Kriegsheer ausrüſtete, um durch Feuer und Schwert die Schweſter zu befreien, iſt aus der Geſchichte bekannt. Dies alles geſchah noch vor Oſtern, und zwar, als man nur aus Vermuthungen die Intrigue Waldemars und des ſchwediſchen Königspaares zuſammenſetzte. Welche bittern Früchte dieſe letzterem

trug, indem Krone und Scepter durch ſie verloren ging, iſt genugſam bekannt.

In bunten Reihen zogen am Sonntage vor Oſtern die Einwohner Kopenhagens nach der St. Knuds Kirche, um der Feierlichkeit beizuwohnen, die hier ſtatt haben ſollte. Dicht gedrängt war das ſtattliche Gebäu; die erſten Frühlingsblumen umkränzten die Heiligen- und Märtyrerconterfeien, die an den Wänden hingen; Weihrauchwolken zogen in geheimnißvollen Nebelbildern durch die Wölbungen hin; die Prieſter ſtanden im prächtigſten Ornat an den ihnen gebührenden Plätzen, und auf der verſammelten Menge ruhte jenes bedeutſame Schweigen, das einem feierlichen Ereigniſſe voranzugehen pflegt.

Mit ſtarkem Geräuſch öffneten ſich jetzt die ſchweren Eiſenthüren der Kirche, und herein trat, geführt von dem bleichen, verwirrt und ſcheu wie das böſe Gewiſſen, um ſich blickenden Schwedenkönige Magnus Smek, ein ſchönes, reichgeſchmücktes Kind, in dem man Margarethen, Prinzeſſinn von Dännemark, erkannte. Dieſem Paare folgte der ſtolze Dänenkönig Waldemar Atterdag, an ſeiner Hand einen ſchmächtigen, wehmüthigblickenden Jüngling, deſſen trüb-umſchleierte Züge ſeltſam mit dem ſtrahlenden Glanze der fürſtlichen Kleider und Ornamente contraſtirten. Es war Hackon, König von Schweden und Norwegen, der mit Margarethen von Dännemark vor den Altar treten ſollte, um aus

Prieſters Hand eine Gemahlinn zu empfangen, die der Mutter und Waldemars Intriguen ihm aufgedrungen, und die ſein Herz verwarf.

Königinn Blanca ſchritt ſtolz und ſicher hinter her, und ihr folgte der ſchwediſche und däniſche Hofſtaat, bereit durch ſeine Anweſenheit der Ceremonie eine größere Feierlichkeit zu geben.

Armer Hackon, wie ſchwer büßteſt Du Deinen Schwachſinn in dieſen ſchrecklichen Augenblicken, da Du, Eliſabeths Bild auf dem Herzen und im Herzen, der kalt und ſtolz blickenden zehnjährigen Margarethe die Hand reichteſt zum Ehebunde, wie zog es gleich Paradieſesklängen durch Deine todte Bruſt, als Du, Deine Blicke zufällig auf einen nahen Beichtſtuhl richtend, die ſchöne, fromme Gräfinn von Holſtein, das Original Deines ſo treu-geliebten Conterfeies, drin gewahrteſt.

Wärſt Du nicht ſo tief-verſtrickt geweſen in den Banden unmännlicher Furcht vor Deinen ſchlauen Oberherren, Du hätteſt wahrlich das kalte, verſtändige Königskind am Altar ſtehen laſſen, um Dich ihr zu Füßen zu werfen, die Dir beſtimmt war durch Schwedens und Norwegs Edle; Du hätteſt den Bund der Falſchheit und Hinterliſt zerriſſen, um die Feſſeln der Ehre und Liebe zu tragen. Warum warſt Du nicht ſo ritterlich-kühn? Dieſe Blätter hätten ſich dann gar freudig geendet, und alle meine Leſerinnen Dich zum Ritter ihrer Gedanken erkoren, während Du nun als ein wortbrüchiger Prinz daſtehſt, als ein weibiſcher Seladon, der wohl Liebesſonnette an ſeine Erwählte richten kann, aber nicht

die Kraft beſitzt, ſie ſich zu erkämpfen trotz den Hinderniſſen einer Welt. Armer Hackon! rufe ich demohngeachtet noch ein Mal aus, denn es tobte ſtürmiſch in Deiner Bruſt, und die gefurchte Stirn glich dem welligen Meer, das blaß-blaue Auge dem von Wolken überſchleierten Mondesſtrahl.

Der feſtliche Sonnenſchein, der dieſen Sonntag geſchmückt, war vom Himmel verſchwunden, und der Abend kalt und ſtürmiſch geworden. Trotz dem waren Kopenhagens Einwohner in gar lebhafter Bewegung, und das reich-erhellte Schloß, von dem Pauken- und Geigenklänge herab ſchallten, war ein Vorbild der meiſten ſtattlichen Häuſer und Herbergen. Demohnerachtet ſchienen nicht alle mit der heute ſtatt gefundenen Vermählung zufrieden, denn es wurden hin und wieder Schandlieder auf die Falſchheit Waldemars und der ſchwediſchen Königinn geſungen, und das Lob der frommen holſteiniſchen Grafentochter geprieſen.

Die Hofcavaliere ſagten ſich ins Ohr, daß dieſer Treubruch dem Schwedenkönige wohl nicht viel Seegen bringen werde, denn er habe ſo todtenbleich und verſtört im Lichte der ſtrahlenden Kerzen an der Tafel geſeſſen, daß es Jedem aufgefallen, und ſey auch hin und wieder zuſammengefahren, als blicke ihn aus den Zimmer-Ecken Eliſabeths Geiſt an.

In der Wohnung Eliſabeths war geſchäftige Bewegung. Iſabellens Sarg ſtand umgeben von Reiſegepäck im Vorzimmer, und die tief-herabgebrannten Kerzen beleuchteten das müde Antlitz einer von Eliſabeths Kammerfrauen, die hier Wacht halten ſollte, aber dem Einſchlafen nahe war.

Im einfachen, ſchwarzen Reiſekleide ſaß die Gräfinn in ihrem innerſten Gemache, nur umgeben von Dagobert, der ihr beim Einpacken und Ordnen von Papieren behülflich geweſen zu ſeyn ſchien.

„Mein Entſchluß iſt unwiderruflich," ſo beantwortete ſie etwas von ihm Geſagtes. „Als ich den, der mir beſtimmt war, mit dem reichgeſchmückten Königskinde vorm Altar ſtehen ſah, da zeigte mir Gottes Hand zu gleicher Zeit den Weg, der mir übrigte."

„Schon ſind Boten an meinen Bruder abgeſandt. Ich habe ihn im Namen unſeres großen Vaters, im Namen der friedebringenden Schutzheiligen des holſteiniſchen Hauſes beſchworen, meinen Schimpf nicht durch Feuer und Schwert zu rächen. Meine Sache liegt in des Höchſten Hand. Menſchen dürfen ſie nicht richten, nicht in blinder Feindeswuth auf das Haupt unſchuldiger Völker einen verderblichen Krieg leiten. Mein Herz iſt von Rache frei, und ich bete für das Wohl derjenigen, die den mir beſtimmten Platz einnimmt."

„Und in dieſer ſtürmiſchen Nacht wollt Ihr die Ueberfahrt wagen, edle Gräfinn?" fragte Dagobert ſchüchtern aber dringend. „Gottes Allmacht iſt in Gefahren am ſichtbarſten," antwortete Eliſabeth. „Ich bin jetzt frei.

Meine Hüter haben ſich ſeit heute Morgen verloren, und ich werde dieſen geheimen Wink des Königs benutzen, und je eher je lieber ein Land verlaſſen, in dem mir nur Schmach und Täuſchung bereitet ward. Die Diener, welche mir noch übrig ſind, ſind treu und gewandt; ſie werden mich gern dorthin begleiten, wo Schickſal und Neigung mir einen Platz anweiſen."

„Und Ihr verſchmäht mich?" rief Dagobert tiefergriffen von der wunderbaren Macht dieſer Mitternachtsſtunde, „und Ihr verſchmäht Euren treuſten Diener, ihn, den Pflicht, Herz und Schickſal gleich feſt an Eure Schritte heften? O Eliſabeth! bin ich denn nicht derſelbe mehr, den Ihr des Platzes in Eurer Nähe würdigtet?" „Ihr ſeyd wohl derſelbe," antwortete die Gräfinn mit wehmüthigem Lächeln, „aber nicht ich bin dieſelbe mehr. Die Königinn von Schweden und Norwegen konnte dem edlen Dagobert de Clairvaux einen Platz an ihrem Hofe anweiſen; die verſtoßene, verrathene, gedemüthigte Eliſabeth darf das Schickſal eines für die Welt gebildeten, ritterlichen Jünglings nicht an ihre dunkle Zukunft knüpfen."

„Dunkel wäre, wo Ihr weilt?" rief Dagobert im Uebermaaß ſeiner unbeſiegbaren Liebe, „Nacht, wo Eure Blicke leuchten? o Gräfinn! Ihr ſeyd ja Licht und Leben, und ſeelig athmet, wen Ihr anſchaut. Würdigt mich auch ferner, Euer Diener zu ſeyn," fuhr er, von Eliſabeths ernſten Blicken gemahnt, mit Mäßigung fort, „würdigt mich, Gefahr und Noth, Trübſal und Unbehagen Eurer Zukunft brüderlich zu theilen."

Der Sänger war bei den letzten Worten zu Eliſabeths Füßen geſunken, und ſein Antlitz, von den Strahlen der reinſten Liebe umfloſſen, ſah bittend zu ihr empor. Da tagte es auf in ihrer Seele, daß er ihr guter Engel ſey, durch Gottes Barmherzigkeit ihr zugeführt zum Troſte in Noth und Ungemach, und ſie rief tief-ergriffen: „Ja, Daggbert! mein Stab und Stecken ſollt Ihr ſeyn auf dunklem Wege, denn Gott hat es alſo beſchloſſen.“

Wie Hackons und Margarethens Vermählung große Umwälzungen in Schweden gefördert, wie Magnus und ſein ſchwachſinniger Sohn der Krone verluſtig erklärt, wie vier der erſten Reichsräthe *) nach Holſtein abgefertigt wurden, um Heinrich dem Eiſernen dieſelbe anzutragen, wie dieſer ſie ausgeſchlagen, und ſeinen Schwager, den jungen Herzog Albrecht von Meklenburg, in Vorſchlag gebracht, der auch wirklich als ſchwediſcher König den Thron beſtieg, iſt hiſtoriſch bekannt.

Heinrich von Holſtein rüſtete ſich demohnerachtet, mit einem Kriegsheer in Dännemark einzufallen, und den Schimpf der geliebten Schweſter am treuloſen Waldemar Atterdag blutig zu rächen. Auf das Haupt dieſes Königs ſchien ſich jetzt des Himmels Strafe in den ſchauderhafteſten Ereigniſſen zu ſammeln. Kurz nach Margarethens Vermählung ſtarb ſeine königliche Vertraute,

---

*) Carl Ulfſon (Sparre), Nils Turſon (Bielke) Erick Carlſon (Derenſot) Torſten Styrbiörnſon (Green.)

Blanca von Schweden; Magnus erkrankte tödtlich und auch Waldemars Sohn, der junge Prinz Criſtoffer von Halland, ſank in der Blüthe eines hoffnungsreichen Lebens ins Grab. Dieſer letzte Schlag traf ihn niederſchmetternd, und er ſtrebte in einem, mit der ſinnreichſten Pracht angeordneten Leichenbegängniſſe, dem im Leben nicht immer genug anerkannten Sohne eine letzte Ehre zu erweiſen. Er begleitete die Leiche ſelbſt nach Roſkild, wo er in tiefſter Abgeſchiedenheit einige Wochen verlebte, und die Stürme, die ſich über ſeinem Haupte ſammelten, in gottesdienſtlichen Uebungen zu vergeſſen ſchien.

Es war ein trüber Aprilabend, als Eliſabeth und ihr Gefolge in der Nähe eines anſehnlichen Schloſſes Weſtgothlands ankam, wo ſie die Nacht zu raſten gewillt war, um dann am morgenden Tage die Reiſe nach dem kaum vier Meilen entfernten Wadſtena anzutreten. Die Herberge des Dorfs war ſchlecht, und nicht geeignet, die fürſtliche Frau aufzunehmen, weshalb der ſtets um ſie beſorgte Dagobert ſich wider ihr Wiſſen nach dem nahen Schloſſe auf den Weg machte, um ihr hier ein Unterkommen zu ſuchen. Schon aus der Ferne ſchallten ihm Klänge von rauſchenden Inſtrumenten entgegen; hell erleuchtet ſtrahlte die ſtattliche Burg, und ihm begegnende Diener erzählten: daß heute Abend die Vermählung ihres jungen Fräuleins Ebba Sparre mit dem oſtgothiſchen Ritter Erick Månſon gefeiert werde.

Und in dieſen prächtigen Hochzeitsſaal ſollte er die

leidende, von Welt und Schickſal gedemüthigte Eliſabeth bringen? — Nimmermehr! — Hob aber die Religion ſie nicht über irdiſche Demüthigungen hinweg? war ſie nicht, im Begriff, der Welt zu entſagen, ſtärker als dieſe Welt mit all ihrer Noth?

Ohne es zu wiſſen war Dagobert unter dieſen Selbſtgeſprächen in einen reich-erleuchteten, mit Menſchen angefüllten Saal gerathen, und der erſte ihm Begegnende war Ritter Erick Mänſon. „Junker Dagobert!“ rief er freudig-überraſcht, „ſeyd Ihr das Morgenroth, das der Sonne vorausgeht?“ „Nur Abendroth, edler Herr!“ entgegnete der Sänger wehmüthig-lächelnd, „denn die Sonne iſt im Untergehn, wirft aber ſcheidend ihre ſchönſten Strahlen.“ „O führt mich zu ihr,“ rief Erick mit wonniger Wehmuth, „daß ihr Lächeln auch meine Nacht verkläre.“

Und Dagobert that, wie ihm Mänſon geboten, und führte ihn zu Eliſabeth, der des Ritters ſo plötzliches Erſcheinen, trotz aller Herzenskämpfe um ihn, dennoch zum ſüßeſten Schmerze ward. Denn ſie hatte ihn geliebt, geliebt mit dem unerſchöpflichen Reichthum ihres Herzens, mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihres unergründlich-tiefen Gefühls. Im Begriff, der Welt auf ewig zu entſagen, im Begriff, alle ſüßen, ſeeligen Bilder der erſten und einzigen Liebe mit Trauerſchleiern zu verhüllen, ſtellte ihn das Schickſal in der ganzen Unwiderſtehlichkeit ſeiner Trauer noch ein Mal vor ſie hin, und ſie fand dies Geſchick härter, als den Verluſt von Schwedens und Norwegs Kronen.

Aber auch hier ſiegten Frömmigkeit und Vertrauen auf die göttliche Kraft in ihr, und ſie gewann Stärke, gefaßt mit Erick zu reden. „Ich bin im Begriff, nach Wadſtena zu gehn, um dort den Schleier zu nehmen," ſo ſchloß ſie. „Wenn Euer Schwiegervater mich einige Tage in ſeinem Schloſſe herbergen will, könnten wir von dort aus die näheren Schritte zu dieſem Ziele thun. Ich würde aber auf Eure Freundſchaft rechnen, edler Herr Ritter, und Euch um Euren Beiſtand erſuchen."

Eliſabeths Einkleidung geſchah ſchon nach vier Wochen, und alle Bewohner Wadſtenas betrachteten ſie als einen Engel des Friedens. Denn ihre Anmuth, ihre einfache Frömmigkeit, ihre ſtille Herzensheiterkeit, ihre fürſtliche Freigebigkeit, ihre edle Abkunft und edle Sitte gewannen große und kleine Herzen, und wir ſehn ihr Lob in allen Geſchichtsbüchern und Chroniken geprieſen.

Johannes Magnus, Erzbiſchof von Upſala, nennt ſie im 21ſten Buch ſeiner ſchwediſchen und gothiſchen Chronik: Illustrissimam virginem, und Johannes Meſſenius, Profeſſor der Univerſität Upſala, giebt ihre Grabſchrift als folgende an: „Illustris virgo Elisabetha, Gerhardi Comitis Holsatiae filia, sponsa Haquini, Regis Norwegiae."

Unter den Aebtiſſinnen Wadſtenas aus dieſer Zeitepoche kömmt eine Eliſabeth von Holſtein-Schauenburg vor, ohne Zweifel die Heldinn dieſer Blätter.

Skizzen aus Italien,

von W. Waiblinger.

1.

La donna ambiziosa.

Wir Deutſche halten insgemein eben keine großen Stücke auf den italiſchen Ariſtophanes, wie Goldoni hier genannt iſt, und haben im Ganzen nicht Unrecht. Gern führt uns aber unſer kritiſcher Transalpinismus zu weit, und wir tadeln Dinge, die wir nicht im Mindeſten verſtehen. Nirgends widerfährt uns dieſer Irrthum leichter, als wenn wir ein fremdes Land beurtheilen wollen, von dem wir die geographiſche Karte kennen, etwa ein Dutzend Reiſebeſchreibungen geleſen, und das wir, wenn's hoch geht, mit dem Vetturin in einigen Monaten bereiſt haben. Um wie viel mehr laufen wir aber Gefahr, wenn wir gar einen Autor zu bekriteln haben, der uns g'rade die Sitten ſeines Landes bald in dieſer, bald in jener Form beſchreibt. So kann ich ſelbſt nicht läugnen, daß mir die Goldoniſchen Roſauren gar zu

naiv von Liebe und Heirath plauderten, und die **Donna ambiziosa** mir faſt eine Karikatur däuchte, eh' ich Italien genauer kannte. Hätte ich nicht ſchon zu oft erfahren, wie unklug es iſt, ſeine Geheimniſſe auszuſchwatzen, ſo könnte ich Ihnen aber, mein Freund, mehr als ein Beiſpiel aus eig'ner Erfahrung mittheilen, wie fertig und ſchnell eine Italienerinn uns **Cascamorti** für Werber hält, und ehe wir auch noch Gelegenheit gehabt, unſere platoniſche Liebe in einem Sonett auszuſprechen, ſchon jene für unſere Liebesgefühle ſo abſchreckende Frage macht, ob wir ſie denn heirathen wollen, wenn ſie uns etwa nicht gar den Herrn Papa, oder die Tante, oder den Abbate auf den Hals ſchickt. Was aber die **Donna di maneggio** anbetrifft, ſo kann ich Ihnen ein Weiteres ſagen, und es mag Ihnen zum Beweiſe dienen, wie gut Goldoni ſeine Welt kannte, und wie viele lebendige Originale ſeine Charaktere im Leben haben.

Mein Freund, der Improviſatore C..., ein junger, ſchöner und kräftiger Italiener, hat mir ſchon oft und viel von der Marcheſinn G.. B.. E.. geſagt, und mir auch eine überaus ſublime Ode gebracht, worin er die vornehme Dame in alle Himmel erhebt, ihre Schönheit, ihre Talente, ihre Senſibilität, ihren poetiſchen Geiſt preißt, der mit ſeinen holdſeligen Liedern ſelbſt die Grazien verſchönere, und dem gedruckten Gedicht auch einige Strophen beifügt, welche der ſpirituöſen Dichterin bei'm Abſchied von ihrem Landgut entfallen. Und was geſchieht? Eines Morgens kommt er zu mir, und bittet mich, der Marcheſinn eine Viſite zu machen,

indem er hinzufügt, daß ich erwartet werde, und daß ſie einen deutſchen Dichter kennen lernen wolle.

Hier iſt alſo kein Entwiſchen möglich, und man wandert nach Ave Maria in den Palaſt unſ'rer Aſpaſia. Schon unterwegs ſagt mir C..., daß ich Complimente keineswegs zu ſparen habe, und daß ich beſonders das poetiſche Talent unſerer ehrgeizigen Dame hervorheben möge. Alſo man läutet an der Thüre des Vorſaals, der Bediente öffnet, man wird in den Geſellſchaftsſaal geführt, und wartet einige Zeit. Plötzlich ſtürzt eine Dame aus der Thüre, und ich glaube eine Theaterprinzeſſinn zu ſehen. Ein überaus voller üppiger Wuchs, die Haltung der Königinn Eliſabeth, Federn und Bänder in den prachtvoll aufgelockten Haaren, goldene Ketten, Uhren, Halsgeſchmeide, Armbänder, alles von Gold, und nun gar die fürſtliche Verbeugung, der ſchmeichelhafte Empfang, die artigen Worte, die ſie mir ſagt, und die ich mit Schaamröthe erwiedere, iſt das nicht zuviel auf einmal für einen Menſchen, der am Ende doch nur für einen Landgeiſtlichen erzogen worden, ſich aber frühe ſchon unter Schauſpielern dafür verbildet hat? Und ſchon weiſt mir die Feenköniginn auch einen Platz neben ihr auf dem Sopha an; ich laſſe mich nieder, und nun erſt ſage ich: „wenn ich noch nicht vermögend war, Ihnen auszuſprechen, Madame, wie überglücklich ich bin, einer ſo hohen und unverdienten Gunſt gewürdigt zu werden, ſo ſchreiben Sie es nur dem überraſchenden Eindruck zu, den eine ſo ſeltene und erhabene Erſcheinung auf meinen Geiſt gemacht.

Wenn ich auch nicht den mindeſten Zweifel in jene Strophen unſers C... ſetzte, worin er Italien das Lob ſeiner ſchönſten Frau verkündet, ſo reicht doch ſelbſt die Imagination auch eines Dichters nicht hin, ſich ein Bild zu verſchaffen, das nicht von der Wirklichkeit übertroffen würde."

Die Marcheſinn ſieht mich wohlgefällig an, und lächelt höchſt gnädig. „Ich bin unſerm C... dankbar," fahr' ich fort „daß er mich mit dem zarteſten Dichtertalent bekannt gemacht, das je eine Dame ſchmückte, ich meine, indem er ſeiner Ode jene wunderlieblichen Strophen anhängte, worin Madame die Reize ihrer Villeggiatura ſo unvergleichlich ſchön beſchreibt, daß ich mir dort die Gärten der Armida träume."

„„Ach!"" verſetzt die Marcheſinn, „„gewiß iſt meine Villa der holdſeligſte Landſtrich auf der Erde, und C... hat ihn wahr beſchrieben. Wenn Neapel allerdings einen Veſuv vor ihr voraus hat, ſo fühl' ich mich doch in jenem Tumult einer halben Million zu ſehr zerſtreut, während ich in der ländlichen Einſamkeit meines Santelpidio, abgeſchieden von dem Lärm und Rauſch der Städterwelt, im Genuß der ſchönſten Natur und der friſcheſten Meeresluft, ungeſtört mir ſelbſt, meinen Gedanken und Studien nachhängen kann. O, was iſt nicht die Einſamkeit! Wie froh bin ich, mich aus dem Toben der Straßen, aus Konverſation und Theater in mein theures Landgut zu flüchten! Nein, die Einſamkeit iſt mir unerläßlich nöthig, iſt das reinſte Glück des Lebens! Pacifica! Pacifica! (Die Cameriera

erſcheint.) Ich gehe heut Abend zum großen Feſt bei'm ſpaniſchen Großbotſchafter, Sie ſind wohl auch eingeladen? es wird überaus brillant werden! Pacifica, nimm mir dieſe Uhr mit der goldenen Halskette ab, nicht wahr, ich habe ſie nicht nöthig? Wozu auch mich damit beſchweren? Mir genügt dieſe hier.''' — Unglücklicherweiſe hab' ich, der Dichter, mein Auge etwas zu ſtark auf die Reize des Lokals geheftet, von dem das Kammermädchen die Kette abnimmt, und die Marcheſinn muß zum zweitenmal ſagen: „mir genügt dieſe hier — iſt's nicht wahr?" Nun erſt bemerk' ich die an dem goldnen Armband befeſtigte ſtrahlende Uhr, welche mir Madame zeigt, und ſelbſt öffnet, und nun bin ich auch alsbald lauter Bewunderung. (Siehe Goldoni.) Bei dem allen aber denken Sie ſich die Marcheſinn, eine wirklich ſchöne Frau von etwa dreißig Jahren, unbeweglich auf dem Sopha, nur mit dem hochgeſchmückten Haupte gnädige Blicke umherwerfend, und zuweilen die Hände bewegend.

„Wir ſind wahrhaft unglücklich," ſpricht ſie endlich, „daß es uns nicht vergönnt iſt, die Werke Ihrer Muſe kennen zu lernen, und daß ich mich damit begnügen muß, Sie von andern loben zu hören. Ich verſtand das Deutſche zwar vor ſechs Jahren recht gut, ich las die gothiſchen Lettern fertig ab, aber ich kenne nun auch nicht einmal einen Buchſtaben mehr; doch will ich es lernen! Ich will es lernen!"

Der Improviſatore verſetzt: „Einiges, Madame, kann ich Ihnen wohl vom Signor Guglielmo mittheil-

len!“ — „„Oh, Luigi,““ ruft die Marcheſinn heftig, „„thu' es doch!““

„Gewiß, Madame, wird Sie ein Epigramm von Guglielmo intereſſiren, worin er die Frauen verſchiedener Nationen vergleicht: Eine Deutſche, ſagt er, für die ſentimentale Liebe und für die Kinderſtube; eine Engländerinn als Ehefrau wegen der Goldtruhe; eine Franzöſinn geputzt, und — eine Italienerinn unbekleidet!“

„„O!““ ruft die Marcheſinn lachend, „„das iſt allerliebſt, das enthält das höchſte Lob für die Italienerinn, aber ſagen Sie, wie kamen Sie denn eigentlich auf dieſen Gedanken?““

„Madame, die Italienerin iſt von allen Nationen als die ſchönſte und vollkommenſte ihres Geſchlechts anerkannt, und wenn man bei uns von einer Römerinn ſpricht, ſo würde man gar nicht glauben, daß ſie häßlich ſeyn kann.“

„„Aber warum denn?““

„Warum, Madame,“ fall' ich ſchnell ein, indem ich ihr Profil anblicke, und mit dem Finger in die Luft zeichne, „wo auf Erden iſt ein ſo rein und edel gezeichnetes Profil zu treffen, als unter den römiſchen Antiken und Frauen?“

„„Und wo iſt es denn, dieſes gerühme Profil?““

„Nirgends hab' ich es noch in höherer Vollendung geſehen, als an dieſem glücklichen Abend.“

Lächelnd, und mich zärtlich anblickend, verſetzt Madame: „„ich hab' es wohl vielleicht einmal gehabt, aber

ich fiel als ein kleines Kind höchſt ungeſchickt, und beſchädigte das Naſenbein.““

Ich verſichere, daß in der Naſenlinie auch nicht das Geringſte zu bemerken ſey, was ſtöre, und finde Glauben. „Aber, Signor Guglielmo,“ fährt ſie wieder fort: „gewiß, Sie ſollten mein ländliches **Santelpidio** ſehen! Ich wette, Sie ziehen es Neapel vor! Denn Dichter und tiefe Geiſter lieben immer die Einſamkeit! Wo finden Sie ſolche fröhliche verſchwiegene Haine, ſolche murmelnde Bäche, ſo fruchtbare Campagnen, ſolch einen glücklichen Himmel, als am Geſtade des adriatiſchen Meeres? Wie unausſprechlich lieb' ich meine Einſamkeit!“

„„Einſam, Madame, ſind Sie wohl nie; ſtets begleiten Sie die Muſen und die Grazien, und wo können Sie ſich ungeſtörter dieſem überſinnlichen Umgange weihen, als eben in der gedankenvollen Stille Ihrer Villa?““ (Ich erhalte gnädige Blicke im Menge.)

„Allerdings lebe ich der Muſe! Welch ein Entzükken iſt es für mich, zu lernen, mich zu bilden, mir Kenntniſſe zu ſammeln! Und ach! leider weiß ich ſo wenig —“

„„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, ich halte Sie ab, eine unverzeihliche Sünde gegen ſich ſelbſt zu begehen!““

„Nicht doch, ich kenne meine Unwiſſenheit nur zu ſehr; ich bin das Opfer einer traurigen Erziehung und der Vorurtheile meines Standes, der es für Schande hält, zu lernen und zu ſtudiren! O hätte es bei mir geſtanden, wie hätt' ich meine Zeit gut angewendet!“

„„Iſt nicht das ſchöne angeborene Talent, die Gabe des Dichtens unvergleichbar mehr, als alles mühſam geſammelte Wiſſen?““

„Ach, ja wohl, eine Dichterinn wär ich geworden, nicht wahr, Luigi, ich wäre Improviſatrice geworden wenn es mein Stand erlaubt hätte?“

C. . . bejaht in Hyperbeln. Indem erſcheint eine polniſche Gräfinn mit einem jungen Herrn. Ich erhebe mich, und räume der Dame meine Stelle auf dem Sopha ein. Jetzt aber wird franzöſiſch geſprochen. In keinem Punkt iſt der Italiener kindiſcher, als im Plaudern einer Sprache, die er nicht verſteht! Kaum weiß er zu ſagen: sans façon — very well — Wein is gut, Waſſer nein! — ſo bringt er's in jeder Unterhaltung an, und dieſes kindiſche Renommiren, das eben ein Beweis von Ignoranz in ſoliden Kenntniſſen iſt, findet man vom Kellner und Platzlümmel an bis zum Abbate und Canonicus, der auch keinen Abend lang verſchweigen kann, daß er auf Deutſch bis Zehen zu zählen, daß er good night, oder gar das griechiſche Vaterunſer zu ſagen weiß, und ganz intolerabel hochmüthig würde, wenn er ſo viel Ebräiſch verſtünde, als ich. Am meiſten Achtung aber hat er vor der franzöſiſchen Sprache, und dennoch iſt es eine wahre Seltenheit, einen Süd-Italiener zu treffen, der es auch nur erträglich ſpricht. Unſere Marcheſinn nun redet in der That erbärmlich ſchlecht, aber dennoch muß die Unterhaltung franzöſiſch geführt werden, obgleich die beiden

Polen eben ſo viel Italieniſch verſtehen, das heißt ſo viel als nichts.

Glücklicherweiſe nahmen ſie bald Abſchied, und nun fragt C... wer der junge Mann geweſen? — „Der Sohn der Gräfinn!“ — „„Iſt es möglich, ich hielt ſie noch für ſo jung, als ihn ſelbſt!““ — „O,“ ruft Madame, „das eben nicht! Aber es iſt höchſt unklug von dieſer Polinn! Eine Frau von guter Sitte und einigem Ehrgeiz geht immer nur mit dem kleinſten ihrer Kinder aus!“

Der Improviſatore, der mich nun einmal durchaus intereſſant für die Dame ſeiner Muſe machen will, fängt ſofort an, ein anderes Thema aufzubringen, und zwar eines, das die Saiten der Unterhaltung raſcher ſtimmt. „Ich wünſche nichts, Madame,“ ſpricht er, „als daß Ihnen Guglielmo die Geſchichte eines Liebesverſtändniſſes erzählte, welches er vor langen Jahren einmal mit einer jungen geiſtreichen deutſchen Dame gehabt! Dieſe Geſchichte iſt ſo reich an wunderbaren und ſchrecklichen Ereigniſſen, daß ſchon die einfachſte Erzählung eine Ausgeburt romantiſcher Phantaſie zu ſeyn ſcheint. Bedenken Sie, Madame, jene Dame verliebte ſich in den Dichter, ohne ihn geſehen zu haben, nur durch's Leſen ſeiner Poeſien, und er ſich in ſie nur durch's Hören ihrer Stimme.“

„„O, dieſes ſeltſame Phänomen der Liebe kenn' ich wohl,““ verſetzte die Marcheſinn. „„Ich für meine Perſon muß zwar geſtehen, daß ich mich in niemand verlieben konnte, ohne ihn geſehen zu haben, aber, den-

ken Sie, vor wenigen Wochen ſchreibt mir ein Kavalier von Bologn, daß er mich liebe, daß er mich zärtlich liebe, und dennoch haben wir uns nie geſehen?" "

„Wie glücklich," ſage ich, „dieſer fühlende Bologneſer, der ſein Ideal übertroffen ſieht, wenn er Madame erblickt, während das poetiſch imaginaire Bild, das etwa ein Frauenzimmer von mir faſſen könnte, nur zu ſehr zu meinem Nachtheil in die Proſa herabgeſtimmt würde, wenn es mich in Perſon erblickte, und mein unklaſſiſches Profil ſähe, das eine römiſche Freundinn gerne verſpottet, indem ſie die Naſe mit einem rampino, und die hohe Stirne mit der kapitoliniſchen Treppe, scala di Marforio und Magnanapoli vergleicht."

Man lacht und findet mich witzig. Jetzt fährt der Improviſatore fort: „Wenn Ihnen, Madame, ſchon der Anfang dieſes Liebesverhältniſſes höchſt phantaſtiſch und romanhaft erſcheint, ſo werden Sie erſtaunen, wenn Sie weiter hören. Dieſe beiden jungen Liebenden lebten drei Vierteljahre in einer Stadt, faſt in einem Zimmer zuſammen, und dennoch ſchrieben ſie ſich über ſechshundert Briefe. Tage = und Nächte = lang brachten ſie, Herz an Herz, in einem geſchloſſenen Gemache zu, und dennoch berührten ſie ſich nicht."

Ich wurde ſchaamroth, und zwar um ſo mehr, als die Marcheſinn ſich lebhaft an mich wendet, und eine ungläubige Miene macht. „Iſt es möglich," ruft ſie lachend: tutta la notte!" und C. . . fiel ein: „Und dennoch wurde dieſes non plus ultra von platoniſcher Liebe, das unſerm Guglielmo den feurigſten Schwung

gab, in ſeinem Vaterlande von Freunden und Bekannten, Profeſſoren und Geiſtlichen, Ephorat und Conſiſtorium für einen Ausbund von ſinnlich verbrecheriſchem Umgang gehalten, und der Charakter unſers guten Dichters faſt von allen rechtgläubigen Chriſten für ein monſtruoſes moraliſches Unding ausgeſchrieen. Mütter beſchworen ihre Söhne, Lehrer ihre Zöglinge, den Jugendverführer wie den Antichriſt zu fliehen, ſeine Freunde wurden ſeine Feinde, ſeine Gönner haßten ihn, die Pfarrherren warnten ihre Töchter vor ihm — "

„„Und das alles,"" fällt die Marcheſinn ein, „„wegen dieſer platoniſchen Liebe?""

„O, noch mehr," erwiedert C. . ., „denn nun erſt begann die Geſchichte eine Kette von ſchauderhaften Begebenheiten, von Mord, Brand, Gefängniß, Prozeß und Verläumdungen, die das Unglaubliche überſteigen."

Jetzt will die Marcheſinn die Geſchichte hören, und ich antworte: „Ein andermal, Madame, will ich Ihnen gern meine Leiden erzählen, ſo ungern ich es thue!"

„„Und warum ungern?""

„Weil es mich an die Periode meines Lebens, an die Verhältniſſe, an die Menſchen erinnert, die ich am liebſten vergeſſen möchte, und die mir auch jetzt ſchon wie Hirngeſpinſte vorkommen, die ich im Taumel eines wüſten Rauſches oder eines Fiebertraumes geſehen."

„„Aber wenn Sie wieder in Ihr Vaterland zurückkehren?""

„Das liegt noch ferne, und iſt ungewiß! Ich haſſe

mein Vaterland nicht, aber es wäre mir, wenn ich dahin zurückkehrte, wie einem Wanderer, der die Klippe wieder vorbeifährt, wo er Schiffbruch gelitten, oder der in daſſelbe Haus zurückkehren müßte, wo er mißhandelt, belogen, betrogen, gelangweilt worden, und faſt die Geſundheit des Leibes und der Seele verloren. Das vermeidet er gewiß immer, und ſo will ich denn, wenn ich einſt einmal wieder über die Alpen gehe, dem Haß und Ekel der Heimath ausweichen, und mein Heil weiter gegen Norden verſuchen."

„„Und wohin würden Sie denn gehen?""

„Madame, der gute Gott weiß es! Am meiſten wünſche ich mir, Berlin zum Aufenthalt zu bekommen."

„„Aber dort ſpricht man ja nicht Deutſch!""

„Preußiſch, Madame, redet man in Berlin!"

„„Das hab' ich mir doch gleich gedacht, Luigi,"" verſetzte die Marcheſinn, ſich zum Improviſatore mit äußerſter Selbſtgefälligkeit wendend: „„Dieſe Sprache will ich lernen! Ich faſſe ſchnell und leicht!""

Indem kommt der Kammerdiener und bringt fünf Briefe an Ihre Excellenz, die Marcheſa. G. . B. . E. . (Goldoni.) Sie erhebt ſich mit rauſchendem Gewand, zuvor noch ruft ſie: „Pacifica! Pacifica! (Die Cameriera erſcheint.) Ein Halstuch!"

Es wird ihr um den hohen römiſchen Nacken gelegt, und nun betrachtet ſie die Ueberſchriften: „ach, das iſt vom Grafen Errighi in Spoletto — das iſt vom Cavalier Bandini in Rimini — das, mein' ich

wäre die Hand des Herzogs von . . . . " ſie erbricht den Brief, lieſt einige Zeilen, wirft ihn auf den Tiſch, ſetzt ſich wieder auf das Sopha und ſagt: „morgen muß ich zum Cardinal Cacciasiatti gehen."

Man ſpricht noch von dieſem und jenem, von meinem Almanach über Italien, von Rosa Taddei, von Sgricci, von verſchiedenen italieniſchen Autoren, vom Improviſiren, bis der Kammerdiener auftritt und verkündet, daß der Wagen bereit ſtehe.

Wir Beiden erheben uns, und die Marcheſinn ſagt: „wir gehen zuſammen die Treppen hinab." Der Cavaliere servente erſcheint, der Herr Gemahl gleichfalls, er macht mir einige Bücklinge, ſagt, daß er mich ſchon im Sankt Peter geſehen, und entfernt ſich. Die Marcheſinn hebt an, mir eine Verbeugung zu machen, und ſich alſo zu äußern: „Signor Guglielmo! Mir war es ein inniges Vergnügen, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, ich — " Freund, ich erröthe über die köſtlichen Dinge, die ſie mir ſagte, und Sie können ſich vorſtellen, daß ich meinerſeits dreimal ſtärker lud, die Einladung, jeden Abend zu erſcheinen, mit begeiſtertem Dank annahm, aber das wiſſen Sie nicht, daß ich ihr, dem Cavaliere servente zum Trotz, den Arm reichte, ſie die Treppen hinabführte, ihr vor dem Wagen die Hand küßte, forteilte, und zu meinem Freund, dem Improviſatore ſagte: „Das iſt doch die größte Närrinn, die ich je auf Erden geſehen."

2.

Ueber das Theater in Rom.

Die römiſchen Theater bekommt man doch endlich dermaßen ſatt, daß man lieber zu Hauſe bleiben will. Beſonders den Sommer über hat man die liebe Noth. Wenn der Carneval einmal zu Ende iſt, ſo bläſt man auch dem Theater, wie auf dem Corſo am letzten Abend, die moccoli aus, und es beginnt nun die lange Quaresima, worin der Freund des Theaters bei einer entſetzlich armſeligen Koſt von magrò Speiſen zu faſten genöthigt iſt. Man ſpielt auch ſonſt in keinem großen Hauſe, als im Valle. Aber was wurde hier im Verlaufe des Sommers aufgetiſcht? Einige Melodramen, und ein paar Roſſiniſche Opern; ja, man hat nun mit ungeheurer Schrift und rothem Papier den Moſes in Egypten angekündigt, trotz dem, daß ihn die Facchinen und alle Straßenbuben ſingen und durchdudeln. Dazu wird denn immer noch ein Luſtſpiel oder eine Farce, oder ein Thränenſtück, oder eine Tragödie gegeben, deren Aufzüge ſich mit den Acten der Oper verweben, ſo daß man nach Arioſto's Weiſe von einer Handlung und einem wunderlichen Abentheuer zum andern überſpringt. Iſt nun die Oper auf dieſe Weiſe drei Wochen lang gegeben worden, ſo wird ſie in einen Aufzug zuſammengeſchmolzen, und nur noch die Lieblingsarien des Publikums, ohne allen Zuſammenhang, werden nach einander abgeſungen. Die Sänger anbelangend, ſind wohl gute Stimmen da, beſonders ein kräftiger männlicher

Tenor. Aber ſchlechte Chöre. Und welch' ein Orcheſter! Das will ſchlechterdings nicht zuſammengehn, trotz dem, daß man den Kapellmeiſter laut den Takt treten, und ſogar ſingen hören kann.

Die Schauſpielergeſellſchaft im Valle hat einen bedeutenden Ruf. Beſonders Modena iſt ein berühmter Amoroso, und wird von den Römern und Römerinnen über die Maaßen gelobt. Damit aber können wir nun gar nicht einſtimmen. Er iſt ein wohlgebauter, vollkräftiger junger Mann, und darum mag er dem ſchönen Geſchlecht gefallen. Ohne Talent iſt er nicht, allein er hält ſich ſchon für den ausgemachteſten Künſtler, während er keine einzige Rolle für meinen Geſchmack durchzuſpielen im Stande iſt. Es iſt ſonderbar, und ſehr auffallend, welche Contraſte, welche widerſprechende Eigenſchaften der Italiener in ſeinem Spiele zeigt. Fleißiges Studium, was den Schauſpieler allein zum Künſtler machen kann, darf man bei ihm nicht ſuchen. Es muß aber nur etwas ſeyn, was eine gute geſunde Natur, ein lebhaftes Temperament, angeborne Gewandheit und Grazie, eine wohlklingende Stimme, eine gute Geſtalt, und eine ſo muſikaliſche Sprache darbieten kann. Hier treten nun, wie ſo oft im Charakter der Italiener, die größten Gegenſätze auf. Ich kann ſagen, daß ich noch nie mit ſolch rührender ergreifender Wahrheit, und noch nirgends mit ſolch ſchändlich übertriebener Unnatur und Unwahrheit ſpielen ſah, wie in Italien. Dieſen Gegenſatz ſieht man oft in einem Schauſpieler vereinigt, und er zeigt ſie in einer Rolle, an einem

Abend. Heftige Leidenſchaften und Affekte, Zorn, Wuth, Eiferſucht, ſchnelle Aufwallungen, Verzweiflung oder Jubel und Freude, und die eigentlich rührenden Scenen werden häufig vortrefflich vorgetragen, wenn gleich auch hier jene künſtleriſche Mäßigung fehlt, die den Schauſpieler, wenn er Künſtler bleiben ſoll, auch in der Darſtellung des leidenſchaftlichſten, wildeſten äußerſten Momentes innerhalb einer gewiſſen Gränze halten muß, über die hinaus Würde, Haltung und Schönheit verloren geht. Denn wie der bildende Künſtler den Schmerz, den Ausdruck einer gewaltſamen Empfindung zu mäßigen hat, wenn die äſthetiſche Grazie ſeines Bildes nicht untergehen ſoll, ſo ohne Zweifel auch der Schauſpieler. Hier nun freilich reißt das heißere Blut, die größere Lebhaftigkeit des Temperaments den Italiener gern zu Exceſſen hin, welche man mit Unmuth auf ſich wirken ſehen muß. Denn ſie wirken doch, man wird ergriffen, erſchüttert, zu Thränen gerührt, aber man ſchämt ſich, und es iſt ein äſthetiſcher Richter in uns, der ſich unverzüglich erhebt, und jene Einſtürmung auf unſer Mitgefühl, jene gewaltſame Behandlung unſerer Empfindung als unerlaubt, als unkünſtleriſch darſtellt.

Wo der Italiener aber alles Maaß überſchreiten kann, das iſt in der Darſtellung des Großen, Starken, Heroiſchen, Erhabenen, dem hohen tragiſchen Kothurnus überhaupt. Uebrigens wurde von der Compagnia Raftopuli, die im teatro Valle ſpielt, zum Beiſpiel die Sofonisbe von Alfieri dergeſtalt gegeben, daß man wirk-

lich zufrieden ſeyn konnte. Und das will viel heißen. Denn ein Alfieriſches Trauerſpiel erfordert bei ſeiner einfachen Anlage und ſeiner geringen Perſonenanzahl, die ſich ſelten über vier bis fünf beläuft, eine nicht geringe Anſtrengung und Bemühung von Seiten eines jeden, der darin zu ſpielen hat. Ein ſehr gemäßigter Scipio erfreute wahrhaft. Modena, der beliebte Amoroso, verdarb freilich am Maſſiniſſa ſehr viel durch ſeinen Ungeſtüm, ſeine nicht gezügelte Beweglichkeit. Er liebt ſehr eine Stellung, die genau betrachtet, eine totale tragiſche Karikatur iſt, indem er den ganzen Leib vorwärts beugt, und die Arme hinter ſich zurückdrückt. Es fehlt an aller Haltung, an aller Selbſtbeherrſchung, an Ruhe und Wahrheit, kurz, an Künſtlerſinn. Ausgezeichnet aber ſpielte die Sofonisbe. Die Kraft des Ausdrucks, die Wärme und Fülle des Gefühls, die Stärke des Affektes, die natürliche Wahrheit des ganzen Spiels war zum Bewundern. Sie hatte ſich vollkommen in der Gewalt, verlor ſich nie aus dem Auge, ſchraubte ſich ein auf dem Kothurnus. — Ihre Mimik war trefflich und würdevoll in hohem Grade. Sie rettete das ganze Stück.

Sonſt aber ſieht man lamentable Dinge, Ueberſezzungen aus dem Franzöſiſchen, und häufig auch aus dem Deutſchen, aber nur aus unſerm tiefſten Theaterunrath. Die ſchlechteſten Kotzebueſchen Sudeleien, die man in Deutſchland auf keiner Bühne ſieht, werden hier als **comedia nuovissima del immortale Kotzebue** angekündigt. Es iſt ein Glück, wenn man nur ein Goldo-

niſches Stück zu ſehen bekommt. Allein Goldoni iſt eben auch keine hohe Erſcheinung, wiewohl ihn Domenico Gavi in ſeinen Discorsi della vita e della comedia di Carlo Goldoni den erſten und vorzüglichſten Komödienſchreiber nennt, und ihn weit über Molière und — Aristofanes hinaufſetzt. Dies iſt nun ein ſehr komiſcher burlesker Gedanke, beſonders wenn die florentiniſche Academia della crusca ihn billigt. Goldoni hat immer ein großes Verdienſt, indem er den Unfug der altitalieniſchen Masken von der Bühne zu jagen, und Charaktere darauf zu bringen unternahm. Uebrigens iſt dieſes Verdienſt doch nur faſt ein negatives; denn er hat für die alten abgedroſchenen Poſſen, an denen das Volk ſo hartnäckig klebte, zwar etliche hundert neue Komödien geſchrieben, aber dieſe ſcheinen nur für den Abend einer Vorſtellung gemacht zu ſeyn, und verdienen ſelten ihn zu überleben. Seine unverkennbaren Talente, Fruchtbarkeit, Erfindungsgeiſt, Natürlichkeit, Gewandheit im Ausdruck, Witz und anderes, laſſen nur bedauern, daß ſie nicht angewendet werden, um Eins oder zehn treffliche Stücke auszuſtatten, wofür ſie nun in unzähligen nachläſſig unter der flachſten Unbedeutenheit verſchleudert ſind.

Auf dieſe Art ſteht es mit dem Valle. Die neueſten dramatiſchen Produktionen Italiens werden hier ſelten aufgeführt. Es iſt eine Tragödie, Antonio Foscarini von Nicolini erſchienen, welche ſich mit dem beſten unſerer neuen dramatiſchen Werke meſſen kann. Sie hat einen männlichen, ſtrengen kräftigen Styl, wie Al-

fieri, ſelbſt noch gedrängter, eine reine vorzügliche Sprache; die Anlage iſt einfach und ſchlicht, die Handlung brav motivirt. Wenn auch der Doge charakterlos kaum figurirt, und **Foscarini** ſelbſt zu jenem jugendlichen Tugendhelden gehört, welche gemeiniglich nicht intereſſiren, weil ſie zu allgemein, zu abſtrakt ſind, und zu wenig Zeichnung und Eigenthümlichkeit haben, ſo ſind die furchtbaren Drei doch gut dargeſtellt und die Geliebte des unglücklichen Helden iſt wirkſam behandelt. Eine einzige neue Tragödie, die Veſtalinn, wurde dieſen Sommer gegeben, und ſoll Glück gemacht haben. Ich war auf dem Lande und ſah ſie nicht.

Dabei ſpielen aber die **Burratini** fort. Fünf oder ſechs ſolche kleine Marionettentheater ſind immer in Thätigkeit, und hier kann Jedermann zukommen, denn man bezahlt einen Bajoccho, oder höchſtens drei auf's Parterre, und für einen halben Paolo hat man die Loge. Man darf aber nicht denken, daß hier blos Sackträger, Kalkbrenner, Stiefelputzer und Eſelstreiber herkommen, im Gegentheil ſieht man oft die ehrbarſten Herren und Damen hereinſchreiten, graue und weiße Häupter ſich dieſer Poſſen erfreuen, und ganze Familien mit ſammt den Kindern erſcheinen. Hier muß man ſich nun den Lärmen vorſtellen, den das Volk macht. Alles knackt Kaſtanien und trinkt eine Art Zuckerwein, die einen Bajoccho koſtet. Man macht ſeine Bemerkungen alle laut und öffentlich, und ſpricht mit den Marionetten, als ob man mitſpielte. Es wird gepfiffen und geſchrieen, geſungen und geklatſcht, gepoltert und geräuſpert zum

Entſetzen. Schließt das Stück mit einer Anrede an's Publikum, worin die alte Goldoniſche Phraſe gebraucht wird: „Wenn Euch's gefallen" — — — ſo läßt man die arme Schauſpielerinn nicht ausreden, ſondern fällt ſogleich ein, und ſagt: „nichts weniger als das!"

Hier ſind's nun die ſtehenden Masken des Cassandro und Pulinella, die fortwährend das Publikum in andern Wendungen und Intriguen beluſtigen müſſen. Sind es nationale und lokale Beziehungen, Volkswitze und dergleichen Dinge, die das Volk eben ſo ſehr intereſſiren, als den Fremden, der ſeine Eigenthümlichkeit kennen lernen will, ſo kann dieſer wenigſtens nicht die Schauſtücke genießen, wo Türken, Heroen, Krieg und Schlachtgetümmel, Ball und große Feſte die Menge vorkommen. Das gemeine Volk zieht ſich gern zu den Burratini an der piazza novona. Das vornehmſte, geſuchteſte und beſte Marionettentheater aber iſt das Fiano auf dem Corso. Hier iſt ein ausgezeichneter Cassandro. Die Puppe bewegt ſich ſo frei, ſo natürlich, ſo wahr, als ob ſie lebendig wäre, und mancher Schauſpieler hat ihre ungezwungene Geſtikulation nicht. Zudem ſpricht er auch noch vorzüglich, und hat unbeſtrittenes komiſches Talent. Die andern ſammt und ſonders ſpielen ebenfalls brav, und ein Mädchen bezaubert mit ſeiner Nachtigallenſtimme und ſeiner volltönenden, entzückenden römiſchen Ausſprache über die Maaßen.

Unlängſt wurde ein Stück von ganz lokaler Beziehung gegeben. Es hatte den Titel: „Das Feſt am monte Testaccio, oder Cassandro, Eminent aus Liebe."

Man weiß, daß der Oktober für die Römer der luſtigſte Monat iſt, und daß ſich beſonders die niedere Volksklaſſe am Sonntage und Donnerſtage auf die Wieſe am Monte Testaccio hinaus begiebt, wo man ißt und trinkt, zum Tambourin tanzt und das Oktoberlied ſingt. Eminent heißt nun in Rom die Volksklaſſe, welche eine eigenthümliche Tracht hat, und die Plebejer ausmacht. Der Mann trägt ſein ſchwarzes Mancheſter-Wamms über der Schulter, und das Weib hat ein kurzes mit vielen Bändern und Borden beſetztes Jäckchen, einen ſchwarzen Hut mit Federn und grüne Schuhe. Nun verhält ſich's mit dem Inhalte der Komödie folgendermaßen. Cassandro iſt ein Apothekergeſelle. In ſeiner Gegenwart entſpinnen ſich Händel zwiſchen den Traſteverinern, den Bewohnern jenſeits der Tiber, welche bekanntlich einen brennenden Haß gegen die diesſeitigen hegen, und den ſogenannten Montegianero oder den Bewohnern der Siebenhügel und der diesſeitigen Stadt. Sie beſtellen ſich gegenſeitig auf das Campo vaccino, um den Streit daſelbſt mit Steinen auszumachen. Unterdeſſen aber denken die weiblichen Eminenti an nichts anders als an eine Fahrt zum Monte Testaccio. Der Mann, der ſie hinausführen ſollte, hat an dem Krieg mit den Montegianern Theil genommen, iſt nach dem Campo vaccino zugezogen, und die Frauen berathen ſich nun, wie man ſich aus der Noth helfen müſſe. Während ſie ſich über die Kampfſucht der Männer auslaſſen, bringt ſie die Eiferſucht, der Neid, die Eitelkeit, die Schadenfreude ſelbſt, dermaßen in

Furie, daß ſie ſich auf ächt römiſch anpacken. Es iſt dies eine Scene, worüber man lachen muß. Die Sprache der Trasteveriner beſonders iſt glücklich angewendet und ausgeſpottet. Jetzt aber wird vorher Cassandro ſammt dem Doktor, der nach italieniſcher Sitte den halben Tag in der Apotheke ſitzt, ſo unwiderſtehlich von dem allgemeinen Aufruhr angereizt, daß er als Eminent verkleidet, mit einem über die Schulter geſchlagenen Wamms ſich auf das römiſche Forum begiebt, und ſich daſelbſt unter dem Steinregen der entrüſteten Partheien herumſchlägt. Der Gemahl jener Frau, in deſſen Hauſe der Weiberſtreit vorgegangen war, hat nun das Unglück, einen zu erſchlagen. Die Scene wechſelt, und man iſt wieder unter den Frauen. Sie wollen ſchlechterdings zum Monte Testaccio fahren. Der Mann kommt, und die Weiber ſind darüber erfreut, allein er erklärt, daß er ſich flüchten und nach Frascati begeben müſſe. Wer aber ſoll ſie hinausführen? Siehe, da kommt Cassandro. Es hilft keine Widerrede, er muß ſich in das Eminenten-Koſtüm des Mannes ſtecken, und die genußſüchtigen Trasteverinen hinausführen. Nun erſcheint der Monte Testaccio ſelbſt. Man ſingt das Lied der römiſchen Landleute mit ſeinem ungeſtümen Chor; das Tambourin erklingt, und der Saltarello wird getanzt. Jetzt erſcheint auch die carossa mit den aufgeputzten Römerinnen und dem Cassandro. Sofort wird lärmend zum Tambourin geſungen und getanzt. Die Weiber begehren zu eſſen, und Caſſandro geht den ganzen römiſchen Speiſezeddel durch, in dem er das Wohlfeilſte verlieſt. Allein die

Frauen verlangen zu ſeinem Schrecken ein vollkommenes Eſſen. Hier giebt's für den, der die Sitten des römiſchen Volkes kennt, viel zu lachen. Aber jetzt erſcheint die Wache, und Caſſandro wird, weil er in den Eminentikleidern ſteckt, als Mörder des auf dem Campo vaccino gefallenen Montegianeri arretirt. Indem erſcheint der wirkliche Mörder, bereits mit einem Paß und einem Freibrief verſehen und erlöſt ihn. Mich nimmt Wunder, daß man dieſe Satyre auf die römiſche Polizei paſſiren ließ. Allgemeiner Jubel endet das Ganze.

Was die Römer den Sommer über unterhält, das ſind die Giostree oder Stierkämpfe im Mauſoleum des Auguſtus. Das iſt ein Entzücken für die gemeine Klaſſe. Man iſt bis zur Uebertreibung begierig, welcher Hund ſiegen wird. Zudem werden, um das Volk herbeizulocken, allerlei Tollheiten gemacht, einige Zwerge tanzen und kämpfen mit Stierkälbern, und man ſetzt Preiſe für die Zuſchauer aus, welche ausgelooſt werden. Sonntag Nachts ſind in demſelben Amphitheater die ſogenannten Focchetti, oder kleine Feuerwerke, mit Muſik. Hier erſcheint die vornehme Welt; man geht einige Stunden in der magiſchen Beleuchtung unter freiem Nachthimmel im Kreis herum und ſieht ſich an. Zuletzt erfreut man ſich an den wirklich äußerſt kunſtreichen und lieblichen Darſtellungen der Feuerwerker. Dabei läßt man Luftballons ſteigen und thut alles, um das ſchauluſtige Publikum herbei zu ziehen und zu vergnügen.

Mit dem Anfang des Winters eröffnen ſich wieder die andern großen Theater. In Argentina iſt Oper:

in Apollo groſses Ballet und Spektakelſtücke, deren Anzeige zuweilen mannshoch iſt; in Capranica Komödie, wie wir hoffen, den kommenden Winter, von derſelben trefflichen Schauſpielergeſellſchaft, die das verfloſſene Jahr hier war, den Taddeis; im Nuovo Luſtſpiel und Ballet.

Sollte unſere Hoffnung erfüllt werden, und genannte Compagnia wieder hieher kommen, ſo haben wir uns eines hinreichenden Genuſſes zu erfreuen, indem ſie durchgehends aus guten Spielern beſteht, einige vorzügliche und ausgezeichnete hat, und die berühmte Improvisatrice Rosa Taddei zu ſich zählt, deren Akademien den vorigen Winter uns ſo vieles Vergnügen bereiteten.

3.

Landſchaftmaler in Rom.
Franzöſiſcher.

Fürchterlich ſauſt der Orkan; es ſchäumt das Meer von dem Grund auf,
Wolken berſten! es ſcheint heut die Natur zu vergehn.
Regen ſchüttet; es zittert die Erd', es wüthet der Donner,
Eichen ſplittern, der Wind wurzelt im Wahnſinn ſie aus.
Graunerweckende Nacht! der verheerende Blitz nur beleuchtet!
Stürme wehen das Haar ſchrecklich dem Maler empor!
Stürme faſſen ihm ſchon den Regenſchirm, und der Blitz zuckt

Stürmend auf ihn, doch er bleibt, malt und ſtudirt die Natur.

Deutſcher.

Welche Natur! welch' Studium iſt's! Das koſtet des Schweißes,
Koſtet der Tage ſo viel! ach, und das Geld iſt ſo rar!
Was nur der Ultramarin mich geängſtiget! Doch iſt's der Himmel,
Iſt es das Ganze, der Geiſt, was ich erziele, noch nicht.
Nein! der Vordergrund iſt's, ob dem ich möchte verzweifeln,
Sieben Monate nun ſchaff' ich mit Eifer daran.
Aber es glückt! und ich mache nun doch zwei gemüthliche Blümlein
Täglich, ſchon hab' ich zwei hundert und zehen gemacht.

Italieniſcher.

Hurtig, Poſtillon! Cospetto di Bacco, die Pferde
Laufen wie Mähren, und ich habe nicht länger Geduld.
Das will Eile: der Hügel in Rom ſind ſieben, und alle
Muß ich haben, und noch jeden von hinten und vorn!
Hab' ich die Extrapoſt doch bezahlt, d'rum herbei, Herr Schwager,
So im Flug und Galopp nehm' ich das Ding mir hinweg.

Engländer in Rom.

Schad' iſt's wahrlich, daß doch das vatikan'ſche Muſeum
Eingeſperrt iſt in Haus, Zimmer und Saal und Gemach.
Beſſer ſtünd's auf dem Corso in einer Reihe, ſo könnte
Man's mit weniger Zeit doch auch zu Pferde beſehn.

Engländer im Miserere.

Das iſt ein Jammer, mit Lady und Miß erſt durch ſich zu kämpfen,
Und drei Stunden und mehr ſteh' ich und wart' ich nun ſchon,
Traun das Reiſen iſt doch beſchwerlich, ich wär' es zufrieden,
Wär' es doch endlich vorbei, hätt' ich's doch einmal gehört.

Deutſcher Kopiſt.

Beafſteacks haben das Geld, und der Deutſche den Beutel; ich male
Wüthend d'rauf los, und ſo fällt doch in den Beutel das Geld.

Deutſche und Römer.

1. Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen Deutſchen und Römern?
Jener lebt nicht und ſchafft, dieſer ſchafft nicht und lebt.

---

2. In Heſperien preißt der Greis noch die glückliche Jugend,
Aber die Jugend bei uns rühmt ſich ſchon altklug zu ſeyn.

4.

Umgebungen Roms.

Daß ich Eurer gedenke, wie einer ſüßeren Heimath,
Wenn ich die Deutſche dereinſt wieder als Fremder betrat,
Grüß' ich Euch jetzt im Lied. Wo ſchon Natur und Geſchichte,

Fabel und Alter geweiht, ziemt auch dem Dichter ein Wort.

Albano.

Wenn Deine Seele ſo leicht, wie ein Sommervogel der Puppe
Einmal dem läſtigen Zwang ärmlicher Feſſeln entflohn,
Dann hinüber zum See! Die entbundene Pſyche verweilet
Nur am Lethe, ſie ſchwelgt nur in Elyſium noch.

Ariccia.

Sikuler bauten die Stadt, Jahrtauſende ſind 's und die Bürger
Rief im benachbarten Hain Latiums König zum Rath.
Deine Wälder ſind kühl und die Lüfte geſund, und Du rühmſt Dich,
Darum den Britten auch nun Villeggiatura zu ſeyn.

Genzano.

Köſtlichen Wein, Du findeſt ihn hier, und junoniſche Frauen,
Artemis floh, doch ſie ließ uns ihre Nymphen zurück.
Glücklicher Wanderer, wenn am Blumenfeſte die Göttin
Venus auch Dir einen Kranz duftiger Roſen beſcheert.

Nemi.

Sucheſt Du ſchattiges Grün, ſo lockt Dich der Hain der Diana,
Willſt Du Dich kühlen, ſo lockt hier Dich zum Bade der See.
Suchſt Du Weisheit, Egeria lehrt! Am Ruder des Staates
Saß ſie mit Numa, und jetzt treibt ſie die Mühle des Dorfs.

Cività la Vigna.

Ob Lavinia's Enkel dem troiſchen Ahn zu vergleichen,
Schwerlich gäb' es Virgil, wenn er ſie kennte, Dir zu;
Aber hat ſich das teukriſche Blut in Reben verwandelt,
Wahrlich, ſo ſtammen ſie ſelbſt von den Olympiſchen ab.

Grotta ferrata.

Flohn einſt Griechen hieher, in friedlichem Kloſter ſich bergend,
Ein Arkadien hier, Tempe vergaßen ſie leicht;
Eure Natur hat Euch der mildeſte Himmel geſegnet,
Eure Kapelle hat Euch Dominichino geweiht.

Frascati.

Lorbeer grünt und Cypreſſe, die Myrthe blüht, die Fontaine
Plätſchert und rauſcht, aus dem Hain glänzet der ſtolze Palaſt.
Alles that die Natur, ein Paradies zu erſchaffen,
Schade, daß Kunſt und Geſchmack nicht ſie zu ehren verſtand.

Palestrina.

Deine Berge ſind nackt. Kaum ragt aus dem Schutt noch die Pinie,
Aermlich bauſt Du und wild über die Trümmer Dich hin.
Deine größte Ruin' iſt der Tempel der alten Fortuna,
Stolzes Präneſta, und ſo ſchmachteſt in Armuth Du denn!

Tivoli.

Haine glänzen, es donnern die Stürze des Anio, es ſtäuben
Kaskadellen, es grau'n Tempel und Villen umher.
Wunder bietet die Vorwelt Dir an, und Wunder die Mitwelt,
Ueber der ſchäumenden Kluft herrſcht die Sibylle noch heut.

Blandusische Quelle.

Wand're nur vor, es umgrünen Dich wild der Sabiner Gebirge,
Folge dem Strom, es entragt einſam Licenza dem Fels,
Unter Kaſtanien erreichſt Du den Kies, wo der dicht'riſche Quell rinnt;
Trink! noch ſprudelt der Quell, aber der Genius fehlt.

Subiaco.

Gerne bliebſt Du im Kloſter, im Roſengärtchen, das lieblich
Wie ein Mährchen, ſo hoch über dem Anio hängt
Aber ein Frauengeſchlecht von vollendet üppiger Schönheit
Zieht aus dem Himmel, es zieht Dich auf die Erde zurück.

Civitella.

Felſen haſt Du genug, und umher gewaltig Gebirge,
Hernikern nicht, Du gehörſt faſt nur den Lüften hier an.
Großes erblickſt Du, Erhabenes hier, und iſt es Dir möglich
Arm mit den Armen zu ſeyn, bleibe getroſt auf dem Berg.

Olevano.

Freundliche Laute, ſie locken Dich an, und reizende Wälder,
Welch ein entzückend Geländ' ſchimmert und duftet vor Dir!
Feigen blicken Dir zu, und Reben und ſelige Berge,
Doch ein Sabiniſcher Raub, Freund, er entzückte Dich mehr.

Oſtia.

Einſam graut das Kaſtell in weiter ſchweigender Wildniß,
Trümmer der mächtigen Stadt liegen wie Gräber umher.
Einſt umſpülte ſie Meer, nun zog ſich's zurück, und die Erde
Müſſen wir jegliches Jahr ſeichter und trockener ſehn.

Fiumiccino.

Freude gewährt Dir die Ebne des weiten unendlichen Meeres,
Trauernd blickſt Du von hier in die Campagna zurück,
Bettler und Fiſcher umgeben, Matroſen, Verbrecher,
Mönche, Soldaten, und kurz, Bilder des Jammers Dich nur.

5.

An den Grafen von Platen Hallermünde.

(Im Januar 1828.)

Laß' mich, Freund, in meiner Weiſe
Dir ein artig Liedchen ſingen;
Zürne nicht, wenn meine Muſe
Nicht als ernſte hohe Gottheit,

Nur als Schmetterling der Dichtkunſt
Süße Höhen heut umflattert,
Wenn ſie von Anakreons
Bienenhonig gerne nippte.

Sind wir doch im ew'gen Frühling,
Wo im warmen Hauch des Südens,
Uns die Frucht der Heſperiden,
Frohe Lebensluſt entblühet!
Drum ſo friſch und leicht und munter,
Wie Albano's Morgenlüfte,
Soll, o Sänger, Dir mein Lied
Um der Schläfe Lorbeer wehen.

Laß den Ernſt für heute ſchwinden!
In Italiens ew'ger Jugend
Wollten wir allein veralten?
Alles müſſen wir erlernen,
Nun, ſo lernen wir uns freuen!
Nimm den Lorbeer ab, er runzelt
Nur die Stirn, ein Myrthenkranz
Und die Roſe ſteht ihr beſſer.

Dich erquickt es ja zu wandeln
Durch die immergrünen Haine,
Und du rufſt ja, wenn ſie glänzend
Von der Sonne Purpur träufen,
Das iſt Süden, das iſt Schönheit!
Unter Blüten, unter Blumen
Ließen wir den Freudenkranz
Uns allein vom Herbſt entblättern?

Ferne ſey's! Wenn dieſer ſchöne
Laut're Lebensſtrom die Wunden
Meines Herzens heilen konnte,

Wenn ich reiner und geſünder
Solchem Wunderbad entſtiegen,
So erheiterten, erfriſchten
Dich allein die Fluthen nicht,
Die den ſchönſten Himmel ſpiegeln?

Dich gewiß! in Deines Herzens
Still verſchloßnem Blumentempel
Hielt das ſchönſte Paar des Himmels,
Pſyche mit dem Schalke Amor
Ihre lieblichſte Vermählung,
Und Du kennſt der Pſyche Freuden,
Nur daß ein Elyſium
Ihrem ſanften Reize fehlte!

Doch Du haſt es nun! Du lernteſt
Dein Parthenope genießen,
Und Du ſingſt, ein and'rer Orpheus
Von elyſiſch holden Ufern
Fels und Wellen Deine Lieder.
Und die Schattenbilder lockſt Du
Aus dem finſtern Orkus ſelbſt
Unſ'rer Heimath Dir herüber.

Munter drum, und laß uns freuen!
Und vergiß nicht, jener ſchöne
Jugendliche Gott der Dichtkunſt
Iſt derſelbe, der die Traube
Mit dem heißen Blut begeiſtert,
Willſt Du ſeine Huld behalten,
Mein geheimnißvoller Freund,
Bring' ihm ſeine Freudenopfer!

Das Quartett.

Humoreske von Wilh. Sehring.

Rombergs Quartett war beendet. Der Juſtizamtmann Brennbach war ganz begeiſtert ob des Muſikſtücks ſowohl, als auch der Ausführung wegen. Mit verklärtem Antlitz erhob er ſich von ſeinem Pult. Nein, ſo hatte ja aber auch Bork noch nie geſpielt! Da ſieht man, rief der Mann der Gerechtigkeit, da ſieht man, wie Alles wohl gelingt, wenn Luſt und Liebe zum Dinge waltet. Bravo, Borkchen, bravissimo! jubilirte er fort, das hieß doch den Grundton handhaben! Das war kraftvoll! Das rollte nur ſo — ſo muß es ſeyn — ſo ein Geſpräch, wo Einer dem Andern gleichſam das Wort aus dem Munde nimmt. So vergeſſe ich Gicht und Ohrenbrauſen! — Nur Schade, daß unſerm Felgner (nämlich dem Stadt-Muſikus) die Noten ſo oft zuſammen fließen — es hat hier und da ein Mißtönchen gegeben und der Herr Amts-Chirurgus kann die ſanfte Viola auch noch nicht recht bändigen. Leider kommt es ihm hier und da eben auf einen halben Ton und auf eine handvoll Noten nicht an! —

Freilich nahm hier Recenſent das, was er mit der einen Hand gegeben hatte, mit der andern faſt ganz wieder weg; darauf kam es ihm aber eben auch nicht an; doch fuhr er enthuſiaſtiſch fort: „Nun, nur den Muth nicht verloren! Das wird ſich hoffentlich geben! Nur aufgepaßt! Nur taktrichtig! Den Noten tüchtig auf den Kopf gedrückt. — Dem Soloiſten nachgegeben und nicht prävaliren wollen!“

Der Amts-Chirurgus, ſich auf Schwierigkeiten beziehend, machte noch einige Entſchuldigungen und Felgner lächelte ob des ſtets ihn tadelnden, nach ſeiner Meinung ſelbſt oft ſtrauchelnden Dirigenten und beruhigte ſich ſelbſtzufrieden.

Eben ſollte das zweite Vierſpiel beginnen; Brennbach hob ſchon mit Spohrſchem, ja wohl gar Paganiniſchem Strich und Anſtand mächtig den Fiedelbogen, als heftig an die Thüre geklopft wurde. „Nein!“ rief er mit zuſammengezogenem Geſicht — „es iſt doch rein um toll zu werden! Denke ich doch, wir wollen einmal ſo recht con amore unſer Weſen treiben, führt der — ſchon wieder Jemanden her! „Herein!“ rief er mit barſcher Stimme und faltigem Antlitz, nach der ſich öffnenden Thüre hinſehend, und herein trat der Regierungs-Secretair Sellno, dem der alte Schüler, scilicet Hausbofmeiſter, Schweizer, Portier, Hofgärtner, das factotum, oder wie man ihn etwa ſonſt nennen will, den Weg bahnte.

„Bitte tauſendmal, ja tauſendmal um Entſchuldigung“ — kam Sellno der frappirten Gerechtigkeit zu-

vor — war doch unglücklicherweiſe nur dieſer würdige Mann in der Hausflur, welcher ſo gräßlich und wider meinen Willen anklopfte, und mich ſo gleichſam herein ſchob, daß ich nolens volens Störer ſeyn mußte. Gern werde ich zu gelegenerer Zeit —

„Nur den erſten Satz, lieber Sellno! Nur den erſten Satz" — entgegnete Brennbach — „ſehen Sie, das iſt der Spohr! — Sind Sie auch muſikaliſch, Herr Secretair? Wohl nicht?"

Gleichſam empfindlich antwortete Sellno: „Nein! — Ja! — So ein wenig — ſo nach dem Gehör!" —

„Ah, ich weiß ſchon! Weiß ſchon!" — kürzte Brennbach das Weitere — „iſt aber nicht mein Fach, das nach dem Gehör — gar nicht! Vom Blatt, daß Alles fliegt — ſehen Sie, damit halte ich's — eigentliche Muſik — Spohr, die Rombergs, Beethoven, Hummel, Fesca, Ries — das ſind meine Leute — die ſind meine Luſt! Für ſie nur lebe und webe ich! Ich ſchwelge in ihren Arbeiten gleichſam! Sie glauben nicht, wie mir Polyhymnia das Leben erhöht!"

„Was ſagt denn aber der Kaiſer Juſtinian zu der leichten Dame?" frug Sellno ſcherzend.

„Wie?" Alles zu ſeiner Zeit, tadelnder junger Herr! — meinte Brennbach — Polyhymnia und Juſtinian — ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu. Er war verſtimmt und Sellno's unwillkührlicher Scherz, der ſo übel aufgenommen wurde, brachte einen Mißton in die Verſammlung. Die Gegenwart des unmuſikaliſchen, ſcheinbar kalten jungen Mannes hemmte nun Brennbachs

ſonſt ſo kräftigen Strich. Bork ward ſchüchtern, Felgnern gingen die Augen über und der Herr Amts-Chirurgus hauſte grimmig in den Kreuz- und B-Tönen. Alles Zurufen, alles Taktiren half nun nichts mehr — unwillig ſtand der Amtspfleger endlich auf und entließ die einmal Verblüfften. Nun ſuchte er wenigſtens beſchreibend dem Ankömmling einen beſſern Begriff von ſeinem Quartett beizubringen, als demſelben ſeine Ohren gegeben haben mochten, und nicht wenig wußte er ſich darauf zu gut zu thun, daß Sellno, einlenkend, verſicherte, daß er ſchon ſo viel Gutes in der Reſidenz von der Wirlhäuſer Muſik vernommen und den Muſikſinn und den Geſchmack des Dirigenten rühmen gehört habe.

„Auch Kirchenmuſik geben wir zuweilen — rief Brennbach ſchmunzelnd — einen Contra-Violon haben wir — einen tüchtigen Kerl, ein angehender Wach*). Unſer Liederkränzchen iſt auch nicht zu verachten!“ —

„Wie, Sie ſingen hier auch?“ — frug Sellno — „und wohl gar ſelbſt?“

„Sic“ — antwortete der Gefragte ſelbſt gefällig. — „Freilich wollen der pescator dell' onda, die Meliſſe, im Arm der Liebe, und wie die zärtlichen Dinge alle heißen, für mich nicht mehr recht paſſen und meine Ehehälfte ärgert mich manch liebes Mal, wenn ſie über den ſcheinbar verliebten Graubart den Kopf ſchüttelt — aber Alter ſchützt einmal vor Thorheit nicht, und dann muß

*) Einſt berühmter Contra-Violoniſt in Leipzig.

man ja auch wohl aus der Noth eine Tugend machen — ich bin zweiter Tenoriſt — geht es doch unſerm Inſpector nicht beſſer.“

So ging es noch eine Zeit lang hinüber und herüber, als ſich Madame Brennbach und deren Tochter Corinna einfanden. Brennbach wurde nun geſprächiger, Mutter und Tochter credenzten nämlich ein Gläschen, worauf er denn endlich auch das geſtörte Quartett, die Polyhymnia und ſelbſt den Kaiſer Juſtinian vergaß und eine Gartenpromenade vorſchlug, wo über den Zweck des Sellnoſchen Beſuchs, den er für einen geſchäftlichen hielt, geſprochen werden ſollte, mit welchem Vorſchlag Sellno ſehr wohl zufrieden zu ſeyn ſchien.

„Sehen Sie“ — ergriff Brennbach das Wort, als ſie in den Garten traten — „das iſt ſo meine Lebensweiſe. Den Vormittag treibe ich mich in meiner Gerichtsſtube herum. Haben mich die Partheien ſattſam geärgert, ſo entſchädigt mich der Nachmittag mit Muſik und Florens von mir ſelbſt gepflegten Kindern. Abends wird geſungen, wobei Corinna die Hauptrolle ſpielt oder wir haben wohl das Liederkränzchen — und ſo vergeht denn das liebe Bißchen Leben, man weiß nicht wie, in ſüßer Gewohnheit.“

„Welch ein Glück“ — rief Sellno — ſo aus ſich ſelbſt Zufriedenheit und Lebensfreuden ſchöpfen zu können! „Begreiflich iſt es mir nun, weshalb Sie, Verehrteſter, jedes fernere Vorrücken ausſchlugen! Man

lebt ſich nicht ſo in der Reſidenz. Sie leben hier ein Leben, welches durch Berufstreue und Lauterkeit des Gewiſſens geheiliget wird, dafür ſpricht Dero anerkannte Gerechtigkeitsliebe.“

„Silentium!“ — entgegnete Brennbach — „wenn das die Städter hörten? Sind Sie committirt, mir auf Koſten Ihrer Collegen Schmeicheleien zu ſagen? Iſt eine Sache gut, ſo iſt ſie auch mir gut und nur ſie ſoll mich beſtimmen und damit holla — das iſt vielleicht mein größtes Verdienſt und ſollte es freilich das eines jeden redlichen Officianten ſeyn — das iſt aber am Ende mehr Schuldigkeit als Verdienſt.“ — „Nun, lieber Sellno“ — fuhr Brennbach abbrechend fort — „was verſchafft mir die Ehre — leider muß ich es ſagen — dieſes Ihres erſten Beſuchs?“

Sellno war etwas verlegen, denn Geradheit war Brennbachs Cardinaltugend. Er faßte ſich ſchnell und entgegnete: „Nun dann, wenn Sie wollen, eine andere Einleitung. Mein Vater iſt, wie Sie wiſſen, Geheimerath, was aber mehr ſagen will, ebenfalls ein rechtlicher, geſchätzter Mann, das kann ich mit Ueberzeugung behaupten. Ich bin Regierungs-Secretair — ein Poſten, der, wie das ganze Ländchen weiß, mir reine tauſend Thaler jährlich abwirft. Von mir ſelbſt ein Mehreres zu ſagen, verbietet die Beſcheidenheit. Zum Glück meines Lebens fehlt mir nun nur noch das Eine“ —

„Und dieſes Eine?“ Kann ich dazu beitragen? — frug Brennbach.

„Nur Sie," vortrefflicher Mann — entgegnete Sellno.

„Sie ſind ſonderbar" — fiel Brennbach ein — „ich? ich?"

Eben waren ſie an die Tulpenflor gekommen. „Ach, ſehen Sie, welches Farbenſpiel — immer eine ſchöner, als die andere" — fuhr Brennbach fort —

„Nein" — ergriff Sellno wieder die Rede — „weichen Sie mir nicht aus. Die Art unſerer Bekanntwerdung hat etwas Abſchreckendes, ich geſtehe es. Ich weiß nicht, wie wir in den anfänglichen Ton gefallen ſind — allein, mich drängt mein Amt und auch Sie lieben die Kürze. So wiſſen Sie denn: das Eine, was, ich mir noch ſo ſehnlich wünſche, iſt Corinna's Hand!'

Verlegener noch als der Heirathsluſtige bückte ſich Brennbach nach ſeinen Blumen hin. Fühlend, daß er doch etwas erwidern müſſe, hob er an: „den Bork ſollten Sie hören, wenn ſo ſein Tag iſt. Es iſt unglaublich, wie weit es der gute Menſch durch eigenen Fleiß in ſo kurzer Zeit gebracht hat."

„Corinna und Bork" — träumte Sellno.

„Ja ſo," wegen Corinna — beſann ſich Brennbach. — „Sehen Sie, das iſt ein ganz curioſer casus! Sie werden der Eigenheiten noch mehrere an mir kennen lernen. Sie ſind angeſtellt, gut angeſtellt, das weiß ich. Sie ſind ein braver Mann, ein wackerer Juriſt, auch das weiß ich. Ich verehre Ihren Herrn Vater — er ſpielte einſt ganz artig das Violoncell — Sie aber ſpielen — war es nicht ſo? — ſo, auch dem

Gehör — nicht wahr? — Geſtehen Sie es ſelbſt — gar zu wenig iſt's doch —

Sellno fixirte ihn lächelnd.

Lebhaft fuhr Brennbach fort: „Nein, in der That, das will zu wenig ſagen — fühlen Sie es nicht ſelbſt? Muſik, Muſik iſt mir doch aber die Seele des Lebens; man inſinuirt ſich damit in allen Lagen. Sehen Sie, ich ſpiele die Geige, und nur ihr verdanke ich noch dazu mein ganzes Glück. Ich war ein armer, verlaſſener, gleichſam elternloſer Schlucker. Ich verlor meine Eltern früh, ſie waren aus niederem Stande. Ihre Geſchichte will ich übergehen, denn ſie gehört weiter nicht zur Sache. Man ſuchte meine Anſtellung zu hintertreiben. Da erſchien ein deus ex machina, nämlich der Juſtizrath in Aubach — ein wackerer, herrlicher Mann — ein Mann, welcher mancherlei Kenntniſſe mit großer Menſchenkenntniß in ſich vereinigte. Dieſe Thräne weihe ich ſeinem Andenken — er war mir zweiter Vater — Gott ſegne ſeine Aſche! Dieſer deus ex machina trat in die Scene. Er ſchrieb mir: „durch den Abgang eines meiner Söhne iſt mein Viergeſpräch nächſt dem Herzen, zerriſſen. Es fehlt ein Dirigent. Der Secretair ſecundirt — ich bratſche — mein anderer Sohn iſt Baſſiſt, ein Virtuos — Sie ſpielen Geige und gut. — Nehmen Sie immer die Advocatur in meinem Gerichtsſprengel an. Wackerer Juriſt und guter Vorſpieler — ſind Sie Erſterer zugleich, ſo wird auch für ein gutes Lebensſpiel geſorgt werden!" Ich folgte ſeinem Rath und erhielt, da man mir eigentlich wohlwollte,

jene Procuratur. Der Erbprinz beſuchte nach einigen Jahren jene Gegend. Ich empfahl mich durch mein Spiel und mein damals ſchüchternes Weſen, was man für Beſcheidenheit nahm — im Amte durch Unterſtützung der kränklichen Arbeiter — bei Privaten durch Beiſtand bei Invaſion der Franzoſen, denn ich ſprach deren Sprache. Der Secretair ward weiter und ich an deſſen Stelle berufen und ſo bin ich durch mehrere Anſtellungen endlich zu der gegenwärtigen gekommen. Mein Glück verdanke ich meiner Geige — der Muſik — ſpäter meinen Kenntniſſen. Sehen Sie, das iſt der Weltlauf. Nebendinge beſtimmen oft mehr als Hauptdinge. Würde man alle Veranlaſſungen des Fortkommens kennen, man müßte erſtaunen. Verzeihen Sie, liebſter, beſter Herr Secretair, wenn mein Enthuſiasmus für die ſchönſte der Künſte Ihnen vielleicht übertrieben ſcheint. Die Sache geht indeſſen leider noch weiter. Da habe ich die ſonderbare Idee gefaßt, daß mein künftiger Schwiegerſohn — denken Sie ſich — muſikaliſch und das ſo recht ächt muſikaliſch ſeyn müſſe. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Sie mir den Spohr, den Fesca, den Hummel, ſo recht mit Seele ſpielen könnten! — Ich habe mir das ſo lieblich, ſo herrlich gedacht, daß wenn ich einſt meine Kinder beſuche, ich meinen Violinkaſten mitnehmen und mit ihnen ſpielen kann, bis die Hausfrau zu Tiſche trompetet und — o, ich alter Narr! habe da alle meine Thorheiten ausgekramt. Berückſichtigen Sie indeſſen das Vertrauen, welches ich in Sie ſetze, mein Herr Secretair. Ich bin ſo überraſcht. Corinna, das

abſcheuliche Mädchen — mich auch gar nicht vorzubereiten — mich ſo preiß zu geben — nein, das vergebe ich ihr nun und nimmermehr!"

„Nun wohl denn" — rief Sellno — „verzeihen Sie mir die Zudringlichkeit. Ich ehre Ihre Lebensanſichten. Ich ehre den Impuls der hervorſtechenden Neigung zu einer Kunſt, die auch ich ſchätze. Genug für heute" — gewiß nicht für immer! „Nicht wahr, das verſprechen Sie mir? Und wenn Sie mir es auch nicht verſprechen — ich verſpreche es mir ſelbſt. Lernen wir uns beſſer kennen! Bald, hoffentlich, ſehen wir uns wieder!"

Der ſcheinbar Gekränkte eilte durch das Haus.

„Herr Secretair, ſo hören Sie doch!" — ſtürmte ihm der Ueberraſchte nach — „ſo hören Sie doch! Es war ja ſo böſe nicht gemeint!"

Die Mutter kam; Corinna eilte herzu, Brennbach war jetzt verlegener, als ihn vorher ſchon der Unmuſikaliſche gemacht hatte.

„Nein, das iſt zum Tollwerden" — polterte er endlich — „Corinna! Corinna! Du ungerathenes Kind! Du ſpielſt Soli — Duetten — ohne deinen Vater — oder, iſt die Mutter etwa auch muſikaliſch geworden und hat ebenfalls eine Stimme? — Ein Mißton — das härteſte Dur ſtört mir mein Alles, meinen häuslichen Frieden! Sieh, Corinna, wie der Mangel an Vertrauen mir den vollen, reinen Grundton meines Lebens verſtimmt, die Zufriedenheit mit den Mei-

F. Fleischmann sc.

Corinna.

nigen. Weg, fort Häßliche! Klar iſt mir nun Alles! Daher die ſchmelzenden Adagios, daher der Ausdruck im Vortrag, der ſeit Kurzem ſo ſehr an Stärke gewann? Daher das einſame Sitzen im Garten mit der Laute und das ſeufzende Phantaſieren, das ich ſchon manchmal belauſcht habe? — Aber — ich bin auch ſtark — ja, ich bin gewaltig ſtark! — Nicht muſikaliſch? So ein wenig, ſo nach dem Gehör — Gott, warum mußte ich das erleben? — Mädchen, du kennſt das Idol meines Lebens — du kennſt den Plan, den ich ſeit Jahren pflege — und dennoch Sellno ſpielt kein Inſtrument! Was hilft mir ein Eidam, den ich nicht einmal an der Pauke, vielleicht kaum beim Triangel oder bei den Becken beſchäftigen kann? Die geben oft nur widrige Püffe, wie Grobiane dem Leben, und wer entbehrt dieſe nicht gern? Sellno's Vater iſt mein Vorgeſetzter — ein würdiger vortrefflicher Mann — vormals ein tüchtiger Celloiſt, allein der Sohn — vielleicht ſpäter ein ganz trockner Aktenmann!"

Corinna küßte des Zürnenden Hand. Ihr Schweigen beſtätigte das Verſtändniß mit Sellno. Die Mutter entſchuldigte, jedoch mit unlauterem Gewiſſen, da ſie das Trio vollendete. Sie hatten ſich Sellno's Duett, was er ſo eben mit dem Vater ſpielte, nicht ſo wahr gedacht. Nach und nach gab ſich jedoch die Verſtimmung wieder. Brennbach war zu gutmüthig, um längere Zeit zu grollen, auch erhoben ihn Sellno's Schlußworte; er verzieh, da ihm der Geheime doch ein wenig zu ſehr in den Gliedern lag. Corinna geſtand nämlich

ihre Liebe — die längere Bekanntſchaft in der Stadt mit Sellno, der erſt vor noch nicht zu langer Zeit von der Univerſität und ſeinen Reiſen zurückgekommen war, und der Kampf Brennbachs mit der Verzichtleiſtung auf ſeinen Lebensplan, da die Mutter ſeine Idee, wie er merkte, nicht nur zu originell, ſondern ſogar lächerlich fand, war heftig, ſtörend; doch vermocht' er es, ihn nach und nach in den richtigen Weg zu leiten.

Bork war der Sohn eines ehrſamen Schneiders im Orte, ein blöder, beſcheidener, willfähiger und lernluſtiger Menſch, der ſchon in Zeiten die Nadel mit ſeiner Kunſt vertauſchte. Als nicht zahlender Lehrling Felgners, der Alles gern hatte, was ſich ſelbſt fort half, was der Lehrling denn auch in hohem Grade, bei nicht auffallendem Talent that, paradirte er jetzt als des ſorgloſen Stadt-Muſikers vorzüglichſter Gehülfe. Die Verwöhnung in dem Juſtizhauſe, wo Bork ſo manches Beſſere lernte und Geſchmack bekam, hatte ihm Sinn für das Höhere gegeben, ſo wenig Höhen Felgners Lehrlinge auch bis dahin erklimmt haben mogten. Und ſo reifte denn in dem Luſttragenden der ernſte Vorſatz in die Hauptſtadt zu ziehen und ſich daſelbſt zu vervollkommnen. Zum Glück fehlte es der Kapelle an einem Quart-Poſauniſten und hierauf ſpeculirte der quondam Schneider, weshalb man ihn auch ſeit längerer Zeit tagtäglich mit aufgeſchwollenen Lippen herum laufen ſah. Die Empfehlung Brennbachs bei dem Kapellmeiſter that die

gehoffte Wirkung. Bork zog in die Reſidenz. Brennbach entbehrte ihn freilich ſehr ungern, denn nun konnten ja nur Wilms, Krommer und Conſorten brilliren, was für den neu zuzuziehenden Grundiſten nur wenig oder gar nichts Obligates abwarf.

Bork war nun ſchon ſeit einem Monat in der Reſidenz, da erhielt Brennbach folgenden Brief von dem berühmten Muſik-Chef.

Wohlgeborner Herr!

„Ihre geehrte Empfehlung hat meinem Wunſch, den jungen Poſaunen-Mann brauchen zu können, völlig entſprochen. Das Gegentheil wäre mir ſehr unangenehm geweſen, da ich den Empfehler, der (Complimente ſind meine Sache nicht) ſo allgemein geſchätzt wird, nicht gern entgegen geweſen wäre. Aber, wie kommt es, daß der Mann, der ein ſo großer Enthuſiaſt in der Kunſt und bekanntlich ein ſo ausgezeichneter Dilettant iſt, die Reſidenz, wo doch ſo viel für ſein Steckenpferd geſchieht, ſo wenig beſucht? Das iſt mir ein Räthſel! Ich freue mich daher doppelt, daß mir die Gelegenheit gegeben wird, ihn zu deſto fleißigerem Beſuch für die Folge veranlaſſen zu können. Ich wünſche recht herzlich in nähere Verbindung mit dieſem Manne zu treten und damit dieſes recht bald geſchieht, ſo lade ich Sie zum künftigen funfzehnten zur Liedertafel ein, worauf den ſechszehnten ein ausgezeichnetes Quartett die Juſtizohren erfreuen ſoll. Sie treten bei mir mit Familie ab und ich rechne mit Gewißheit auf Ihr Erſcheinen, wor-

über ich mir wenige Nachricht erbitte. Zugleich bedinge ich mir aber, daß auch ich mit den Meinigen in der Folge bei Ihnen meine Aufwartung machen darf. — Ja, machen Sie nur große Augen — das machen die Städter und beſonders die Muſiker nicht anders. Ich bin ein gar intereſſirter Mann! Fragen Sie nur Ihre liebe — Corinna.

Ihr

ganz ergebenſter
Freund und Diener
N. N.

Notabene. Bringen Sie ja Ihre Geige mit."

„Fatales Notabene" — brummte Brennbach! — „ich ſoll ja wohl gar mit meiner Hausmannskoſt aufwarten und — ausgelacht werden? Nein, nein, daraus wird nichts, mein Herr Kapellmeiſter! Daraus wird nichts — kann nichts werden! Ein Sperling unter Kanarienvögeln!"

Indeß lief er, voll ſeines muſikaliſchen Feuereifers zu den Seinigen, producirte den ihn ehrenden Brief, den er wie ein Heiligthum betrachtete, und frug die ſchalkhaft lächelnde Tochter: „Was meinſt Du, Corinna? — machen wir denn wohl die muſikaliſche Reiſe oder nicht?"

„Warum ſollten wir nicht, lieber Vater?" — entgegnete dieſe — „Ach, ich kenne den Herrn Kapellmeiſter recht gut! Er iſt ein gar heiterer, jovialer Mann! Er hat eine Tochter meines Alters, wir ſind die innig-

ſten Freundinnen. Antonie und ich, wir ſpielten immer à quatre mains. — Sie ſpielt köſtlich!"

„Böhmiſche Dörfer!" — rief Brennbach — „o, du Geheimnißvolle! Und auch das erfahre ich erſt jetzt?" Ich bin ja nur ſeit ſo kurzer Zeit wieder hier" — entſchuldigte Corinna. — „Antonie iſt ſo gut." —

„Kein Grund, meine Tochter! das bezweifle ich ja gar nicht" — corrigirte Brennbach — „Nun, was meinſt du? Der Herr Kapellmeiſter gefällt mir ſchon jetzt. Er ſcheint ein biederer Deutſcher zu ſeyn! Er ſchreibt ſo herzlich! Immer viel für einen Mann von ſolchem Ruf und ich dächte, ich müßte die Ehre allerdings zu ſchätzen wiſſen. Reiſen wir, Corinna?"

„Wir reiſen! Wir reiſen, liebes Väterchen!" — rief die Gefragte. — „Da müſſen wir ſchon hin — es wird, es muß Ihnen da gefallen!"

Auch die Mutter ſtimmte, wider ihre Gewohnheit ein und der Entſchluß zur Reiſe wurde, ohngeachtet des fatalen Notabene, mit dem es der Vater aber, nach Corinna's Verſicherung, nicht gar zu ſtreng zu nehmen hatte, gefaßt.

Brennbach behielt, bei ſeinen überhäuften Amtsgeſchäften nur kaum ſo viel Zeit übrig, ſeine Lieblingsquartetten gehörig einzuexerciren, denn, ſo wenig Muth er auch hatte, öffentlich aufzutreten, ſo hielt er es dennoch für möglich, daß das muſikaliſche Oberhaupt des Landes auf ſeinem Haupte beſtehen und ihn bis zum Vortrag irgend eines Stückes peinigen möchte, wogegen er nun freilich deſſen muſikaliſches Gehör, wo mög-

lich, nicht wieder peinigen wollte. So ausgerüſtet trat er denn mit den Seinen am funfzehnten deſſelben Monats die Reiſe zur Reſidenz an.

Es war ein gar herrlicher Maitag. Die Natur ſchien Alles aufgeboten zu haben, den Reiſenden den Weg ſo angenehm als möglich zu machen. Brennbach trällerte ſeine Lieblings-Paſſagen, Corinna lachte gar viel, die Mutter überlegte. Das Ziel der Reiſe war raſcher da als man glaubte. Der Wagen hielt endlich vor Kapellmeiſters. Sellno ſprang aus dem Hauſe und half den Ankömmlingen heraus.

Sellno hier? — dachte Brennbach — ein wunderlicher Empfang! Die Freundlichkeit des Herrn Regierungs-Secretairs riß ihn ſchnell aus ſeinen Bedenklichkeiten. Der herzlichſte Empfang, die geiſtreichſte Unterhaltung halfen über den Reſt des Nachmittags. Den Abend vertrieb die Liedertafel, wo Brennbach die vorzüglichſten Männer der Stadt und faſt alle Behörden traf. Es war ihm ein wonnevoller Abend. So hatte er lange nicht ſingen hören, aber auch nicht trinken ſehen. Ein Weinlied, ein Liebelied, ein Jägerlied jagte das andere. Ein neues, vom Herrn Kapellmeiſter auf Brennbachs Ankunft componirt, ſchien ihm allzu ſchmeichelhaft und ſetzte ihn gegen ſeine Oberen in nicht geringe Verlegenheit, woraus ihn aber beſonders der Geheimerath Sellno riß, der ſich ausſchließlich für ihn intereſſirte. Dies Räthſel ſchien ihm unauflöslich und

um ſo unauflöslicher, da Sellno ihn ſpäterhin zum kommenden Nachmittag in ſein Gartenhaus zum Quartett nöthigte. Brennbach ſah dabei fragend den Kapellmeiſter an, der ihm es indeß eröffnete, daß eben dieſes das verſprochene Quartett ſey, auf welche Verſicherung er denn reſpectvoll acceptirte.

Mit Geſang ſchloß der Abend, mit Geſang füllten Corinna und Antonie den folgenden Vormittag aus. Auch der Kapellmeiſter trug ſeine neueſte Arbeit vor. —

In dem parkähnlichen Garten des Geheimeraths befand ſich ein weitläufiges Gartenhaus mit einem kleinen Concertſaal. Die Sellno's, Vater und Sohn, waren ausgezeichnet zuvorkommend. Nicht lange dauerte es, ſo ſtellten ſich vier Matadore der Kapelle ein. Die Geſellſchaft arrangirte ſich und der Vortrag auserleſener Quartettſtücke ließ nichts zu wünſchen übrig.

So waren ſchon einige Stunden höchſt angenehm und im ſeligſten Genuß vergangen, als Sellno der Jüngere plötzlich mit einem Paquet Muſikalien auf Brennbach zueilte und ihn dringend erſuchte, nun auch aufzutreten. Der Geheime ſecundirte dieſem Geſuch und der loſe Kapellmeiſter lächelte. Dieſes fatale Lächeln aber war der Brennpunkt der Brennbachſchen Weigerung, ſo wie oft ein ganz unbedeutender Umſtand die Urſache ſo mancher ſonſt feſten Entſchlüſſe iſt. Brennbach deprecirte und war durchaus nicht zu bewegen. Die abweſende Geige mußte die Entſchuldigung unterſtützen; zum Glück war ſie vergeſſen. Man ſchickte darnach, aber nun meinte Brennbach, wie es doch wohl

ein Dilettant, der zwar in Wirlhauſen unter den Seinigen als Heros daſtehe, nicht wagen dürfe, nach ſolchem Vorgang mit ſimpler Hausmannskoſt hervorzutreten. Man ehrte dieſe Beſcheidenheit als der Regierungs-Secretair das von Brennbach in deſſen Verlegenheit von demſelben aus dem Paquet gezogene Muſikſtück nahm und in folgende Worte ausbrach:

„Nun denn, Sie weigern ſich? So erlauben Sie wenigſtens mir, daß ich es Ihnen vortrage!“

Brennbach maß den vermeintlich Verwegenen mit großen Augen. Wär's möglich? — ſtaunte er. Sellno ließ ſich aber nicht ſtören, ergriff die Cremoneſer und trug mit ſeltener Fertigkeit und großem Ausdruck Maurers Variationen auf die Themen ruſſiſcher Volkslieder vor. Der Kapellmeiſter zollte enthuſiaſtiſchen Beifall — der Geheime und die Matadore äußerten lächelnd ihre größte Zufriedenheit — das weibliche Perſonale wiſperte ſich in die Ohren — nur Brennbach wußte nicht, ob er verrathen oder verkauft war.

„Nun, mein lieber Juſtizamtmann“ — meinte der Geheimerath — „mein Sohn ſpielt wirklich ganz leidlich, wenn ſchon nicht à la Paganini mit Glöckchen oder auf der G-Saite. Sie ſehen, er leiſtet etwas mehr, als man gewöhnlich von einem Dilettanten erwartet, welcher dem Gehöre folgt!“

„Asinus, der ich war!“ — rief Brennbach — „ich bin der Gefoppte — nun verſtehe ich: meine Frage erhielt jene Antwort — vielleicht ironice und ich mißdeutete ſie und nahm ſie für baare Münze.“

„So iſts" — entgegnete Sellno der jüngere — „mein Entſchluß war gefaßt. Ich wollte Sie angenehm überraſchen. Sehen Sie, nun macht die Geige vielleicht auch mein Glück! Iſt mir's gelungen? Der Herr Kapellmeiſter, welcher den Poſaunen-Mann ſo recht a tempo erwiſchte, war mein Helfershelfer und er that zwei Würfe mit einem Stein. Verzeihen Sie mir den etwas muthwilligen Scherz."

„Und Corinna?" — lächelte der Geheime;

„Und Corinna?" — wiederholte der Virtuos;

„Und Corinna?" — antwortete der Gefragte mit Freude glänzendem Geſicht — „Corinna war einverſtanden, das merke ich wohl. Das verdient Strafe! — Fort, ungerathenes Kind, fort und mache meine Uebereilung wieder gut oder komme mir nie wieder unter die Augen!"

Mit dieſen Worten warf er ſie in Sellno's Arme.

„Nun aber, Kinder, ſpiele ich noch ein Quartett" — jubilirte der Neuerſtandene — und es ging ihm recht gut von ſtatten.

Die Freundſchaft.

An Johannes M....

Vom Getön der Lerchenlieder
Schallt die blaue Himmelsflur;
Alle Stimmen jauchzen wieder
Durch das Leben der Natur.
Von dem niedern Blumentriebe
Bis zur hohen Menſchenbruſt
Waltet Ein Gefühl der Luſt,
Eine Seele, die heißt Liebe.

Lieb' iſt eine Nachtigall
In des Lebens Blütentagen;
Aber muntre Lerchen ſchlagen
Lange nach dem Blütenfall;
Tief in Wolkenduft verborgen
Füllet noch der Jubelklang
Ihrer Sommerluſt den Morgen
Und den Abend mit Geſang.
Eine heit're Liederſeele
Iſt die Lerchenmelodie,
Reizend, wie die Harmonie
Der geprieſ'nen Philomele,

Doch getreuer noch, als die
Nachtigallenton verbreitet
Durch den Nachthain ſeinen Klang;
Lerchenfröhlichkeit begleitet
Tagesleben mit Geſang.

Soll von unſern Seelengaben
Jed' ein treffendes Symbol
Aus der Welt der Thiere haben:
Wie verſorgen wir ſie wohl?

Mit der Weisheit iſt die Eule,
Die das Alterthum ihr gab;
Nur das düſt're Nachtgeheule
Das gewöhne ſie ſich ab!
Denn von allen den Begleitern,
Die mit uns durchs Leben gehn,
Soll die Weisheit uns erheitern,
Heiter Luſt und Leid beſtehn!
Mit der ſeufzerreichen Liebe
Sey die Nachtigall gepaart;
Aber meine Lerche bliebe
Für die Freundſchaft aufbewahrt!

Sieh, dort unter Kirſchenblüten
Geht ein ſelig Liebespaar;
All' die hellen Zweige bieten
Ihnen ſich zu Kränzen dar.
In Entzückungsträume flötet
Sie die Nachtigall hinein;
Kaum daß ſich die Kirſche röthet,
Wird das Lied verklungen ſeyn.
Stirbt nun hin der aufgelöſte
Traum voll Träum' in mattem Glanz:
Komm, Du Freundſchaft, dann und tröſte
Sie mit Deinem Epheukranz!

Freundſchaft iſt ein Lied, das länger
Unſern Lebensgang verſchönt
Als der ganze Chor der Sänger,
Der den Sommerhain durchtönt!

Ziehn wir denn getreu und bieder,
Mit dem ächten Freundesſinn,
Wie zwei heitre Lerchenlieder,
Fröhlich durch das Leben hin!
Bricht einſt Deines Vordermannes
Lebensfaden früher ab:
Dann ſo ſtreue, mein Johannes,
Epheublätter auf mein Grab!
Oder ſollteſt von uns beiden
Zwillingsſeelen, Du von hier
Früher als Dein Tiedge ſcheiden:
Dann bring' ich den Epheu Dir.

An Denſelben.

Als der Menſch aus Götterparadieſen
Wo ſein Wahn den erſten Fehl gebar,
Ausgeſtoßen und verwieſen
Aus der reinern Geiſterſchaar
Ein verlaßner Fremdling war:
Da erbarmte Gott ſich ſeiner;
Und der gnadenreiche Vater ſprach:
Folge von den Engeln Einer
Dem verlaßnen Menſchen nach,
Daß der Arme gänzlich troſtlos nimmer
Zwiſchen Luſtgefild und Wüſtenei
Sich verlieren mög' und daß dort immer
Noch ein Pfand des Himmels mit ihm ſey,
Welches — wie nun auch ſein Weg ſich bahne —

Blumig, oder hart und dornenvoll
Ihn an die verlorne Heimath mahne,
Die er wiederum erringen ſoll.
So ſprach Gott. Ein Engel voll Erbarmen,
Freundſchaft wird der Tröſtende genannt,
Reichte zum Geleite nun dem Armen
Der das Paradies verlor, die Hand.
Dunkeln ſich dem Menſchen alle Sonnen:
Hier um dieß Geleit iſt Licht und Ruh;
Doch es wendet ſeine Himmelswonnen
Nur geweihten edlen Seelen zu.
Wenn die Liebe zu dem Mirthenreiſe
Mit der Rechten winket, o beglückt
Iſt die Liebe, wenn die Freundſchaft leiſe
Ihren Kranz ihr in die Linke drückt.

TAYLOR INST. OXFORD

Ja, die Freundſchaft iſt der Engel,
Der, vom Loos der Sterblichen gerührt,
Durch des Daſeyns Labyrinthgeſchlängel
Tröſtend ſeine Menſchen führt,
Und ſie ſteht im engen Bunde
Mit der Weisheit, die uns kräftig ſchirmt,
Wenn das Schrecken einer finſtern Stunde
Unſre Lebensſaat umſtürmt.
Sinkt des Muthes Kraft darnieder;
Hemmt ein Fall des Pilgers Lauf:
Sie, die Freundſchaft, hebt uns wieder,
Richtet den Gefallnen auf.

O, ſie naht ſich uns mit ihrem Frieden,
Wenn, beim Unbeſtand hienieden,
Alle Freudengötter fliehn.
Laß uns denn, wie zwo vereinte Quellen,
Ruhig auch durch minder grüne Stellen
Unſrer Wieſenfläche ziehn,
Achten nicht der harten Kieſeln

Unter uns! im Sonnenſchein,
Oder wenn Gewitter dräun,
  Laß uns fröhlich weiter rieſeln.
Und willkommen ſoll das Lied uns ſeyn,
  Welches aus der Ulme Zweigen
Uns entgegen ſchallt; allein
  Kümmern ſoll es uns nicht, ſchweigen
Furchtſam auf der ganzen Flur
Alle frohen Stimmen der Natur!

Tiedge.

Der Blinde und ſein Sohn.

Poetiſche Erzählung von J. F. Caſtelli *).

Gekämpfet war der Kampf für Lieb' und Treue,
  Befreit Tyrol vom fremden, ſchweren Joch,
Der alte Herrſcher kehrt zurück auf's Neue,
  Und durch die Berge ſchallt ein Lebehoch!
Und die erſt mit dem Schwerte männlich ſtritten,
Sie kehren nun zurück in ihre Hütten.

So auch Hans Frey, dem zwar kein ſorglos Leben
  An ſeinem armen Herde freundlich lacht,
Doch hat ihm Gott ein braves Weib gegeben
  Und eine Hütte gut mit Stroh bedacht,
Und auch ein Söhnlein, während jenem Kriege
Geboren, — noch geſchaukelt in der Wiege.

---

*) Nach einer dem Verfaſſer in Tyrol gemachten mündlichen Mittheilung.

Mit Muth und Freude kehrt er zu dem Herde
Der hochgeliebten Seinen nun zurück,
Er ſpart nicht Fleiß, er achtet nicht Beſchwerde,
Zu gründen ihnen ein beſcheidnes Glück,
Er mühet ſich am Abend und am Morgen,
Zu ſchützen ſie vor bittern Nahrungsſorgen.

Doch auch den Guten läßt der Himmel dulden,
Zu läutern ſeine Tugend durch das Leid,
Ein Mißwachs kommt, Hans Frey geräth in Schulden,
Es ſtirbt ſein Vieh — ſelbſt ſeinem Weibe dräut
Ein böſes Fieber bald den Tod zu geben,
Und in zwei Monden endet ſie ihr Leben.

Er kniet mit ſeinem Sohn auf ihrem Grabe
Und ſeine heißen Thränen rollen drauf,
Sonſt hat er nichts, 's iſt ſeine einz'ge Habe,
Er betet laut, dann aber ſteht er auf
Und kehrt zur Hütte ſeinem Gott ergeben,
Er muß ja für ſein armes Kind noch leben.

Doch noch nicht iſt gefüllt des Leidens Becher,
Nicht lange kann er ſorgen für ſein Kind,
Sein Augenlicht wird täglich matter; ſchwächer,
In einem Jahr ſchon iſt der Arme blind
Und ſein fünfjähriger hilfloſer Knabe
Führt den hilfloſen Vater an dem Stabe.

So ſitzen Beide draußen am Gehäge
Des Dorfs, der Knabe und der blinde Mann,
Sie ſitzen bettelnd an dem offnen Wege,
Und ſprechen dort um milde Gabe an,
Und Wenige verweigernd weiter ſchritten,
Das kleine Kind kann gar ſo kläglich bitten.

Und wenn der Abend kommt, ſo führet wieder
Der Sohn das blinde Väterchen nach Haus,

Er geht vor ihm, ſieht emſig vor ſich nieder
Und räumt ihm jeden Stein vom Wege aus,
Er drücket ihm die Hand bei jeder Grube
Und bringt ihn glücklich in die kleine Stube.

Dort will der Alte ihn dazu bewegen,
Zu ſpielen drauß' im Grünen vor der Thür',
Er aber ſpricht: „Es kommt wohl bald ein Regen
„Viel lieber bleib' ich, Väterchen, bei Dir,
„Willſt Du mir was erzählen, iſt mir's lieber
„Und kürzer wird auch Dir die Zeit darüber!"

Und ſolche Augenblicke nützt der Alte,
Zu lehren ihn das, was er ſelber weiß,
Daß Gottes Allmacht über Menſchen walte,
Und daß die Welt entſtand auf ſein Geheiß,
Daß er das Laſter ſtrafe, Tugend lohne,
Und über jenen Bergen ſchützend throne.

Und alſo ſind drei Jahre hingefloſſen,
Der Knabe legt das achte Jahr zurück
Er bettelt und er liebet unverdroſſen,
Dem Vater aber machet ſein Geſchick
Viel Kummer und die Zukunft von dem Kinde
Bedenket und beweinet oft der Blinde.

Und eines Tages, als er eben wieder
Die Hände betend über ihn erhebt,
Den Segen für die Zukunft fleht hernieder,
Die dunkel über ſeinem Haupte ſchwebt,
Und ſelbſt ſich anklagt, daß er Urſach' wäre,
Daß er nicht ſuchen könne Glück und Ehre;

Da läßt ſich plötzlich hinter ihm vernehmen
Bekannter Ton, er ſprach: „Nicht ſoll Dich mehr
„Die Zukunft Deines Kindes länger grämen,
„Willſt Du nur thun, was ich von Dir begehr',

„Du kennſt mich doch, haſt oft mir Holz gefahren,
„Ich bin der Herr des Gutes Waldemaren.“

„Gewogen bin ich Deinem herz'gen Kleinen,
„Ich hab' kein Kind, tritt mir das Deine ab,
„Erziehen will den Knaben ich, wie meinen
„Durch Unterricht ihm auch des Wiſſens Stab
„Verleihn, — und wenn ich einſtens geh' zu Grabe,
„So laß' ich ihm die Hälfte meiner Habe.“

Der alte Blinde hört's, er wankt, er zittert,
Er ſchreit: Mein theurer Sohn! und feſter noch
Drückt er ihn an ſein Herz, bewegt, erſchüttert,
Er kann ſich trennen nicht von ihm — und doch
Er muß vergeſſen ſeine eigne Lage;
Denn ſeinem Lieben winken beß're Tage.

So nimm ihn hin! verſetzt' er mit Erblaſſen,
Und weiſ't den Knaben an den fremden Mann,
Der aber ſchreit: Dich kann ich nicht verlaſſen!
Und klammert ſich noch feſter an ihn an,
Und Kampf und Schmerz und Abſchied ſchnell zu enden,
Löſt ihn der Vater los mit eignen Händen.

Der Fremde nimmt ihn, eilt mit ihm zum Wagen,
Der Sohn ſchreit: „Vater, Vater!“ kläglich fort,
Doch wie ſie ihn jetzt weiter, — weiter tragen,
Wird ſchwächer ſtets der Ton und auch das Wort,
Und endlich gar verhallt's, und ganz alleine
Der Blinde mit dem Schmerz ſitzt auf dem Steine.

Wer wird ihn führen nun den armen Blinden?
Er tappt ſich aus dem Dorf hinaus allein,
Und ſuchet dort das Plätzchen aufzufinden,
Wo er geſeſſen mit dem Sohne ſein,
Hier überläßt er ganz ſich dem Gefühle,
Ihm iſt, als ob der Knabe um ihn ſpiele.

So ſchlich ein Jahr ihm ſchmerzenvoll vorüber,
Und als der holde Frühling wieder kam,
Da ſchleppt' er mühſam ſich zum Gut hinüber,
Das der beſitzt, der ſeinen Knaben nahm,
Doch ach! der war ſchon an des Ew'gen Throne
Und Niemand wußt' etwas von ſeinem Sohne.

Troſtlos verzweifelnd kehrt der Blinde wieder
Zu ſeinem Stein zurück in Sturm und Wind;
Hier ſinkt er nun von Gram gebeuget nieder,
Hier will er warten auf ſein liebes Kind,
Und kehrt's nie wieder, hier ihn aufzuſuchen,
So will er ſterben unter dieſen Buchen.

Wir wenden uns zum Sohn'. — In ſolchem Alter
Weicht bald der Schmerz und die Zerſtreuung ſiegt,
In eine Anſtalt gibt ihn ſein Erhalter,
Wo er ſich gern in's Joch des Lernens ſchmiegt,
Mit Eifer lernt er und der Fleiß des Jungen
Hat bald zum erſten Platz ihn aufgeſchwungen.

Und wenn ſein Pflegevater Lob ihm ſaget
Und für ſein Wohlverhalten ihn beſchenkt,
Er oft wohl um den blinden Vater fraget,
An den er noch voll Kindesliebe denkt,
Doch dieſer ſagt, nichts wiſſ' er vom Entfernten;
Denn was er ſä'te, will er ſelber ernten.

Da wurde plötzlich am Johannistage
Der reiche Mann getroffen von dem Blitz,
Kein Teſtament war da, in ſolcher Lage
Nahm von der Hab' ein ferner Freund Beſitz,
Der arme Angenomm'ne ward verſtoßen
Und nicht ihm mehr gereicht, was er genoſſen.

Verlaſſen ſtand er nun mit ſechzehn Jahren,
Doch dankt' er ſeinem Gönner noch im Grab,

Und muthig ging er zu den Kriegesſchaaren,
Die nach der Grenze man geſandt hinab,
Weil's mit dem Nachbarland zum Krieg gekommen,
Und gerne ward dabei er aufgenommen.

Im Herzen Muth und Gott vor ſeinen Blicken,
Sucht' er die Ehre in der dicht'ſten Schlacht,
Das Schickſal läßt ihm Alles freundlich glücken
Und bald hat er bemerkbar ſich gemacht,
Mit zwanzig Jahren iſt er Hauptmann worden
Und trägt auf ſeiner Bruſt den Ehrenorden.

Zu End' iſt nun der Krieg; zum Vaterlande
Kehrt wieder jetzt das ruhmbekrönte Heer,
Und allen winken dort ſo ſüße Bande,
Nur er hat Niemand, kennt ſein Dorf nicht mehr,
In dem er einſt zum Licht der Welt geboren,
Den Namen ſelbſt davon hat er verloren.

Des Vaters Bildniß zwar ihn noch umſchwebet,
Noch wußt' er zwar, daß er ihn blind verließ,
Doch wer verkündet ihm, ob er noch lebet,
Da er ſich nicht beſann mehr, wie er hieß;
Denn da er zu dem reichen Mann gekommen,
Hatt' er auch deſſen Namen angenommen.

So zieht er traurig weiter — ihm entſchwinden
Die Tage langſam in Melancholei,
Und trifft auf ſeinem Weg' er einen Blinden,
So hält er an und fragt ihn, wer er ſey.
Sein Vater iſt es nicht, es ſpielt ja heiter
Ein Sohn um ihn — und weinend zieht er weiter.

Sein General, auch in Tyrol geboren,
Lädt dort den braven Hauptmann auf ſein Schloß,
Dort ſieht er deſſen Tochter, und verloren
Iſt ſchnell ſein Herz bei Reizen allzugroß,

Das Mädchen auch erwidert dieſe Triebe,
Ihr Aug' verräth, ihr Mund geſteht die Liebe.

Doch er, der nicht beſitzet ird'ſchen Segen,
Der nichts kann bieten als ſein Ehrenkleid,
Sein redlich Herz, und ſeinen wackern Degen,
Den er mit Ruhm geführt in jedem Streit.
Wie ſoll er hoffen von dem ſtolzen Alten,
Der Ahnen zählt, die Tochter zu erhalten?

Bedenkend dieß geht er mit trübem Blicke,
Einſt in der Gegend um das Schloß umher,
Den Kopf geſenkt und grollend dem Geſchicke,
Stets weiter, immer weiter, ſeufzend ſchwer,
Und endlich weckt ein Ton ihn klagend leiſe:
„Habt Mitleid, Herr, mit einem blinden Greiſe!“

Er blicket auf und ſteht in einem Thale,
Das ihm erſcheint, als ob er's ſchon geſehn,
Es ſaugt ſein Blick mit einem gier'gen Strahle,
Die Gegenſtände ein, die um ihn ſtehn,
Den Hügel — ja — den Fußſteig, dieſe Felder,
Schon ſah er ſie — die Berge auch und Wälder.

Er zittert — ſeine Augen füllen Thränen,
Der arme blinde Greis, der vor ihm ſteht,
Wenn er — — ach ein unnennbar ſüßes Sehnen,
Zieht ihn zu ihm, der vor ihm ſitzt und fleht
Mit freud'gem, doch zugleich mit bangem Tone,
Fragt er ihn, wer er ſey und wo er wohne.

Der Greis verſetzt: „O Herr! ſchon ſeit zwölf Jahren
Sitz' hier ich wartend auf den theuern Sohn. —
Und dieſer ſchreit: Gott Dank und ſeinen Schaaren!
Und liegt zu Füßen jetzt dem Blinden ſchon.
Ach, Vater, theurer Vater, nimm ihn wieder
Und beuge ſegnend Dich auf ihn hernieder!“

Der Greis aussprechen nicht, nur lallen kann er
Den süßen Namen Sohn, er zweifelt noch,
Doch ein erhabnes Maal am Arm, das dann er
Befühlt, es überzeugt ihn endlich doch,
Und jetzt — doch nein, das unnennbar' Entzücken
Ist keiner Feder möglich auszudrücken.

Und nun könnt Ihr den Sohn auf's Neue sehen,
Den braven Sohn, den Orden auf der Brust,
Den Vater führen, wie es einst geschehen,
Hinauf in's Schloß mit unverhohlner Lust;
Und vor den General tritt mit dem Blinden
Der Hauptmann, um sein Glück ihm zu verkünden.

Der alte Krieger, stolz, doch jeder Regung
Der Menschlichkeit empfänglich, hört ihn an,
Und seines Herzens innerste Bewegung
Gewinnt den Sieg jetzt über seinen Wahn.
Der lieben Tochter fleh'ndem Blick begegnend
Vereint er beide Hände schnell, sie segnend.

Der Blinde bleibt beim Sohn, er führt ihn wieder,
Wie einst er that, da er noch Knabe war,
Der Himmel strömte Glück auf ihn hernieder,
Er selbst ward Vater einer frohen Schaar; —
Das Kind, das seinen Vater ehrt auf Erden,
Muß glücklich hier und dort einst selig werden.

Die Gäſte.

Von Agnes Franz.

Wie freundlich iſt, wie nett geſchmückt
Das kleine, ſtille Zimmer!
Durch meines Fenſters Blumen blickt
Der goldne Morgenſchimmer.
Hell glänzet an der weißen Wand
Die Laute mit dem blauen Band,
Der Muſen ſüße Gabe.

Mit Fleiß und Sorgfalt ausgeſucht,
Prangt dort in blanker Schaale
Die ſelbſtgepflegte, goldne Frucht,
Und winkt zum frohen Mahle.
— Wen führ' ich in mein Stübchen ein? —
Horch auf, es klopft! — Wer wird es ſeyn?
Wer will zu Gaſt ſich laden?

„Mach' auf! Die Mädchen ſind mir hold,
„Mir huld'gen alle Schönen!
„Sie opfern willig Zeit und Gold,
„Um meinem Dienſt zu fröhnen!
„Ich gieße Reiz und Anmuth aus,
„Und Glanz und Schimmer kömmt in's Haus,
„Wo ſich die Mode zeiget!"

— Der Mode öffn' ich nicht die Thür,
Ich kann ſie wohl entbehren!

Sie würde nur vergebens mir
  Des Fleißes Frucht verzehren.
Nein, nein, ſie geh' zur **Assemblée**!
Dort ſollen Stutzer ihr beim Thee
Die goldne Schleppe tragen!

Doch horch'! was klopft von neuem an?
  — Bald hätt' ich dieſem Pochen
Vorſchnell die Thüre aufgethan,
  Von ſüßem Fleh'n beſtochen! —
Ein Stimmchen gleißneriſch und fein
Dringt mir in Ohr und Herz hinein
Hell, wie Sirenentöne.

„Mach auf! Ich bin ein feiner Gaſt
  „Von angenehmen Sitten,
„Und bin, wenn ſcheinbar auch gehaßt,
  „Doch immer gern gelitten.
„Das Antlitz trag' ich ſelten frei,
„Verſchleiert weiß die Schmeichelei
„Stets Herzen zu beſiegen!"

O weh, hinweg von meinem Ohr!
  Hinweg von Herz und Sinnen!
Geſchwind noch einen Riegel vor,
  Der Argen zu entrinnen!
Fort, liſt'ge Schöne! Nimmer giebt
Dir Heimath, wer die Wahrheit liebt
Und Gleißnerei verachtet!

Schon wieder klopft's! — Wer ſteht da drauß? —
  — „Ei, ei! Nicht ſo verdroſſen!
„Es wird mir ja in jedem Haus
  „Die Thüre aufgeſchloſſen!
„Erſchrick vor meiner Brille nicht!

„Bin ich auch häßlich von Geſicht: —
„Doch liebt man meine Rede!“

„Am Kaffeetiſch, im breiten Kreis
„Der Baſen, Muhmen, Nichten,
„Da frage nach, da tönt mein Preis
„In tauſend Stadtgeſchichten!
„Auf, öffne raſch mir Deine Thür!
„Herrin und Zofe lauſchen mir,
„Wenn ich den Nächſten richte!“

Hinweg! Und wer auch hold Dir ſey,
Mich wolleſt Du verſchonen!
Nie, nie ſoll Splitterrichterei
In meinem Stübchen wohnen!
Geh', ſuche Dir des Neides Haus,
Dort krame Deine Weisheit aus
Und Deine Neuigkeiten!

Doch horch, ſchon wieder naht ein Fuß!
Was hör' ich? — Leiſes Stöhnen? —
Fürwahr! Ein Unbewachter muß
An Vorſicht ſich gewöhnen!
„Ach, thue auf die Thüre Dein!
„Ein Kind des Kummers will herein!
„Laß uns nicht draußen ſtehen!“

Wie? Fremde Noth vor meiner Thür,
Von Mitleid ſanft geleitet?
Herein, herein in's Stübchen mir!
Gleich iſt das Mahl bereitet!
Ihr ſollt die erſten Gäſte ſeyn,
Und wer noch ferner tritt herein,
Der ſoll euch flug's bedienen!

Hier dieſe Schaale voll und klar,
Die reich ich euch entgegen!

Das Kleinſte, beut es Liebe dar,
Verwandelt ſich zum Seegen!
Ein treuer Rath, ein tröſtend Wort,
Ein redlich Wollen fort und fort,
Kann manche Thräne trocknen!

Doch horch, wer klopft, wer ſteht von fern
Beſcheidnen Blickes draußen? —
„Ich bin der Fleiß, und möchte gern
„In Deinem Stübchen hauſen!
„Auch bring' ich eine Schweſter mit,
„Die folget mir auf jedem Schritt
„Mit gleicher Lieb' und Treue!"

Willkommen mir, geliebter Fleiß,
Bekränzt von heitrer Freude!
Du ſchmückſt den häuslichſtillen Kreis
Mit dauerndem Geſchmeide!
Der erſte Platz iſt zwar verſagt,
Auch hab' ich heiter, unbefragt,
Schon Deinen Dienſt verheißen:

Doch denk' ich, wirſt Du ohne Groll
Der neuen Pflicht genügen,
Und freundlich Dich und liebevoll
In meine Grille fügen! —
Triumph! Er tritt vergnügt herein,
Er beut die Hand mir zum Verein,
Und läßt am Herd ſich nieder!

Und wieder klopft es leis und ſacht!
Wer wird wohl draußen ſtehen?
„Geſchwind, Geliebte, aufgemacht,
„War immer gern geſehen!" —
— Ei, liebe Traute, tritt herein!
Die Freundſchaft ſoll willkommen ſeyn
In meiner Gäſte Runde!

Die Freundſchaft macht ein kraus Geſicht,
Es thät ſie was verdrießen.
— Was grolleſt Du? O zögre nicht,
Den Bund mit uns zu ſchließen!
Verſprach ich gleich die Plätze da,
Doch biſt Du meiner Bruſt ſo nah
Wie jemals Du geweſen!

Noch einmal blickt ſie her und hin
Dann naht ſie ſich aufs Neue,
Und fliſtert mit verſöhntem Sinn:
„Ich laſſe nie von Treue!
„Und ändert nichts die Grille dir,
„So will ich mit den andern Vier
„Mich, denk' ich, auch vertragen!“

Und wieder naht's mit leichtem Lauf,
O Himmel, welch Gedränge!
Zurück, ich nehme Niemand auf,
Das Zimmer wird zu enge!
— „Wie? Deine Muſen kennſt Du nicht? —
„Ja, birg nur ſcheu Dein Angeſicht,
„Wir ſind's, die Du geliebet!“

— Himmliſche Schweſtern, o verzeiht!
Vergeben iſt vergeben!
Der erſte Platz war euch geweiht
In meinem Jugendleben,
Doch heut, — o ſchaut nicht finſter drein, —
Trat dieſer Gaſt ſtatt Euer ein,
Sein ſind die erſten Rechte!

„Und iſt auch ſein das erſte Recht,
„Nichts iſt darob verloren!
„Aus gleichem, göttlichem Geſchlecht
„Iſt Charitas geboren.
„Wo aber eine Gottheit weilt:

„Da mit behenden Schwingen eilt
„Die Andre ihr zur Seite!“

„Was Blüte war, das reift zur Frucht!
„Weh'! wer der Muſen Seegen
„In tauben Blüten eitel ſucht! —
„Er iſt auf falſchen Wegen!
„Drum laß getroſt die Schweſtern ein!
„Die Charitas ſoll Bürge ſeyn,
„Daß wir Dich nie verlaſſen!“

Agnes Franz.

Der Gnadenort.

An Luiſe.

Von M. K. Baldamus.

Es ſteht der Schmerz gern bei dem ſchönen Todten,
Der in der Liebe Arm entſchlief;
Was in dem Leben Frohes er entboten,
Als er die Luſt zur ſtillen Feier rief,
Das trauert düſter zu der Leiche Füßen,
Um einmal noch zum Abſchied ſie zu grüßen.

Was ihr dem Schmerz erlaubt, vergönnt's dem Dichter,
Der an des Irrthums Hügel ſteht.
Um ſeinen Todten ſtellt er bunte Lichter,
Und daß die Pflicht ſie nicht verweht.
Enthalten ſtumm die Reime ihre Schwingen,
Als wollten Kühlung ſie dem Schläfer bringen.

Der Todte war wohl reizend in dem Leben,
Es lag der Wunſch an ſeiner Bruſt;
Mit holden Träumen thät er ihn umweben,
Doch ſeines Zaubers unbewußt,
Erſtarb er ſelbſt in kalten Richterarmen,
Die übten mit dem Holden kein Erbarmen.

Wie ein gemeiner Sünder ſollt' er liegen,
So klanglos wie der Fluch, die Schuld,
Kein ſanfter Laut um ſeine Wohnung fliegen,
Auch der geweihten Erde Huld
Gedachten ſie dem Fehle zu verſagen,
Das Mitleid durft' nicht eine Thräne wagen.

Da kam das Lied, geharniſcht wie ein Ritter,
Und ſprach: Gebt mir den Todten nur,
Ich löſe ihn aus eures Bannes Gitter,
Vernichte eurer Fehme Schwur.
Verwandt iſt mir der Fehl, ich muß ihn retten,
Sein zartes Weh auf grüne Kränze betten.

Das Lied hielt Wort, die heitern Reime kamen,
Und deckten mild die Leiche zu.
Von ihren Lippen tönt ein frohes Amen,
Drauf ſchloſſen ſchweigend ſie die Truh'.
Und wo der Berg dort ſich zum Thale lenket,
Ward ſanft der Todte in die Gruft geſenket.

Da ruht er ſtill im Schatten einer Buche,
Die ihm von Freundes Hand gepflanzt,
Um daß der kalte Leumund ihn nicht ſuche,
Der herzlos gern auf Gräbern tanzt,
Umgab das Lied die grüne Leichendecke
Zum ſichern Schutz mit einer Roſenhecke.

Es zieht der Dichter öfters nach der Stelle,
Wo ſtumm der ſchöne Irrthum ruht.

Er nimmt die Wallfahrt vor bei Mondeshelle,
Und meidet gern der Sonne Glut.
Erlöß'te Träume wählt er als Gefährten,
Sie folgen ihm mit weinenden Geberden.

Er machte gern den Platz zum Gnadenorte,
Doch ihm gebricht ein Heil'genbild,
Das ſeines Schmerzes tief bewegte Worte
Verklärte durch ein Lächeln mild,
Der Blicke Troſt in ſeine Bitten miſchte,
Das kranke Herz durch junge Luſt erfriſchte.

O! dürft' er freudig Dich als Schirmfrau grüßen,
Nähmſt Du den Ort in Deinen Schutz,
Dann ſänke er begeiſtert Dir zu Füßen,
Und böte ſtolz dem Leumund Trutz.
Er baute gläubig Altar und Kapelle,
Und wiche nie von Deines Tempels Schwelle.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Von Theodor Hell.

So ſey es denn! ſo will ich Worte geben
Dem innern Drang, dem ſeligen Gefühl,
Das mich umfluthet wie mit neuem Leben
In ſeiner Wellen magiſchem Gewühl,
Das bald mich läßt des Himmels Dom erſtreben
In leichtem Aufſchwung fern vom Erden-Ziel,
Bald wieder will mit liebenden Gewalten
An dem, was nah' dem Herzen, feſt mich halten!

Wie nenn' ich Dich, Du Fülle der Empfindung,
Du Erbtheil eines höhern Seyns im Licht?
Ich fühle Dich in innigſter Verbindung.
Wie Sonnenſtrahl durch trübe Wolken bricht,
Dein Weſen iſt des Innerſten Entzündung
In heil'ger Glut für eine heil'ge Pflicht,
Und doch auch wieder will der Geiſt es wagen,
Dich um Dein Einzelnes kühn zu befragen.

O! fliehe nicht vor dem beſcheid'nen Blicke,
Der liebend Dir in's Himmels-Antlitz ſchaut,
Zieh' vor der Hand nicht zürnend Dich zurücke,
Die gern ſich Deiner Führung anvertraut.
Und wie ja Dichtkunſt ſich die lichte Brücke
Bis in das Reich des Unerforſchten baut,
So laſſ', o Herz, wo Lieb' und Sehnſucht riefen,
Mich untertauchen auch in Deine Tiefen.

Da will ich finden, was vor'm Drang der Zeiten
Geflüchtet ſich in Deinen ernſten Schoos,
Da ſoll ſich mir ein Stärkungsbad bereiten,
Die Pſyche ringend vom Gemeinen los,
Da wird die Arme mir entgegen breiten
Was wahrhaft menſchlich, edel, rein und groß,
Da werd' ich ſchwelgen an der Läut'rungsquelle,
Aufjubelnd zu des Lichtes ſel'ger Helle. —

Ich nenn' Euch, heil'ge Namen, reine Engel,
Die unſer Herz zum Wohnplatz Ihr erwählt,
Vom Ewigen in dieſem Thal der Mängel
Mit unſers Daſeyns höchſter Luſt vermählt,
Drei Blüten Ihr, an *einem* Lilienſtengel,
Wie deren nur der Garten Gottes zählt,
Nur *ſeine* Huld kann Sterblichen verleihen,
Euch, *Glaube*, *Liebe*, *Hoffnung*; Ein's in Dreien.

Denn Eins nur ſeyd Ihr, Eins in Euerm Glanze,
Der auf das Menſchenleben ſich ergießt;
Wer mag Euch trennen? — Stets iſt's nur das Ganze,
Das wieder ſich zur Lichtgeſtaltung ſchließt;
Gleich einem Strom, der zu der Inſeln Kranze
Sich in drei Armen ſegensreich ergießt,
Dann aber eint in einem Rinnſal wieder,
So ſtrömt auch Ihr vom Quell des Lichts hernieder.

Und doch biſt Du mit Deinem feſten Muthe,
Mit Deiner kindlich reinen Freudigkeit,
Mit Deinem höchſten ſtrahlenhellen Gute,
Das ſich nur dem Vertrauen liebend beut,
In deren Schoos der erſte Keim ſchon ruhte,
Der früh der Menſchheit Wiege eingeweiht,
Und doch biſt Du, Du ſanfte Friedenstaube,
Der treue, ächte, felſenſtarke Glaube.

Du aber in der Jugend vollem Prangen,
Mit Deinen Zügen ſeelenvoll und mild,
An der die Augen mit Entzücken hangen
Ein himmelsfrohes, ſel'ges Engelsbild,
Das alle Weſen innig will umfangen,
Den Buſen bietend als der Treue Schild,
Du, an den Glauben innig angeſchmieget,
Du biſt die Lieb', die ſelbſt den Tod beſieget,

Und Du mit Deinen ſonnenhellen Blicken,
Die leuchtend durch das trübſte Dunkel ſchau'n,
Ein Genius, den lichte Strahlen ſchmücken,
Verſcheuchend finſt'rer Erdenmächte Graun,
Den an die angerſtfüllte Bruſt wir drücken,
Ihm bei der Zukunft Schatten zu vertraun,
Du biſt die Hoffnung, der kein Herz verſchloſſen,
Aus Glaubenstreu' und Liebesglut entſproſſen. —

Es tritt der Menſch, ein ſchwaches Kind, in's Leben,
Der Glaube hält auf ſeinem Pfad ihn feſt,
Er wird ihm eine ſich're Stütze geben,
Die ſchirmend nie den Wankenden verläßt,
Wird ihm den Blick hinauf zum Lichte heben,
Den ſüß die Thräne des Vertrauens näßt,
Und Göttliches kommt ihm mit ſeinem Segen
Im Guten, Schönen, Wahren dann entgegen.

Der Jüngling ſtürmt hinaus in's rege Treiben,
Da faßt die Liebe freundlich ſeine Hand,
Sie will bei'm Sturm die Führerin ihm bleiben,
Des wahren Zieles treues Unterpfand;
Nicht wird dann Schein die Sinne ihm betäuben,
Nicht ſuchen das Gemüth ein lock'res Band,
Und auf das Ganze nur der Geiſt ſich richten,
Umfaſſend ſo des Lebens höchſte Pflichten.

Und wenn das Alter dann, vom Streben müde,
Nun dem Berufe hat genug gethan,
Umſtrömt es mild der Hoffnung ſüßer Friede,
Die Schatten lichtend auf dem Lebens-Plan;
Dem Einzelnen beſchirmt des Troſt's Aegide,
Die Menſchheit ſtrebt mit Kraft zu Höher'm an,
Und endlich in des Himmels Seligkeiten
Wird ſie die feſſelloſen Blicke leiten. —

O Dreiklang! der dem Saitenſpiel entquollen,
Das in dem großen Weltenall erſchallt,
Wenn Gottes Hauch zum eingeſtimmten, vollen
Choral durch Sonnen-Lichtſyſteme wallt,
Durchdringe ganz mein Fühlen, Denken, Wollen,
Das von dem Anklang bebend wiederhallt,
Daß nie der Ton aus meiner Bruſt verſchwinde,
Im Himmelswehn ſich immer wiederfinde,

So ſtröme hin denn, Nachhall, zitternd leiſe,
Vom hohen Lied, das keine Zunge ſingt,
Wie dort es, zu des Unnennbaren Preiſe,
Schon ſeit Aeonen durch die Sphären klingt,
Dem Bache gleich, der lange noch die Kreiſe
Auf ſeiner Spiegeloberfläche ringt;
O, könnteſt Du in der Gefühle Wellen,
Doch kräftig über Deine Borde ſchwellen;

Daß mit Dir fort ein jedes Herz gezogen
In der Empfindung Segensfülle ſey,
Und groß ſich fühle auf den vollen Wogen
Und menſchenwürdig, ungehemmt und frei,
Von keinem Druck der Außenwelt gebogen
Nur ſich und höherem Berufe treu,
Im Glauben freudig, in der Liebe heiter
Und in der Hoffnung ſtrebend kräftig weiter.

Dann ſteigt dereinſt das Licht empor aus Nächten,
Der Pſyche Augen ſind nicht mehr verhüllt,
Wir trotzen kühn den finſtern Erdenmächten,
Die Brandung höhnend, die das Ziel umbrüllt,
Wo Sterne ſich zum Kranz des Lichts verflechten,
Wird die Verheißung unſers Seyns erfüllt;
Dort iſt zum Lohn für Glauben, Lieben, Hoffen,
Das Vaterherz des Ewigen uns offen.

Tonkunſt.

Von Henr. Freeſe.

Wenn auf den rauh'ſten Pfad hinaus geſendet,
Kein milder Laut des Dichters Klage dämpft,
Und ſelbſt, im Sturm, mit dem er einſam kämpft,
Sein ſtiller Genius ſich von ihm wendet,
Dann ſchwebſt Du an des Lebens dunk'lem Strand,
Empor gleich einer geiſtigen Aurore;
Und öffneſt leis die gold'nen Morgenthore
Und trägſt die Seele in ihr Heimathland.

Im Lärmgewühl, im lauten Weltgedränge,
Das aus der kaum errung'nen Ruh' den Geiſt
Hinab in wilde Wogenfluthen reißt,
Verſtummen ſcheu des Herzens leiſe Klänge.
Du aber hallſt die Schmerzgefühle nach,
Die heimlich in des Buſens Tiefen lauſchen;
Und Deiner Töne weiche Flügel rauſchen,
Das inn're Echo ſchmeichelnd wieder wach.

Die Sehnſucht findet keine lichte Pforte
Zur Gruft, die ihr verſunk'nes Glück verſchließt;
Um ihr begrabenes Pompeji fließt
Umſonſt die Thräne an dem öden Orte.
Denn ach! die Welt der ſüßen Träume weckt
Aus ihrem Schlaf kein linder Frühlingsſchauer,
Wenn ſtumm und hoffnungslos der Geiſt der Trauer,
Die Liebe mit dem Rabenflittig deckt.

Doch ſtillſt Du ſanft des Buſens tiefen Kummer
Mit holden Tönen der Vergangenheit,
Erwacht des Herzens gold'ne Blütenzeit
Noch einmal aus dem dumpfen Grabesſchlummer. —
Des müden Wand'rers dunk'len Erdenlauf
Umwehen Deine lichten Aeolsſchwingen,
Und Deiner Flöten Silberglocken klingen
Ihm aus dem Zeitenmeere hell herauf.

Ach flüſt're Du, o Eden-Philomele!
Im Drang des Schickſals tröſtend mir um's Ohr
Und locke wieder aus der Bruſt hervor
Die längſt verklung'ne Melodie der Seele!
Laß aus den Stürmen einer fremden Welt,
Die alle innern zarten Blüten knicken,
Zur Säulenharmonie das Auge blicken,
Die Deines Tempels reine Wölbung hält!

Denn wenn in Schwermuth-Nacht und Graun verſunken,
Kein Himmelsſtrahl die trüben Blicke hebt,
Kein linder Hauch des Herzens Glut belebt,
Das aus des Grames Kelch den Tod getrunken,
Dann ſchwebſt Du an des Lebens dunk'lem Strand,
Empor gleich einer geiſtigen Aurore;
Und öffneſt leis die gold'nen Morgenthore
Und trägſt den Dichter ſanft in's Heimathland.

Abendgeläute.

Von Eliſe von Hohenhauſen.

Die Abendglocken in der Dämm'rung Hülle
Beſchwichtigen des Lebens Sturm und Drang;
Vor mir erſchließt ſich ſüßer Träume Fülle,
Erinn'rung naht wie Aeolsharfenklang.

Die Schatten meiner ſchönen Lebensſtunden,
Erſcheinen mir, gehüllt in Roſenduft,
Und was ſo tief und wahr mein Herz empfunden,
Umweht mich jetzt wie laue Abendluft.

Und Du kehrſt auch zurück, die in dem Toſen,
Im Kampf des Lebens nur entſchlummert war,
Du heiße Sehnſucht nach dem Namenloſen!
Die ewig jung, ſo manchen Traum gebar.

Die Träume ſchwanden, und Du biſt geblieben
Gefährtin mir ſeit meiner Kinderzeit!
Mir treu allein, wenn Leben ſchwand, und Lieben,
Und um mich her war kalte Einſamkeit.

Du führteſt mich aus frohem Kinderleben
Zum fernen Wald, am blauen Stromes Rand;
Erklang Dein Ton, wo Luſt und Jubel ſchweben,
Dann wurde bleich des Lebens Feſtgewand.

Oft hab' ich Dich, o Heil'ge, mißverſtanden,
Ein irdiſch Ziel wähnt ich, ſey Dir genug;
Des Herzens Wahn ſchlug Dich in enge Banden,
Doch Du zerreißeſt ſie mit Zornes Fluch.

O anders iſt's. Vom Niedern und Gemeinen
Hieltſt Du mich fern, ein mächt'ger Talisman;
Doch füllt kein Glück, kein irdiſches Erſcheinen,
Den Freudebecher bis zum Rand mir an.

Es kann kein irdiſch Ziel Dich je erfüllen,
Du meine Sehnſucht, heiß und namenlos!
Der Erde Wonne kann Dich nur umhüllen,
Denn es gebar Dich nicht ihr kalter Schooß.

Du biſt geboren über allen Sternen,
In Reichen, die des Herzens Ahnung kennt;
Doch die dem Geiſt ſich immer mehr entfernen,
Je mehr er doch, ſie zu umfaſſen, brennt.

Du, meine ſchmerzlich ſüße Herzenswunde!
Was wird aus Dir, wenn dies Herz brechen muß? —
O tritt hervor in meiner letzten Stunde,
Und führe mich, ein milder Genius.

Der Gang am Meere.

Von M. K. Baldamus.

So thürmet ihr Wellen euch höher und höher,
Begrabet nur eilig das luſtige Grün.
Was ſoll denn die Freude am Ufer hier blühn?
Mir wird es im Herzen ja weher und weher,
Stiefmütterlich hat mich die Erde betrogen,
Drum nehmt in den Arm mich ihr rettenden Wogen.

Man hat euch verleumdet, euch frostig gescholten,
Doch Wärme verbürgt mir eu'r brandender Schaum,
Den gebet zum Mantel dem ärmlichen Traum',
Der stolz noch vor Monden ein König gegolten,
Den falsch man von Throne und Reiche vertrieben,
Daß nichts ihm als Wunden und Thränen geblieben.

Es sinket als Muschel der Traum in die Tiefe
Draus trägt ihn nach Jahren ein Taucher empor,
Und wenn er geöffnet den schaligen Flor,
So ist's ihm, als ob es voll Wehmuth ihm riefe:
Mich darfst Du zum bräutlichen Schmucke nicht wählen,
Ich kann mich allein nur dem Wehe vermählen.

Die Regierung Friedrich August's, Königs von Sachsen,

nach den Quellen dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

Königl. Sächs. Hofrathe und öffentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

---

2 Bände mit Beilagen und Fac simile (52 Bogen) in gr. 8.

Subscr. Preis bis Ende des Jahres 1830 auf geglättetem franz. Druckvelinpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Die fast 59jährige Regierung des verewigten Königs Friedrich August wird in diesem Werke nach drei Zeiträumen dargestellt, wovon der erste die Zeit von seinem Regierungsantritte am 15. September 1768 bis zur Annahme der Königswürde am 20. Dec. 1806, der zweite die Zeit vom 20. Dec. 1806 bis zum 19. Oct. 1813, der dritte die Zeit vom 7. Juni 1815 bis zum 5. Mai 1827 umschließt. Dem ersten Zeitraume gehet eine Einleitung voraus, welche den sächsischen Churstaat seit dem Frieden zu Hubertsbura, in den letzten Monaten der Regierung des Königs August III., während der kurzen Regierung des Churfürsten Friedrich Christian, und unter der Regierung des Administrators Prinzen Xaver darstellt. — Dem zweiten Zeitraume ist die Geschichte des Königreiches Sachsen während des russischen und preußischen Gouvernements beigefügt.

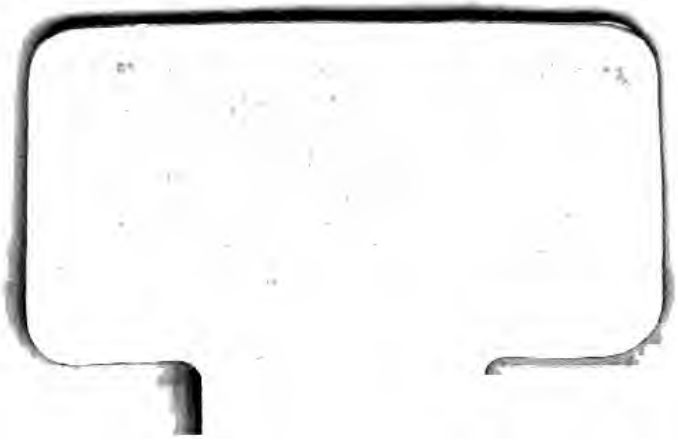
Der Verfaſſer hat durchgehends nach den Quellen gearbeitet; theils nach gedruckten, theils nach ungedruckten, wohin eben ſowohl die Landtagsacten von 1763—1824, als handſchriftliche Mittheilungen gehören. Außerdem wurden ſämmtliche geſchichtliche und ſtaatswiſſenſchaftliche Werke, ſo wie die Monographieen benutzt, welche Sachſen von 1763—1827 berühren.

Zugleich ſind beiden Theilen geſchichtliche und ſtatiſtiſche Beilagen angefügt, welche weitere Ausführungen von einzelnen, im Werke ſelbſt nur kurz berührten, Gegenſtänden (z. B. des ſächſiſchen Bergweſens, des Abgabenſyſtems, der Bevölkerung, der Meißner Porcellanfabrik, des Gewerbszuſtandes, der Bildungs- und Kunſtanſtalten u. ſ. w.) enthalten.

Auf dieſes für jeden Sachſen und teutſchen Geſchichtsforſcher und Staatsmann höchſt wichtige Werk, das nach Stoff und Form ein gediegenes genannt zu werden verdient, eröffneten wir bereits eine Subſcription. Wir luden zu dem Ende alle Patrioten ein, ſich bei uns oder der nächſtgelegenen Buchhandlung in die daſelbſt offen liegenden Liſten einzuzeichnen, weil die Namen der Beförderer dem Werke vorgedruckt werden ſollten; wo dieß noch nicht geſchehen, bitten wir darum bis gegen Ende des Jahres, weil alsdann ein zweites Subſcribentenverzeichniß allen verehrl. Intereſſenten nachgeliefert werden ſoll.

Außerdem können die Beſitzer des Werks auch die, während der Regierung des verewigten Königs geprägten, Medaillen, auf 18 lithographirten Blättern in Quartformat, nebſt einer beigefügten Beſchreibung derſelben, für den Preis von 1 Thlr. 12 Gr. erhalten. Es werden daher die ſämmtlichen Subſcribenten erſucht, bei der Beſtellung genau zu beſtimmen, ob ſie blos das Werk mit dem Facsimile ohne die 18 lithographirten Blätter und die dazu gehörende Beſchreibung, oder ob ſie das Werk mit dieſen 18 Blättern und der Beſchreibung zu erhalten wünſchen.

Leipzig, am 30. Juli 1830.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

61623873